Poigalt. 2565 s/2 Verfluchte

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Digitized by Google

25782.

Digitized by Google

Der Verfluchte.

Der Verfluchte.

Roman

von dem Abbé * * * * *

Deutsch von A. Diezmann.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von E. F. Steinacker.
1863.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt

zum zweiten Bande.

Seite.

8. Mutter Judas 1
9. Das Wunder 11
10. Abreise des Missionspredigers 25
11. Die geistliche Conferenz 32
12. Die Untersuchung 49
13. Ein amtlicher Besuch 60

Viertes Buch.

Prozeß gegen die Jesuiten.

1. Krisis im Schooße der katholischen Geistlichkeit . . 79
2. Tod der Tante 89
3. Enthüllungen Madelettes 101
4. Briefwechsel der beiden Liebenden 105
5. Leiden Julios 111
6. Eine Abrechnung 117
7. Eine schwierige Unterhandlung 127
8. Strafpredigt des Erzbischofs 144
9. Das Pfarramt Julios 155
10. Ein neuer Vergès 168
11. Nützliche Vorbereitungen bei einem Prozesse . . . 180
12. Die Prozeßverhandlung 185

Seite.

Fünftes Buch.

Eine Freiheitsberaubung im 19. Jahrhundert.

1. Getäuschte Liebe 193
2. Kühner Plan der Gräfin von 197
3. Die Privilegien der Jesuiten 208
4. Die Staatsanwaltschaft 217
5. Verlassenheit 225
6. Der „ewige Jude" auf der Bühne 230
7. Der Prozeß vor dem Appellationsgerichte 234
8. Brief des Jesuitengenerals 238
9. Berühmtheit Julios 249
10. Condolenzbesuch bei der weltlichen Herrschaft des Papstes 253
11. Julios Irrfahrt 256
12. Fortsetzung der Irrfahrt Julios 264
13. Begegnung 274
14. Fortsetzung der Irrfahrt 284
15. Santa Maria di Forcassi 290
16. Die Moraltheologie der Jesuiten 296

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

8.

Mutter Judas.

In St. Aventin lebte eine Betschwester von Profession, die sich der junge Pfarrer durch sein offenes Wesen und seinen Haß der Pharisäer natürlich zur Feindin machen mußte. Dieses Weib, welches Louise später gegen Vertraute die Mutter Judas nannte, gehörte einer guten Familie in Montrejeau an. Sie hatte zwei oder drei geistlichen Gemeinden fast angehört, aber ihr unruhiger Sinn, ihre Eifersüchteleien, ihr Neid und ihre Exaltation ließen sie in keiner für immer bleiben. Nachdem sie in Tarbes, in Toulouse, in Gaudens gewohnt, hatte sie sich in das Gebirge zurückgezogen, nach St. Aventin, wo die reine Luft ihren Nerven wohlthat und sie von einem Jahrgehalte lebte, den ihr ihre Familie zahlte. Frau von La Caprède, so hieß sie, fing bereits an alt zu werden, als sie in St. Aventin erschien, aber ihr unruhiger Geist alterte nicht. Was sie an Unduldsamkeit, an Herrschsucht, an Spionierei aus den Klöstern mitgebracht, in denen sie es versucht hatte, übte sie im Großen in St. Aventin aus. Mit diesen ihren moralischen Gebrechen, der Folge ihrer Klostererziehung, und ihrem bösen Charakter verbanden sich indeß auch gute

Eigenſchaften, die ihr die Liebe der Gebirgsbewohner erwarben. So war ſie denn ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren der Mittelpunkt einer religiöſen Bewegung in dem Kirchſpiele durch Mädchen, welche ſie zu Schweſterſchaften vom lebendigeu Roſenkranze, vom heiligen Herzen und anderen reich mit Ablaß von den Päpſten begabten Genoſſenſchaften ähnlicher Art verbunden hatte. Mit einem Worte, Frau von La Caprède ſpielte den weiblichen Pfarrer in St. Aventin.

Da ſie einen Theil ihrer klöſterlichen Kleidung beibehalten hatte, ſo nannte ſie das Volk, das ſo genau nicht hinſieht, Schweſter, oder noch häufiger Mutter; die jungen Mädchen aber ſagten zu ihr nie anders als: meine gute Mutter.

In der Natur dieſer frommen Frau lag es, nur die zu lieben, welche ſie beherrſchen konnte. Julios Vorgänger, einen gutmüthigen, faſt kindiſch gewordenen alten Mann, hatte ſie in der letzten Zeit ſeines Lebens ſoweit gebracht, daß er ſie bei allen Angelegenheiten zu Rathe zog.

Als Julio ankam, gehörte ſie zu den Erſten, die ſich ihm vorſtellten. Er aber war bereits in T. von Einem, der ſie wohl kannte, auf ſie vorbereitet worden. „Sie haben in Ihrem Kirchſpiele eine miſerable Betſchweſter und ſie wird Ihnen das Leben ſauer machen, wenn Sie ſich nicht vorſehen," hatte der Mann geſagt und die Frau ſodann geſchildert. Julio empfing ſie alſo mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit, war aber auf ſeiner Hut.

Am Sonntage, nach ſeiner Einführung, war die

Frau von La Caprède die Erſte, die bei ihm im Beichtſtuhle erſchien.

Nachdem ſie die gewöhnlichen kleinen Sünden gebeichtet hatte, bat ſie ihn, ihr noch einige Augenblicke zu ſchenken.

„Es liegt mir viel daran, daß Sie mich genau kennen," ſagte ſie. „Ich habe einigen Einfluß in der Gemeinde und lebe ſchon manches Jahr hier. Durch meine unabhängige Lage iſt es mir möglich gemacht, manches Gute zu thun."

Sie entwickelte mit ziemlicher Geſchicklichkeit ihr wohlvorbereitetes Thema, ſo daß ein gutmüthiger Pfarrer leicht in die Falle hätte gehen können. Julio freilich war gewarnt.

Die praktiſche Seite der Rede der guten Mutter beſtand darin, daß der Herr Pfarrer ſich mit ihr verſtändigen ſolle, weil ſie alle jungen Mädchen „in der Hand" habe. Sie verſprach auch, ihm alles mitzutheilen, was in den Familien vorgehe, weil es viel dazu beitrage, Gutes zu wirken. Wenn man die künftigen Familien durch die jungen Mütter in die Hand bekomme, ſo müſſe St. Aventin eine Muſtergemeinde werden. Die Frau ſchlug alſo dem jungen Pfarrer ein Bündniß in aller Form vor.

Julio antwortete anfangs nur einſilbig. Er ſagte, „wir wollen ſehen", aber in einem Tone, daß die ſchlaue Alte, die zwanzig Julios durchſchaut hätte, ſich nicht täuſchte und ſogleich errieth, der junge Pfarrer werde nicht anbeißen. So kehrte ſie denn den Spieß um und kam mit der größten Geſchmeidigkeit und dem geſchickteſten Uebergange dazu, ihm zu ſagen, ſie habe ſich von

ſeinem Talent und ſeinem Verdienſt die höchſte Vorſtellnng gemacht; der Abbé Julio, der ehemalige Secretair Sr. Eminenz des Cardinals von Flamarens, ſei ihr ſehr wohl bekannt worden durch einen Geiſtlichen in T., der ihr das Rühmlichſte von ihm geſchrieben, und ſie werde ſich glücklich ſchätzen, von einem ſo geiſtreichen und zugleich frommen Manne in Allem ſich leiten zu laſſen.

Als Julio, den alle Schlauheit der Betſchweſter ſo kalt fand wie den Granit, den dieſer dem Pater Baſil gezeigt hatte, bemerkte, daß die Unterredung wohl eine Stunde dauern könne, antwortete er:

„Ich werde immer bereit ſein, liebe Schweſter, in Allem, was Ihr Gewiſſen betrifft, Ihnen nützlich zu ſein; was aber die Leitung des Kirchſpiels betrifft, ſo geſtehe ich, daß es mir widerſtrebt, anderer Mittel mich zu bedienen als der, welche mir die Kirche durch die Belehrung von der Kanzel giebt. Da habe ich meine Leute vor mir; ich unterrichte ſie und rathe ihnen; das Uebrige ſteht bei Gott.“

Julio ſetzte in kaltem Tone hinzu:

„Haben Sie mir ſonſt noch etwas zu ſagen?“

Die Alte, welche dies Mal beſiegt war, entſchloß ſich mit ihm von ihren Gewiſſensangelegenheiten zu ſprechen. Sie fragte ihn, faſt zitternd, ob ſie fortfahren könne, das heilige Abendmahl täglich zu nehmen, wie es ihr ihr früherer Beichtvater erlaubt hätte.

„Das iſt eine ſehr wichtige Frage, liebe Schweſter und ich will heute nicht darüber ſprechen. Ich finde es ſchon zu viel für den Geiſtlichen jeden Tag an den Altar zu treten. Die Kirche iſt nur durch Noth dahin gekommen; dann

würde die Ausnahme Regel, aber ich ſehe die Nothwendigkeit für Perſonen nicht ein, die wie Sie Profeſſion von der Frömmigkeit machen. Nehmen Sie das Abendmahl heute und nächſten Donnerſtag. Das Weitere wird ſich finden."

Dieſer ſo unerwartete Beſcheid traf die Betſchweſter wie ein Blitzſchlag.

Als der Pfarrer ſeiner Beichttochter den Segen gegeben und das Gitter geſchloſſen hatte, ging ſie purpurroth im Geſicht und mit faſt irrem Blick auf ihren Platz. Da kniete ſie nieder, legte beide Hände auf das Geſicht, ſenkte den Kopf und ſprach für ſich:

„Dieſer Menſch iſt gar kein Prieſter."

In dieſem Augenblicke entzündete ſich im Herzen dieſer Betſchweſter ein unverſöhnlicher Haß gegen Julio. Daß er ihre Mitwirkung in der Gemeinde zurückgewieſen, dachte ſie, ſei Unerfahrenheit, vielleicht auch Mangel an Vertrauen zu einer Perſon, die er noch nicht kenne. Aber daß er ihr die tägliche Communion entzog, der guten Mutter, die ſie unter dem vorigen Pfarrer zehn Jahre lang dem ganzen Kirchſpiele ein Vorbild geweſen, ihr, die alle Frauen in der Umgegend für eine wahre Heilige anſahen, das war zu ſtark. Was ſollte man in der Gemeinde dazu ſagen? Was würde man muthmaßen, wenn man ſie nicht mehr jeden Tag zu dem Tiſche des Herrn treten ſähe?

Die wunderlichſten und ausſchweifendſten Gedanken kochten in ihrem gereizten Hirne. Konnte ſie nicht an den Erzbiſchof ſchreiben und ſich über Abendmahlsverweigerung beſchweren? Aber der Erzbiſchof antwortete wahrſcheinlich, in ſolche Dinge habe er ſich nicht zu

miſchen, denn darin ſei allein der Beichtiger Richter. Sollte ſie den jungen Pfarrer bitten, ſie bei ihren langjährigen Gewohnheiten doch zu laſſen? Aber der Menſch ſchien nicht leicht zu erweichen zu ſein. Sie ſcheiterte vielleicht noch einmal und ſollte ſie ſich in ihrem Alter einem abſchlägigen Beſcheide ausſetzen? Wenn ſie gar jeden Tag an den Tiſch des Herrn trat und ſo dem Pfarrer trotzte, ſo war dies ein unſchicklicher Kampf und ſolches Aergerniß durfte ſie nicht geben. Kurz die Betſchweſter dachte an alles, nur nicht an — Gott.

Julio, der mit ſeinem Gewiſſen nicht handeln konnte, war auch in der Folge unbeugſam und änderte ſeinen Beſchluß nicht. Eines Tages endlich ſprach er ſich ganz entſchieden aus. Frau von La Caprède jammerte und ſeufzte lange, machte ihm Vorwürfe über ſeine Härte und erklärte, einer ſolchen Prüfung würde ſie den Tod vorgezogen haben. Da entgegnete er:

„Nöthigen Sie mich nicht Ihnen zu ſagen, daß es bei dem Zuſtande Ihres Gewiſſens jetzt eine große Nachſicht von mir ſein würde, wenn ich Ihnen erlaubte zu Oſtern zu communiziren.“

In dieſem Augenblicke fiel der Schleier von den Augen der Frau. Sie ſah ein, daß ſie errathen ſei und wagte nicht mehr zu klagen und zu murren. Aber die Wunde ging tief und auf das Gefühl des Haſſes folgte die Rachluſt. Sie machte ſich zur Wächterin und zum Spione bei dem Pfarrer.

Da das Haus der Frau von La Caprède in der Nähe der Kirche von St. Aventin ſtand, ſo hatte ſie die Fremde, deren Geſchichte wir kennen, in die Kirche

gehen ſehen, aber ſie hatte nicht bemerkt, daß ſie dieſelbe verließ. Da ſie ſehr neugierig war, hatte ſie gelauſcht bis es ganz finſter geworden. Als ſie dann gehört, daß der Pfarrer die ſchweren Riegel an der Kirchthür vorſchob, wie er es jeden Abend zu thun pflegte, vermuthete ſie, die Fremde, die wahrſcheinlich nach Aventin gewallfahrtet, habe ſich ungeſehen entfernt. Von ihrer Kloſterzeit her pflegte ſie noch immer früh vor Tagesanbruche aufzuſtehen, eine Lampe anzuzünden und ihr Gebet zu verrichten.

Der Zufall wollte nun, daß ſie nach dem Fenſter ihres Zimmers gerade in dem Augenblicke ſah, als die Fremde bei Tagesanbruche von Julio auf den Weg nach Luchon gebracht wurde. Sie erkannte Beide ſehr wohl und die Sache erhielt in ihren Augen den Charakter eines Liebesverhältniſſes. Es fiel ihr gar nicht ein, nach einer etwaigen Entſchuldigung für den Pfarrer zu ſuchen. Nur eines fiel ihr ein, aber wenn die Fremde eine Verwandte war, ſo wäre ſie nicht ſo ſpät am Abend gekommen und hätte ſich nicht ſo früh am andern Tage wieder entfernt; war ſie dagegen auf der Wallfahrt, ſo hätte der Pfarrer ſie in das Wirthshaus gewieſen und ſie nicht mit Gefahr ſeines Rufes in ſein Haus aufgenommen. Es mußte alſo offenbar ein verbrecheriſches Verhältniß ſein. Der Mann war von nun an in ihren Augen ein Ungeheuer. Und welche ſchwere Prüfung für ſie, daß ſie als ihren Beichtvater, als ihren Gewiſſensrath einen Menſchen haben ſollte, der ſich ſo befleckte! Was mußte ſie leiden, wenn ſie den Altar und die Hoſtie ſo entweiht ſah! Alle dieſe Gedanken erfüllten ſie mit Grauen.

„Der Schändliche! der Ehrloſe!“ ſagte ſie.

Die Ankunft des Pater Basil war ein großer Troſt für das Herz der „guten Mutter“. Alle drei bis vier Tage ging ſie zu ihm in den Beichtſtuhl und der Kapuziner war nicht der Mann, der ſich eine ſo ſchöne Gelegenheit entgehen ließ, mit einer ſo frommen Perſon ſich zu unterhalten, die ſich ſo ſehr nach ſeinem Rathe ſehnte und die er bald als eine Art Heilige verehrte. Schon am erſten Tage klagte die Betſchweſter darüber, daß ſie ſich ſo einſam und verlaſſen hier im Gebirge fühle und daß ſie wenig Erbauung bei dem jungen Pfarrer finde, der gar nicht geiſtlich geſinnt ſei.

„Das iſt leider wahr, meine liebe Tochter. Sie ſind ſehr zu beklagen. Tragen Sie aber Ihr Kreuz in Geduld.“

„Ja, guter Vater, es iſt ſehr ſchwer. Zum Glück hat Gott Sie mir geſandt als Einen ſeiner Engel, mir beizuſtehen in der Zeit, als die Prüfung meine Kräfte überſteigen wollte. Verzeihen Sie mir, daß ich mein Herz ſo vor Ihnen ausſchütte, aber ich habe unbeſchreiblich gelitten, ſeit der unglückſelige Pfarrer hierher gekommen iſt.“

„Sprechen Sie ohne Scheu, meine Tochter. Sie können ſich denken, daß der Herr Erzbiſchof, als er mich nach St. Aventin ſandte, mir auch den ausdrücklichen Auftrag gegeben hat, mich nach dem Verhalten dieſes Geiſtlichen genau zu erkundigen, den er nur aus Mitleid hierher geſchickt hat, weil er nicht wußte, was er nach den Thorheiten aller Art, die er begangen, beginnen ſollte. Der Erzbiſchof hat mir ſelbſt geſagt, er ſei ein junger Thor.“

„Ach, mein lieber Herr Pater, wenn er nur das wäre...!“

„Was meinen Sie? Sprechen Sie deutlicher, meine Tochter. Hat er ſich etwas Schweres zu Schulden kommen laſſen?“

„Ach, Herr Pater, es würde mir ſchwer werden es auszuſprechen; erlauben Sie, daß ich ſchweige.“

Dieſes wohlberechnete Zögern der Mutter erregte die Neugierde des Kapuziners nur um ſo mehr und alle Inquiſitionsſucht erwachte in ihm.

„Im Namen Gottes, im Namen unſerer heiligen Religion befehle ich Ihnen, mir die ganze Wahrheit zu ſagen. Man ſoll das Aergerniß nicht im Heiligthume laſſen, wenn es ſich darin findet. Jeſus hat die Verkäufer mit Geißeln aus dem Tempel getrieben.“

Der Vergleich war zwar kein glücklicher, aber die Erinnerung an den Eifer des göttlichen Meiſters gegen die, welche das Haus ſeines Vaters entweiheten, regte den Fanatismus des Mönches an.

„Laſſen Sie ſich dieſes Beiſpiel zur Lehre dienen, meine Tochter,“ fuhr er fort. „Achten Sie nicht auf das Zartgefühl des Mitleids, wenn es gilt, verdeckten Ausſatz zu enthüllen, welcher die ganze Heerde anſtecken könnte. Muth, meine Tochter! Sagen Sie mir Alles, ich befehle es im Namen Gottes.“

Der Mönch war zu dem Punkte gelangt, wohin ihn die von Haß erfüllte Frau haben wollte.

„Nun, mein ſehr werther Herr Pater, da Gott ſelbſt es mir durch Ihren Mund befiehlt, ſo will ich gehorchen, ſo ſchwer es mir auch wird. Ich will Ihnen einfach erzählen, was ich geſehen habe, Sie mögen dann

in Ihrer Weisheit beurtheilen, ob eine Kirche länger einem Manne anvertraut bleiben kann, der sich soweit vergißt."

Und sie erzählte, ohne den geringsten Umstand zu vergessen, der ein verbrecherisches Verhalten bei Julio wahrscheinlich machen konnte, was sie gesehen hatte, von dem Mädchen, das Abends gekommen, um nicht bemerkt zu werden in die Kirche gegangen und am andern Morgen vor Tagesanbruch entlassen worden sei.

„Das ist es, Herr Pater, was mich peiniget," schloß sie. „Wenn ich nicht mein Haus hier hätte, würde ich auf der Stelle den Ort und die entweihete Kirche verlassen und den Anblick dieses Priesters meiden, der sein heiliges Amt täglich schändet. Meine persönlichen Beschwerden gegen ihn sind sehr unbedeutend in Vergleich mit solchem Skandal. Er hat freilich seine Pflichten auch soweit vergessen, daß er mir sogar die tägliche Communion versagte, die mir sein frommer Vorgänger gestattet hatte. Aus Gnade gestattet er mir sie noch Sonntags und Donnerstags. Glauben Sie mir, Herr Pater, was ich schon gelitten habe."

„Das soll anders werden, meine Tochter; ich übernehme es. Da sie mir dies alles aber unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses mitgetheilt haben, so kann und werde ich um keinen Preis dies Geheimniß verletzen. Ich muß, sobald Sie den Beichtstuhl verlassen, von allen Schändlichkeiten, die Sie mir enthüllt, so gut wie nichts wissen. Damit ich also heute noch einen ausführlichen Bericht an den Herrn Erzbischof abgehen lassen kann, müssen Sie mich ausdrücklich ermächtigen, dessen was sie

erzählten mich zu bedienen, als wenn Sie es mir in einem gewöhnlichen Geſpräche mitgetheilt hätten.“

„Angeberei widerſträubt meinem Charakter, Herr Pater.“

„Angeberei, meine Tochter? Keineswegs. Sie machen pflichtſchuldig die Behörde auf die Sünden eines Prieſters aufmerkſam; Sie erfüllen eine Pflicht.“

„Wenn es ſo iſt, ſo ermächtige ich Sie, meine Beichte zu benutzen, um dem Herrn Erzbiſchof anzuzeigen, wie es hier zugeht.“ Noch an demſelben Tage ging der Kapuziner mit dem Vorſatze, ſogleich einen vernichtenden Bericht gegen Julio an den Erzbiſchof abzuſenden, an den Altar und die Betſchweſter nahm das Abendmahl von ſeiner Hand.

9.

Das Wunder.

Zu den Mädchen in St. Aventin, auf welche Frau von La Caprède den größten Einfluß hatte, gehörte Liſette Cabarous. Sie war klein, ſehr nervös, hyſteriſch und durch das Anhören von Schriften, welche die Mutter vorgeleſen, hatte ſich ihre Phantaſie im höchſten Grade erhitzt. Alle Nächte hörte ſie Stimmen. Oftmals ſtand ſie mit den Füßen auf dem Holze der Bettſtelle, wie zwiſchen Himmel und Erde, im Zuſtande der Extaſe. Ihr Geiſt war ſehr ſchwach; je mehr ihre Phantaſie ſich entwickelt hatte, um ſo mehr war ihr Urtheil zurückgeblieben.

Digitized by Google

Unglücklicherweiſe war ſie die einzige Tochter. Ihr Vater, Einer der reichſten Grundbeſitzer des Thales, entband die Tochter von den Feldarbeiten, welche das beſte Heilmittel moraliſcher Schwächen ſind, und ſo verbrachte ſie die langen Stunden des Tages theils in der Kirche, theils bei der Mutter, theils mit dem Leſen der kleinen Andachtsbücher, welche ihre Bibliothek ausmachten und denen ſie die von dem Kapuziner ausgetheilten beigefügt hatte.

Frau von La Caprède verehrte namentlich den heiligen Joſeph ſehr. Bei der Proclamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau hatte ihr ein Geiſtlicher, der die Geſchichte einigermaßen kannte, mitgetheilt, ſchon der gelehrte Gerſon habe bei dem Concil von Conſtanz die unbefleckte Empfängniß des heiligen Joſeph proclamiren wollen. Dies hatte ſich die Frau nun in ihren excentriſchen Kopf geſetzt.

Warum ſollte der heilige Joſeph, ihr Heiliger, nicht daſſelbe Vorrecht haben wie Maria, da er doch gleich ihr beſtimmt geweſen, die Kindheit Jeſus zu ſchützen und ihn wie ſie auf ſeinen Armen zu tragen?

Das Schriftchen über den heiligen Joſeph, welches der Kapuziner vertheilte, hatte die Verehrung der Mutter gegen ihn noch mehr geſteigert und ſo wurde denn in dem großen Rathe der Mädchen, unter dem Vorſitze der Betſchweſter, beſchloſſen, im nächſten Jahre den ganzen März hindurch den Joſeph-Monat zu feiern.

Welches Glück, wenn man den Pater Baſil vermögen könnte, noch einmal nach Aventin zu kommen und im Joſeph-Monat zu predigen!

Liſette Cabarous hatte ſich in den Mönch verliebt.

Die lange graue Kutte mit der ſchweren Kapuze, der Strickgürtel, der glattraſirte Kopf, die nackten Füße, ungerechnet den Bart, welcher nach dem Sprichwort die Hälfte des Kapuziners ausmacht, alles das hatte großen Eindruck auf das Mädchen gemacht. Und, was die grobe Kutte umſchloß, war für ſie nicht ein Menſch, ſondern ein Engel, und wenn der Mönch die Verzückte aufgefordert hätte, ſein Lager zu theilen, ſo würde ſie eine Gnade des Himmels zu empfangen gemeint und dann einer Verzückung in Engelsliebe ſich hinzugeben geglaubt haben. Zum Glück für ſie war der Kapuziner zwar ein fanatiſcher, aber doch ein ehrlicher Narr.

An dem Tage, an welchem Pater Baſil zum erſten Male auf der Kanzel in St. Aventin erſchien, verließ Liſette kaum die Kirche und das Haus der Mutter. Nur um zu ſchlafen ging ſie nach Hauſe. Auch da aber ſtand ſie, wie die Frau La Caprède, die ſie in allem nachahmte, vor dem Tage auf, klopfte leiſe an die Thür der Mutter und ſagte:

„Liebe Mutter, Ihre Liſette will ihr Gebet mit Ihnen verrichten.“

Man glaubt gewiß gern, daß ſie keine Gelegenheit verſäumte, geiſtliche Geſpräche mit dem Pater zu führen. Sie wußte es ſo einzurichten, daß, unter dem Vorwande größere Fortſchritte in der Vollkommenheit zu machen und ein neues gottſeliges Leben anzufangen, unter dem Vorwande ferner, der Pater müſſe ihre Seele beſſer kennen lernen, damit er über ihren Beruf für das Kloſter ſicherer urtheile, in der erſten Hälfte des Maimonats kaum ein Tag verging, ohne daß ſie in dem Beichtſtuhle des Kapuziners erſchien. Da trank ſie faſt jedes Wort

von dem Munde des Mönchs, wie eine in der Hitze faſt verdorrende Pflanze den Regen aufnimmt, und ſo war das Mädchen, ſo unverdorben wie ein Kind und ſo heiß wie eine reuige Magdalena, eine der Bevorzugten geworden, denen die Männer Gottes, ohne daß ſie ahnen, wie ſie menſchlichen Schwächen nachgeben, die liebevollſten Namen geben und die liebkoſendſten Reden nach den warmen Bildern des Hohen Liedes halten, als ob ſie beide nicht auch ein ſchwaches Herz hätten und von ſterblichem Fleiſche wären.

Am 16. Mai erſchien Liſette vor Tagesanbruche bei der guten Mutter wie eine Begeiſterte und erzählte ihr in fieberhafter Aufregung, daß es ihr am Abende vorher, als ſie in ihr Kämmerlein getreten, in welchem ſich ein heiliger Joſeph befand, vorgekommen ſei, als leuchte plötzlich das Bild, als erhalte der Heilige menſchliche Geſtalt, komme auf ſie zu und ſage:

„Meine Tochter, die frommen Seelen wenden ſich von mir ab. Ich bin nicht eiferſüchtig auf die Vorrechte meiner allerheiligſten und allerreinſten Gemahlin, der Jungfrau Maria. Man hat ſie für unbefleckt empfangen erklärt; ich bin es auch, denn du ſiehſt ein, mein Kind, es ziemte ſich nicht, daß der Ehrenhüter Mariens neben ihr einen Schatten von einem böſen Gedanken haben konnte.“

Die Erſcheinung wäre allmälig verſchwunden und das Bild in der Kammer wieder geworden wie es immer geweſen.

Liſette verrichtete ein Dankgebet an den Heiligen, daß er ſie mit dieſer Gunſt beehrt, als dieſelbe Erſcheinung

zum zweiten Male ſich wiederholte und der Heilige zu ihr ſagte:

„Du, meine Tochter, ſollſt auserwählt ſein, meiner Kirche anzuzeigen, daß der Augenblick gekommen ſei, mir daſſelbe Vorrecht zuzuerkennen, welches meine allerheiligſte und allerreinſte Gemahlin, die Jungfrau Maria, beſitzt.“

Liſette ſah dann gar nichts mehr, denn ſie verlor die Beſinnung. Am andern Morgen lag ſie an derſelben Stelle, nachdem ſie die ganze Nacht entzückende Erſcheinungen gehabt hatte, in denen die Engel, die Heiligen, die Mönche, der Pater Baſil, die Chöre der Jungfrauen, eine Art Krönung des heiligen Joſeph durch Gott den Sohn in Gegenwart der Jungfrau und des ganzen himmliſchen Hofes, nach einander vor ihrem Blicke vorübergegangen waren und ihre Seele mit Entzücken erfüllt hatten.

„Sagen ſie dies dem Pater, Kind, ſagen Sie dies dem Pater, ſogleich, noch vor der Meſſe! Das iſt eine Offenbarung, Kind, ein Wunder, ein Wunder!“

Sobald der Tag graute, lief die Mutter wie eine Beſeſſene mit Liſetten in die Kirche und rief: Wunder! Wunder!

Der Kapuziner befand ſich neben dem Beichtſtuhle und erwartete die Perſonen, die ſich gewöhnlich an ihn wendeten.

Bald kniete Liſette Cabarous vor ihm und der Pater ſchloß die vergitterte Thür, die ein kleiner Vorhang verhüllte.

Das Mädchen erzählte das Wunder mit allen Einzelheiten und fragte dann:

„Herr Pater, glauben Sie, daß der heilige Joſeph es gut mit mir meint?“

„Ja wohl, meine Tochter und das iſt ein letzter Beweis, daß er will, Sie ſollen das Gelübde der Keuſchheit ablegen. Er wird Ihr Beſchützer ſein. Jetzt aber, mein Kind, muß die Kunde von der Erſcheinung, mit der Sie beehrt worden ſind, überall verbreitet werden. Es iſt eine große und eine heilige Miſſion und ich danke Gott, daß ich Zeuge von ſo offenbaren Aeußerungen ſeines Glanzes bin. Wir leben in einer Zeit der Offenbarungen, die Ihrige wird ſich jener von Salette und von Lourdes anſchließen. Glückliches Kind, Ihr Name wird in allen Jahrhunderten neben denen einer Melanie und Bernadette mit Ehren genannt werden. Wollen Sie mich ermächtigen einen Bericht darüber zu geben?“

„Von ganzem Herzen.“

„Ich werde eine Meſſe leſen, um Gott in Ihrem Namen für dieſe Wundererſcheinung zu danken. Glauben Sie mir, es wird viel Gutes daraus für das Kirchſpiel und für das ganze Gebirge hervorgehen.“

Nach einigen Stunden ſchon wußte man durch die Mutter und die Geſellſchaft der Mädchen, die in aller Eile zuſammenberufen worden war, um die Geſchichte des Wunders anzuhören, in St. Aventin und in dem ganzen Thale von dem, was der Liſette Cabarous geſchehen war.

Der Mönch, den dieſe übernatürliche Sache und der Bericht an den Erzbiſchof ſehr beſchäftigte, war bei dem Frühſtücke ſehr ſchweigſam, ſtand dann raſch vom Tiſche auf, ohne indeß vergeſſen zu haben, ſeinem ſchwachen Magen mit ſtarken Getränken zu Hilfe zu kommen und

e Stunde eine solche Lüge zu er
er Zeuge eines Wunders nicht
cht täuschen kann, wie ist der
weisen? Dann müßte man ja
cht bestrittenen Wundern, an denen
ln. Sagen Sie, hat das
llen?"

„Nein, das Mädchen ist da
mm."

„Hat sie getäuscht werden kön
„Ja wohl."

„Wie? Hat sie nicht gehört
e heilige Person, die zu ihr sa
Joseph und die von der Gattin
cht der heilige Joseph? We
ernatürliches Ereigniß kommt
Teufel, der Teufel hat kein J
rung des heiligen Joseph aus
Offenbarung von Gott. Können

„Sehr leicht und ich bedau
elches Sie mir stellen, kein sel
können, die Sie Gott oder den
e die des überreizten Gehirn
andelt einen einfachen Traum
heinung. Wenn man an ein
ung soll glauben können, mu
Zeuge auch dadurch nicht
ß er für eine unbestreitbare
ist ihm die Wirkung einer H
nigstens ist.

„Wenn Sie mir das von

im Stande eine ſolche Lüge zu erfinden? Wenn aber der Zeuge eines Wunders nicht getäuſcht werden und nicht täuſchen kann, wie iſt vernünftiger Weiſe zu zweifeln? Dann müßte man ja an den ganz und gar nicht beſtrittenen Wundern, an denen des Evangeliums zweifeln. Sagen Sie, hat das Mädchen uns täuſchen wollen?"

„Nein, das Mädchen iſt dazu zu ehrlich und zu dumm."

„Hat ſie getäuſcht werden können?"

„Ja wohl."

„Wie? Hat ſie nicht gehört was ſie hörte? War die heilige Perſon, die zu ihr ſagte: ich bin der heilige Joſeph und die von der Gattin, der Jungfrau, ſprach, nicht der heilige Joſeph? Wer war es ſonſt? Ein übernatürliches Ereigniß kommt von Gott oder von dem Teufel, der Teufel hat kein Intereſſe dabei, die Verehrung des heiligen Joſeph auszubreiten. Alſo kommt die Offenbarung von Gott. Können Sie darauf antworten?"

„Sehr leicht und ich bedaure, daß das Dilemma, welches Sie mir ſtellen, kein ſehr ſtarkes iſt. Außer den Viſionen, die Sie Gott oder dem Teufel zuſchreiben, giebt es die des überreizten Gehirns. Die Phantaſie verwandelt einen einfachen Traum in eine wirkliche Erſcheinung. Wenn man an eine übernatürliche Erſcheinung ſoll glauben können, muß dargethan werden, daß der Zeuge auch dadurch nicht getäuſcht werden konnte, daß er für eine unbeſtreitbare Thatſache das nahm, was bei ihm die Wirkung einer Hallucination oder des Alpdrückens iſt.

„Wenn Sie mir das von der armen Liſette bewieſen

haben, dann will ich mit Ihnen über dieſe Offenbarung zu reden anfangen. Bis dahin ſehe ich darin nichts als die fünfte Auflage der Wunderdinge, die ſie mir ſeit meinem Hierſein erzählt hat. Es war mir gelungen, ihren Kopf etwas zu beruhigen. Ihr Vater, ein verſtändiger Mann, der ſie mit Leidweſen in einem Zuſtande ſieht, welcher nach der Ausſage des Arztes in dem Alter gefährlich werden kann, in welchem ſie ſteht, dankte mir für den guten Rath, den ich der Tochter gegeben und ſagte, hyſteriſche Zufälle kämen ſeit einiger Zeit ſeltener. Jetzt fängt alſo die Exaltation von neuem an. Ich muß die für ſehr ungeſchickt, wenn nicht für ſchlimmer halten, welche ihr in den Kopf ſetzen, ſich für eine Gottbegeiſterte anzuſehen."

Die letzten Worte waren ein Keulenſchlag für den unvorſichtigen Mönch. Ein Reſt von Verſtand war ihm doch geblieben und ſo ſagte er ſich denn, er ſei doch vielleicht zu weit gegangen. Wenn der Bericht an den Erzbiſchof nicht ſchon auf der Poſt geweſen wäre, hätte er die Abſendung noch verſchoben. Jetzt war es zu ſpät.

Ueberdies war es für ſeinen Mönchsſtolz die größte Demüthigung vor dem geſunden Verſtande und der Klugheit eines jungen Pfarrers ſchweigen zu müſſen, den er in ſo ſchamloſer Weiſe eines Verbrechens beſchuldigt hatte. Selbſt in der fanatiſchſten Seele regt ſich noch immer das Gewiſſen. Eine Zeitlang hörte der Mönch die Stimme des Gewiſſens, welche Pein erzeugt, aber bald richtete er ſich mit allem Hochmuthe der Mönchsunfehlbarkeit wieder empor.

„Herr Pfarrer, es giebt einen Richter zwiſchen Ihnen

und mir. Ich habe meinen Bericht an den Erzbiſchof gemacht; er wird urtheilen."

Julio antwortete nicht darauf; ſein Schweigen und ein würdevoller Blick auf den Kapuziner waren die letzte Züchtignng, die er ihm ertheilte.

Als der Pater Baſil dieſen beklagenswerthen Weg einmal betreten hatte, konnte er nicht ſtill ſtehen. Er hätte ja zugeſtehen müſſen, daß er Unrecht gehabt; er hätte ſich einer Inconſequenz in den Augen der frommen Frau La Caprède ſchuldig gemacht, mit der er in ſo gutem Verhältniſſe ſtand.

An dem Abende dieſes Tages ſtand das Volk dicht gedrängt vor der Kirche und kaum hallten die erſten Glockenſchläge durch das Thal als die Leute, aufgeregt durch die Geſchichte von dem Wunder, gleich unwiderſtehlichen Wogen in die Kirche drangen und in wenigen Minuten dieſelbe in allen Räumen bis an die Altarſtufen füllten. Das Volk iſt ungeſtüm ſelbſt mit Gott; es verſteht bei keiner ſeiner Leidenſchaften Spaß. An dieſem Tage handelte es ſich bei ihm um etwas Großes, um ein Wunder. Julio und der Mönch hatten Mühe zu der Sacriſtei zu gelangen und der Mönch keuchte und ſchwitzte bereits als er auf der Kanzel erſchien.

Da er bei Tiſche trotz ſeinem Aerger über Julio gegeſſen und getrunken hatte wie gewöhnlich, ſo brachte er auch ſeine ſonſtige kochende Beredtſamkeit mit. Er benutzte den Anblick der dichtgedrängten Zuhörer, um zu ſagen, er begreife ſehr wohl, daß Aller Blicke eifriger als je ſich auf ihn richteten. Er ſprach dann von der wunderbaren Erſcheinung, die das Kind gehabt, welches der Stolz und der Ruhm Aventins in allen Zeiten

ſein würde. Er erzählte viele ähnliche Erſcheinungen und folgerte daraus, daß die Wahrheit auf Seiten der Katholiken ſei, die allein mit ſolchen Wundern beglückt würden. Allerdings erwähnte er auch, daß die Offenbarung, die der frommen Liſette Cabarous geworden ſei, nicht eher für gewiß und verehrungswürdig angeſehen werden könne bis nach dem canoniſchen Urtheile, welches der Erzbiſchof ſprechen werde; er ſetzte aber hinzu, daß er an der Approbation dieſer höchſten Behörde nicht zweifele und ſchloß damit, daß er alle Bewohner von St. Aventin glücklich pries, weil Gott ſie in der Perſon eines ihrer unſchuldigſten und reinſten Kinder aufgeſucht habe, wie die Engel Abraham, um die Verehrung des großen Patriarchen St. Joſeph weiter zu verbreiten.

Die Rede begeiſterte Alle und die Nachricht von dem Ereigniſſe in Aventin verbreitete ſich binnen wenigen Tagen in allen Thälern von Valcabrère und St. Brat bis zu den letzten Wohnungen auf den höchſten Höhen. Am nächſten Sonntage kamen mehr als zehntauſend Menſchen auf der Straße von Luchon, ſelbſt aus dem Arbouſt-Thale, in dem die Wege ſeit kurzem auch wieder gehbar waren. Es war eine außerordentliche Bewegung. Der überglückliche Mönch ließ eine Kanzel auf dem öffentlichen Platze aufſchlagen, auf dem ſich alles Volk zuſammendrängte und er ſprach nochmals mit ſeinem gewöhnlichen Eifer. Die Menge jubelte: ja, ein Wunder, ein Wunder!

Julio ſchwieg klüglicher Weiſe vor ſolchen ſchrecklichen Kundgebungen. Wer im geringſten widerſprochen, und wäre es der Pfarrer von Aventin geweſen, würde in

Stücke geriſſen worden ſein wie Pentheus von den Bacchantinnen.

Kaum war er mit dem Mönche in das Pfarrhaus zurückgekommen, voll tiefen Mitleides mit dem fanatiſirten Volke und mit dem fanatiſchen Mönche, ſo kam eine Frau mit einem Kinde da an, welche die Menge mehr trug als geleitete. Die Frau ſagte vor dem Kapuziner aus, der ſich bereit erklärt hatte alles anzuhören was zur Beſtätigung der neuen Thatſache dienen könne, daß ihr ſiebenjähriges Kind an demſelben Abende, an dem Liſette die Erſcheinung gehabt, eine Stimme gehört habe, die ſehr deutlich geſagt: der heilige Joſeph muß eben ſo verehrt werden wie Marie.

Das Geſicht des Mönches ſtrahlte und er hörte die Ausſagen der Frau ſehr ernſthaft an. Als ſie ſich wieder entfernt hatte, ſagte er:

„Nun, Herr Pfarrer, was ſagen Sie? Da haben wir ja die Beſtätigung der Offenbarung.“

Julio zuckte die Achſeln, der Mönch aber ſagte noch einmal, mit großer Befriedigung:

„Was ſagen Sie nun?“

„Ich ſage, daß ein ſolches Zeugniß thöricht iſt.“

Der Kapuziner wurde unwillig.

„Ein ſolches Zeugniß thöricht? Wiſſen Sie nicht, daß die heiligen Biſchöfe ſolche Sachen für beglaubiget gehalten haben, wenn Kinder Stimmen hörten und zwar Kinder ſogar unter fünf Jahren? Das hier iſt ſieben Jahre alt. Der Geiſt Gottes weht wo er will. Aus dem Munde der Kinder hat er ſein Lob bereitet.“

Ehe die Antwort kam, wurden zwei neue Wunder angemeldet.

Eine alte Frau, die an einer Krankheit litt, welche die Aerzte für unheilbar erklärt hatten, erzählte: sie habe den heiligen Joseph angerufen und gefühlt, daß ihr Blut wieder lebendig werde und ihre Kräfte zurückkehrten. Sie erschien in dem Pfarrhause und rief: Wunder! Wunder! Der heilige Joseph hat mich geheilt.

Ein lahmes Mädchen gab an, sie habe den heiligen Joseph bei der Erscheinung, mit der er Lisette Cabarous begnadet, angerufen, er möge sie heilen; ihr kranker Fuß, in dem es geknackt, habe sogleich die sonstige Richtung angenommen und jetzt könne sie ganz gut gehen.

„Nun", sagte der Mönch als er mit Julio allein war, „es gehört große Verstocktheit dazu, in allen diesen Dingen den Finger Gottes nicht zu erkennen."

„Man sieht allerdings," antwortete Julio, „daß Sie keine Idee von solchen Dingen haben, die ohne alles Uebernatürliche geschehen. Es giebt so starke Einwirkungen durch den Gehirnreiz auf den Organismus, daß Unglaubliches geschehen kann. Der Sohn des Königs von Lydien rief vor einem Krieger, der seinen Vater tödten wollte: „tödte Crösus nicht!" Das bis dahin taubstumme Kind hatte die Sprache bei dem Anblicke der Gefahr seines Vaters gefunden. Gelähmte, die sich in ihrem Bette nicht rühren können, laufen davon, weil es in dem Hospitale brennt, in dem sie sich befinden. Haben wir besser beglaubigte Thatsachen als die Convulsionäre des heiligen Medardus? Und glauben Sie, Herr Pater, vielleicht mit den Jansenisten, daß Gott mit solchen seltsamen Manifestationen etwas zu thun hatte?

„Die medicinische Wissenschaft bestätiget, besonders bei Frauen, Heilungen aller Art, welche durch die Macht

der Einbildung erfolgt ſind unter den außerordentlichſten Umſtänden, wo der Tod ganz nahe zu ſein ſchien. Die Aerzte ſind aber verſtändig genug, ſolche Heilungen nicht für Wunder auszugeben. Wir wollen es eben ſo machen.“

Damit ſchloß ſich der Streit.

10.

Abreiſe des Miſſionspredigers.

Alles geht in dieſer Welt zu Ende, ſelbſt die ſchönſten Feſte, die glänzendſten Verſammlungen, ſelbſt das Glück, die hochwürdigen Väter Kapuziner predigen zu hören.

Der feierliche Schluß des Marien-Monats endigte ſich mit der Abſchiedspredigt. Der Pater Baſil zeichnete ſich in dieſem thränenreichen Predigerſtyle ganz beſonders aus. Namentlich, wenn er gut gegeſſen hatte, vermochte er vortrefflich auf die Thränendrüſen zu wirken. Die Thränen aber ſind anſteckend wie das Gähnen und ſobald ſeine grobe Stimme die Wimmertöne anſchlug, gab es ein allgemeines Schluchzen unter den Anweſenden.

Der Abſchied war alſo ſehr ſchön in St. Aventin, die Perle der ganzen Miſſion.

Jeder erhielt ſein Lebewohl —

Die heiligen Schutzengel, der heilige Aventin, der Schutzpatron des Kirchſpiels, der gute Heilige, den ſeltſamer Weiſe der Pater Baſil ganz vergeſſen hatte und jetzt zum erſten Male erwähnte;

der Maire und die hochachtbaren Familienväter, die Patriarchen vom Gebirge, welche den Glauben ihrer Vorfahren treu und rein in ihrem Herzen bewahrt, wie die achtbaren Familienmütter, welche den Glauben einem jungen christlichen Geschlecht mit der Muttermilch übertragen und die fromme Jugend, die engelreinen Jungfrauen, der Lilienkranz der streitenden Kirche;

die verehrte gute „Mutter", die fromme Vorsteherin der schönen frommen Genossenschaften, welche in den jungen Seelen den Glaubenseifer wach erhielten;

der Engel auf Erden, Lisette Cabarous, die bescheidene Blume des Gebirges, die Begeisterte, welcher der Sohn Gottes das glorreiche Vorrecht der unbefleckten Empfängniß des heiligen Joseph, seines Pflegevaters, offenbarte;

endlich Alle, Greise und Kinder, Reiche und Arme in dem Kirchspiel, einem der schönsten Theile der gläubigen Heerde der Kirche.

Nur an den Pfarrer der Kirche wurde kein Lebewohl gerichtet. Dafür erhielt der Kapuziner, als er das Pfarrhaus verlassen wollte und einige Worte gewöhnlicher Höflichkeit stammelte, folgende Antwort von Julio:

„Hochwürdiger Pater, die Schicklichkeit verpflichtete mich eigentlich, Ihnen Dank zu sagen; aber ich kann nicht lügen. Nur für Eines kann ich Ihnen danken, für Ihre Absichten, die ich für ehrlich halte. Gewiß waren Sie hierher gekommen, um Gutes zu wirken. Leider haben Sie durch unbedachten Eifer dieses Gute ganz verfehlt. Sie regten friedliche stille Leute übermäßig auf und rührten in denselben den Trieb nach Aberglauben auf, der Gott vergißt und den Geist ganz

mit Kindereien beſchäftiget, die des Glaubens unwürdig ſind, wie ihn das Evangelium und die Kirche lehren. Sie haben die Religion verkleinert und alte und junge Weiber, für welche die Frömmigkeit ein Sinnengenuß iſt und die das Beten zu einem Zeitvertreib und Müßiggange machen, auf den Weg eines unverbeſſerlichen Stolzes geführt. Dagegen haben Sie keines der Laſter, welche unſere Gebirgsbewohner bis ins Innere anfreſſen, auszutilgen verſucht."

„Ich tadele Sie darum nicht, daß Sie nachſichtig waren; ich bin es ſelbſt ſehr. Gott iſt der Vater, der Erbarmen fühlt, nicht der Herr, der ſtraft. Indeſſen haben Sie auch ohne Weiteres ſelbſt den Männern Abſolution gegeben, auf die man mit Fingern gezeigt haben würde, wenn ſie die Miſſion nicht verdient hätten, ohne zu bedenken, daß ſie am nächſten Tage wieder wie vorher Säufer, unverbeſſerliche Diebe und Schmuggler ſein werden, die ſelbſt Blut vergießen.

„Sie haben nur auf den Beifall einiger Betſchweſtern gehört, die ſich in Sie vernarrt haben, die Sie aber im Beichtſtuhle Ihre vielgeliebten Töchter nannten. Verſtändige Männer, rechtliche Familienväter, gute Chriſten kamen zu mir und ſagten: der Pater Baſil iſt ein unkluger Narr; er verdreht alle jungen Köpfe und führt gegen unſere Töchter eine Sprache, die uns nicht gefällt.

„Es thut mir leid, es Ihnen ſagen zu müſſen, aber dieſe Eindrücke hinterlaſſen Sie bei den ernſten und verſtändigen Leuten in meinem Kirchſpiele. Sie werden mir wahrſcheinlich zürnen, daß ich ſo aufrichtig gegen Sie bin, aber ich erfülle damit eine Gewiſſenspflicht. Ich wünſche in Ihnen auch eine Erinnerung an mich zu

hinterlaſſen, die nämlich, daß Sie auf Ihren Miſſionsreiſen einen Pfarrer gefunden haben, der ein ehrlicher Mann iſt. Und nun leben Sie wohl, ehrwürdiger Pater.“

Der Apoſtel der Hütten, der Sohn des heiligen Franciscus fand vor der Thür des Pfarrhauſes einen Wagen, den er von Luchon hatte kommen laſſen. Martha brachte die Reiſetaſche des Mönchs und er gab ihr ſeinen Segen.

Diejenigen, welche er fanatiſirt hatte, drängten ſich um den Wagen und riefen laut: es lebe der gute Pater!

Sehr wunderte ſich aber der Pater, daß er nicht ein letztes Wort von der guten Mutter und deren frommen Schülerinnen vernehme, die er in St. Aventin zurückließ. Er fuhr ab unter ſolchen Huldigungen, über denen er die Strafpredigt Julios ſo ziemlich vergaß und gelangte an die Stelle, wo die Straße einen Haken macht und nach der Kapelle des heil. Aventin führt.

Süße Ueberraſchung! Da flattern Oriflammen im Winde. Liſette Cabarous trägt eine Fahne, auf welcher in goldenen Buchſtaben zu leſen iſt: Ehre dem unbefleckten heiligen Joſeph! Zwanzig Jungfrauen, die Lilien in den Händen tragen, gehen hinter dem Wunderkinde. Bei dem Anblicke des Paters giebt Frau von La Caprède, die ſich in der Gruppe der Weiber befindet, welche am glaubenseifrigſten bei der Miſſion geweſen, das Signal und die Mädchen ſtimmen nachſtehendes Lied an, welches ſie ſelbſt zum Preiſe des heil. Joſeph und des Miſſionspredigers verfertiget hatte:

Ehre dem unbefleckten Joſeph!
Es lebe der gute Pater Baſil!

Wir hatten ach der falſchen Weltluſt
Unſer Herz dahin gegeben,
Da ſandte uns barmherzig St. Joſeph
In himmliſcher Gnade den Pater,
In dem der rechte Geiſt lebt,
Und unſere Liebe wird nicht unfruchtbar ſein.

Ehre dem unbefleckten Joſeph!
Es lebe der gute Pater Baſil!

Frau von La Camprède hatte dieſe Demonſtration insgeheim, ohne Vorwiſſen des Pfarrers, veranſtaltet. Der Eindruck, den ſie auf den glücklichen Pater machte, ſein Entzücken iſt nicht zu beſchreiben, als er ſich ſo als Gegenſtand einer ſeiner Meinung nach höchſt ſinnreichen Huldigung ſah. Er ſtieg in der Nähe der „Mutter" und der Oriflamme ſo raſch als möglich aus dem Wagen und hörte, ſtolz wie ein Triumphator, das Lied zu ſeiner und St. Joſephs Ehren an. Zwar nahm der gute Heilige weniger Raum darin ein als der Mönch, aber er war bei Lebzeiten beſcheiden und anſpruchslos und wird auch jetzt nicht empfindlich ſein.

Der poetiſche Erguß der alten Frau von La Caprède kam dem Pater Baſil reicher und werthvoller vor als alle Gedichte von Lamartine oder Victor Hugo. Wie man ſchon früher bemerkt haben wird, machte ein guter Trank ſein Herz ganz beſonders weich. Julio nun hatte in ſeiner Freude, ihn loszuwerden, ſeinen Branntwein nicht geſchont und dem Mönch bei dem Abſchiede das Glas mehr als einmal gefüllt. So wurde denn der gute Pater leicht ſehr gerührt und über ſein rothes glänzendes Geſicht rannen Thränen der Glückſeligkeit. Die Mutter und die Mädchen mußten bei dieſem Anblicke na-

türlich mit weinen und ſchluchzend zog man denn in die Kapelle des heil. Aventin ein. Hier, am Fuße des kleinen Altars, hielt der Mönch ſeine letzte Abſchiedsrede an ſeine lieben Töchter. Er dankte ihnen für das Glück, das ſie ihm bereitet, gab ihnen noch einmal viel guten Rath und empfahl ſie dem heil. Joſeph. So begeiſterte er ſich ſelbſt mehr und mehr und endlich rief er aus:

„Ich danke dir, großer Heiliger, daß Du die Sendung, die mich in dieſe Gemeinde führte, mit der Offenbarung Deines Ruhmes beehrt haſt. Du Unbefleckter, ſchütze dieſe Jungfrauen, die ſich um mich drängen! Wenn Euch, meine Kinder, Jemand ſagen ſollte, jene Erſcheinung ſei eine Einbildung geweſen, ſo glaubt ihm nicht! Glaubt nur Eurem Herzen! Ihr ſeht das an dem Drange Eurer Liebe, daß nur der heilige Joſeph ihn in Euch gelegt haben kann. Mißtrauet Denen, wer ſie auch ſein mögen, welche die hohe Gnade, deren Liſette Cabarous gewürdiget worden iſt, in Zweifel ziehen wollen! Und Du, meine Tochter, höre was ich Dir ſage. Wenn man Dir ſagt, Du müßteſt aus Klugheitsrückſichten über die Dir gewordene Offenbarung ſchweigen, ſo antworte nur muthig, man dürfe das Licht Gottes nicht unter den Scheffel ſtellen; zögere keinen Augenblick, und wenn Du ſterben müßteſt, weil Du von dieſer Gabe Gottes geſprochen. Folge immer dem Rathe der frommen Magd des Herrn, die Dich bis jetzt auf die Pfade geleitet hat, zu denen Dich der unbefleckte heilige Joſeph führte. Höre nur auf ſie, glaube nur ihrem Worte! Gott zieht ſich bisweilen von denen zurück, die er erwählt zu haben ſchien. Als Saul verworfen war, verließ ihn der Geiſt Gottes, der Geſalbte des Herrn war er aber noch immer,

wenn er auch noch nicht bei ihm blieb. Gott ist nicht mit denen, die seiner Allmacht Grenzen setzen möchten! Gott ist nicht mit denen, welche nur ein verächtliches Lächeln haben, wenn sie von den wunderbaren Zuständen des geistlichen Lebens hören und die die Offenbarung der Mutter Gottes und ihres unbefleckten Gemahls in Zweifel ziehen. Was liegt daran, ob auch sie Gesalbte des Herrn sind? Gott ist nicht mehr bei ihnen!"

Diese donnernde Rede, in welcher die Anspielungen auf den Pfarrer so handgreiflich waren, daß sie von den Schwächsten an Geist verstanden werden mußten, dauerte ziemlich lange. Die Zeit rückte immer näher heran, in welcher der Pater in Luchon erwartet wurde, nämlich die Zeit des Frühstücks und er wußte, daß der Pfarrer von Luchon nicht auf ihn warten werde, wenn er lange ausbleibe. Er verließ also die Kapelle, nachdem er unter reichlichen Thränen den frommen Versammelten noch einmal seinen Segen gegeben. Lisette besonders befand sich in großer Nervenerregung und Frau von La Caprède mußte sie in ihren Armen halten. In dem Augenblick, als der Pater wieder in den Wagen stieg, kamen die zwei Weiber mit dem dringenden Rufe noch einmal zu ihm: „Pater, Pater, einen letzten Segen!" Die Pferde aber, die bereits vor dem Wehen der Oriflamme und dem Gesange sich gescheut hatten und nun die lange schwarze Frau sahen, deren schwarzer Schleier im Winde hin und her sich bewegte, prallten bei Seite, der Pater trat fehl und fiel so schwer er war in die Arme der beiden Weiber, die solche Last nicht halten konnten und mit derselben fielen. Der Kutscher hatte geschickt die Pferde herumgerissen; der Kapuziner, die gute Mutter

und Liſette verſuchten aufzuſtehen, was nicht gar ſchwer geweſen ſein würde, wenn das Mädchen nicht heftige Krämpfe bekommen. Sie klammerte ſich an den Pater feſt an, hielt ihn nieder und rief: „verlaſſen Sie mich nicht! Verlaſſen Sie mich nicht!“ Die arme Alte, die unter den Mönch gekommen war, bemühete ſich vergebens, von der Laſt, die ſie faſt erſtickte, ſich frei zu machen. Der Auftritt wurde ſo grotesk, daß die Mädchen, welche anfangs ſehr erſchrocken waren, bald aber ſahen, daß kein Unglück weiter geſchehen ſei als daß die Mutter ihren Hut verloren hatte, ſo daß ihr grauer halb kahler Kopf ſichtbar geworden, nicht ernſthaft bleiben konnten. Sie lachten laut. Der Kutſcher, der das Lachen auch nicht unterdrücken konnte, half endlich den Dreien aus der Verlegenheit und der Kapuziner ſtieg eilig ein.

Frau von La Caprède warf wüthende Blicke um ſich her, da ſie ſich des Fiasco, das ſie gemacht, ſchämte und wohl einſah, daß dieſe von ihr angeordnete Feierlichkeit ewig lächerlich bleiben werde, wenn St. Aventin und namentlich Julio das Ende derſelben erfahre.

So ſchloß die Huldigung, welche von weiblicher Seite dem Kapuziner gebracht worden war.

11.

Die geiſtliche Conferenz.

Acht Tage nach der Abreiſe des Pater Baſil fand in Luchon eine geiſtliche Conferenz ſtatt. Die Geiſtlichen des Kreiſes hatten ſich vollzählig dazu eingefunden, ob

mehr aus Neugierde oder aus Eifer, wiſſen wir nicht. Jedenfalls hatten die Miſſionspredigten des Kapuziners zu viel Aufſehen gemacht als daß die, wie von der Welt abgeſondert gefangenen, in ihren Thälern eingeſchloſſenen und doch neugierigen Geiſtlichen nicht eilig hätten nach Luchon ſich begeben ſollen, um aus dem Munde des Pfarrers von St. Aventin ſelbſt alles zu erfahren was geſchehen war.

Bei den geiſtlichen Conferenzen giebt es zwei Hauptdinge: die Sitzung und das Feſteſſen, — die Sitzung, in welcher eine Arbeit über eine in der letzten Verſammlung angeregte theologiſche Frage vorgeleſen wird, und das Feſteſſen, das der Geiſtliche, bei welchem die Conferenz gehalten wird, ſeinen Amtsbrüdern ſo trefflich als möglich zu bieten ſucht.

An dem fraglichen Tage waren die Gemüther anderweitig ſo beſchäftiget, daß man die Abhandlung, die der Pfarrer von Caſaux vortrug, mit geringer Aufmerkſamkeit anhörte und mit keiner Sylbe beſtritt. Die Ungeduldigſten flüſterten einander ſogar zu: „was iſt denn Neues darin geſagt?“ Die Blicke richteten ſich häufig auf Julio, von welchem man eine Menge Einzelheiten und, wenn er zu zurückhaltend ſein ſollte, auf den Pfarrer von Luchon, dem der Pater Baſil den Vorgang mit dem Wunder in dem Marien-Monate ausführlich erzählt hatte.

Als die Sitzung aufgehoben wurde, begannen zur Freude der ungeduldigen Mehrzahl die belebteſten Geſpräche in den verſchiedenen Gruppen. Einige blieben in dem Saale bei dem Erzprieſter, dem Pfarrer von Luchon und Andere gingen in dem Garten auf und ab.

Die Vorgänge in Lourdes waren bekannt geworden und ſelbſt die pariſer Zeitungen hatten ſich derſelben bemächtigt. Man ſprach von einem Hirtenbriefe des Biſchofs darüber und das fanatiſche Publicum, welches weder auf die Entſcheidung der Biſchöfe noch auf die Zuſtimmung der Journaliſten wartet, lief haufenweiſe nach der Wunderhöhle, in welcher Bernadette ein vornehme Dame geſehen haben wollte. Man fragte ſich, ob die friedlichen Thäler der Ober-Garonne nicht bald daſſelbe Schauſpiel gewähren würden.

„Das könnte die Frömmigkeit unſerer Leute neu beleben," meinten Einige.

„Das wird dem Unglauben ein Ende machen," ſagten die kleinen Torquemadas.

„Es gäbe einen Spaß," bemerkten die Leichtfertigen, denn der Pariſer Gamin findet ſich in ganz Frankreich und in jeder Kleidung.

In anderen Gruppen ſprach man viel von Julio.

„Er iſt ein Mann von ſchönem Talent und guter Prediger," hieß es.

„Es muß etwas nicht richtig ſein, da man ihn nach St. Aventin geſchickt hat."

„Die Biſchöfe ſind ja immer eiferſüchtig auf verdienſtvolle Leute. Sie dulden nur Mittelmäßigkeiten um ſich her."

„Allerdings. Wenn Jemand ſich hervorzuthun anfängt, ſchicken ſie ihn bald genug fort. Sie fürchten immer, daß ſich in jedem Sprengel ein Kern energiſcher und ſelbſtſtändiger Männer bilde, die für die Emancipation der Weltgeiſtlichen thätig ſind."

„Alle, von einem Ende Frankreichs bis an das an-

dere, ſtecken unter einer Decke, es iſt eine wahre Verſchwörung gegen uns.“

„Nur Geduld, Freunde, es wird noch beſſer kommen. Man kennt ja den Plan, der uns zu dienenden Knechten der Biſchöfe und anderer Hohen machen ſoll.“

„Ich ſehe nur nicht ein, was man noch weiter thun könnte. Wir ſind ja ſchon vollſtändig dienende Knechte.“

Als man dies unerſchöpfliche beliebte Thema von der hohen Geiſtlichkeit berührt hatte, vergaß man Julio, den Pater Baſil und Liſette Cabarous.

Uebrigens trug man ſich mit übelwollenden Gerüchten über Julio. Der Pfarrer von Luchon, der ihn nicht liebte, hatte etwas von der gaſtlichen Aufnahme verlauten laſſen, welche ein Mädchen in dem Pfarrhauſe zu Aventin gefunden haben ſollte. Durch den Küſter des Pfarrers von Caſtillon, des nächſten Nachbars Julios in dem Arbouſtthale, war dieſe Neuigkeit nach Luchon gekommen. Der Küſter hatte ſie in Luchon der Köchin erzählt und dieſe der Haushälterin, die ſie, mit betrübter Miene, als bedauere ſie ſehr, daß ſie nicht die Heldin des Abenteuers geweſen, im Vertrauen dem Herrn Pfarrer mittheilte.

Indeſſen kam der feierliche Augenblick des Eſſens heran. Das gute Herkommen hat ſich ſeit Boileau unter der Geiſtlichkeit noch nicht verloren. Man erkannte es an der prächtigen Anordnung des Feſtmahls durch die Haushälterin. Der Herr Oberpfarrer oder Erzprieſter winkte, Platz zu nehmen. Die Reiſe am Morgen und die friſche Luft im Gebirge hatten unſeren Geiſtlichen ſehr guten Appetit gegeben. Die erſten Gänge verſchwanden ſehr ſchnell und man hörte in der Stille,

die nur durch Meſſerklappern unterbrochen wurde, ein eifriges Kauen.

Dem erſten gebieteriſchen, unwiderſtehlichen materiellen Bedürfniſſe folgte indeß bald auch das geiſtige, welches bei den redſeligen Südländern auch ſtark genug iſt. Es trat ein Augenblick ein, in welchem Alle einen Gedanken hatten und Allen die eine Frage auf die Lippen trat: „und wie ſteht es mit dem Wunder in St. Aventin?“

Geſpannt richteten ſich die Blicke auf Julio und den Pfarrer von Luchon. Julio ſaß als Einer der Jüngſten an dem Ende der langen Tafel neben dem Pfarrer aus dem Lilienthale, deſſen Abenteuer wir kennen und der im Geſichte die Spuren trug, welche lange Herzensleiden immer zurücklaſſen.

Julio, der nicht direct gefragt wurde, ſchwieg und der Erzprieſter ſprach.

Der an ſich ſo ganz gewöhnliche Vorgang in St. Aventin hatte auf dem Wege über die Lippen des Kapuziners alle Verhältniſſe einer Legende angenommen, wie dergleichen im Mittelalter häufig erzählt wurden.

Liſette Cabarous hatte, nach dieſer Darſtellung, eine Ausnahmenatur, deren die Erde nicht würdig war; ſie war vom Himmel zu der großen Rolle auserſehen, der Welt ein neues Dogma zu offenbaren, eine Verzückte gleich der Thereſe und der Katharina von Siena. Die Mutter Judas war durch den Pater Baſil ebenfalls umgewandelt und zur Wunder-Vormunderin des Kindes erhoben, das für ewig der Stolz des Gebirges ſein ſollte. In der Erzählung des Erzprieſters war von keiner jener Wirklichkeiten des Lebens die Rede, die ſie andern Frauen und Mädchen hätten nahe ſtellen können. Man

ließ vielmehr einen Heiligenſchein um die Stirn des Mädchens glänzen, das eine göttliche Sendung unter den Menſchen haben ſollte. Das Wunderbare hat ſolche Macht auf den Menſchengeiſt, daß Wenige von den Anweſenden, ſelbſt von den Leichtfertigen, an der Viſion der jungen Verzückten irgendwie zu zweifeln wagten.

Freilich darf man auch nicht vergeſſen, daß bei den theologiſchen Studien, entweder aus Furcht, einen Schatten von Zweifel in die Seelen fallen zu laſſen, die in den Treibhäuſern der Seminarien erzogen werden, oder aus wirklicher Nichtkenntniß der zahlreichen Erſcheinungen der natürlichen Verzückung, nie ein Wort geſprochen wird, das bei der handgreiflichſten Viſion, wie ſie eine Nonne oder ein andere fromme Frau erzählt, etwa Anderes als eine Einwirkung Gottes oder des Teufels vermuthen laſſen könnte.

Gewaltig war deshalb die Ueberraſchung, als nach der Erzählung des Pfarrers von Luchon von der angeblichen Offenbarung in St. Aventin, Julio von Allen erſucht wurde das mitzutheilen was er wiſſe und man ihn, wie man ſich in Rom bei der Canoniſation der Heiligen ausdrückt, die Rolle des Advokaten des Teufels ſpielen hörte.

„Ich will nicht läugnen", ſagte er, „daß Gott den Menſchen ſich mittheilen könne. Wir wiſſen, daß, abgeſehen von den auserwählten heiligen Seelen, deren Geſchichte wir kennen und welche die Kirche verehrt, Gott zu dem Gewiſſen ſpricht. Aber ſolche Offenbarung kennt Jeder von uns und es kann demnach davon weiter nicht die Rede ſein. Es bleiben alſo die außerordentlichen Kundgebungen, die etwas beſonders

Großes an ſich haben und nicht mit dem fortwährenden Zwiegeſpräch der Seele und Gottes verwechſelt werden können.

„Sie wiſſen Alle, daß die Theologie einige weiſe Regeln aufſtellt, nach welchen die Wunder beurtheilt werden ſollen. Sie müſſen nothwendig, Gottes würdig, beglaubigt und von Umſtänden begleitet ſein, daß kein vernünftiger Zweifel die Anzeige verdächtig erſcheinen laſſen kann.

„Wenn ich den Fall mit der Liſette Cabarous nach dieſen ſehr verſtändigen Regeln beurtheile, von denen die Kirche in ſolchen ſo ernſten Dingen nie abweichen darf, ſo muß ich offen geſtehen, daß ich nichts finde was jenen Bedingungen entſpricht, nichts was aus den natürlichen Erſcheinungen heraustritt, welche die Viſionen oder gewöhnlichen Träume der Perſonen veranlaſſen, die durch Myſticismus, lange Schlafloſigkeit, hyſteriſche Leiden oder Nahrungsmangel in einen Zuſtand großer Gehirnreizung verſetzt worden ſind.“

Julio berichtete nun genau von der Erziehung der jungen Cabarous, von ihrer Krankheit, den Verordnungen der Aerzte, von der Ruhe, in der ſie ſich befinde, nachdem die geiſtige Aufregung geſchwächt worden und von den gefährlichen Störungen, welche Lecture, Predigten und zu langes Beten ſtets herbeigeführt hätten.

Er ſetzte nun auseinander, wie genau das Gehirn mit dem Geiſte zuſammenhänge und wie ſtark beide auf einander einwirkten und führte viele Erſcheinungen an, welche, ſobald das Geſetz des Gleichgewichts zwiſchen beiden geſtört ſei, zu allen Phaſen jenes ſchrecklichen Leidens führen, des Wahnſinns.

Er erinnerte an die Einwirkung, welche die Frau von La Caprède, die Religionslehrerin des Mädchens, auf sie gehabt, an die Predigten des Pater Basil über die unbefleckte Empfängniß des heil. Joseph, an das Lesen der Bücher über die Verehrung desselben und an das große Bild des Heiligen in der Kammer des Mädchens.

Er erzählte zahlreiche Fälle von seltsamen, fast unglaublichen Sinnestäuschungen, die außerhalb jeder religiösen Einwirkung vorgekommen und zögerte nicht, den Fall der Lisette Cabarous, die allerdings in vollem Glauben gehandelt, für nichts Anderes als eine der tausend Sinnestäuschungen zu erklären, die jeden Tag von der Wissenschaft nachgewiesen würden.

Julio besaß den Hauptfehler ehrlicher Naturen, er verstand die Schonung nicht anzuwenden, welche den Geist auf einen Widerspruch vorbereitet, wie man ja auch das Licht auf das Auge dessen langsam einwirken läßt, der lange im Dunkel eines Kerkers geschmachtet hat. Es war so gut als habe er Hebräisch zu seinen Amtsbrüdern gesprochen. Mit Ausnahme des jungen Pfarrers aus dem Lilienthal, der in vielen Dingen mehr Erfahrung hatte als die andern, der sich aber doch nur ein paar Mal durch einen Blick und ein Lächeln verrieht, fühlten sich Alle, wie die Geschworenen bei den Assisen, theils in ihrer Unwissenheit, theils in ihrem Glauben verletzt und mochten an die Folgerungen nicht glauben.

Obgleich keines der Worte Julios an den Erzpriester gerichtet war und sie auch nichts Verletzendes für ihn oder für den Pater Basil enthielten, waren sie doch eine Widerlegung dessen was er gesagt hatte, eine Art Strafpredigt gegen seine und des Mönches Leichtgläubigkeit

Da er von Natur jähzornig, aus Eitelkeit und wegen ſeiner Stellung empfindlich war, ſo verdroß ihn die Rede Julios ſehr.

Aus den Augen des kleinen Alten mit knochigem Geſicht und verzerrten Muskeln zuckte ein ſchrecklicher Blitz.

„Herr, Sie ſind ſehr kühn als junger Geiſtlicher. An Ihren Meinungen iſt uns zwar wenig gelegen, aber hier, an meinem Tiſche und nach dem, was ich geſprochen habe, ſollten ſie jedenfalls minder ſcharf ausgedrückt ſein.“

Julio erkannte nun erſt die unglückliche Wirkung ſeiner zu offenen Worte. Er verſuchte gut zu machen und that es ungeſchickt, wie es denen meiſt ergeht, deren Herz gut iſt und die zu verletzen fürchten.

„Ich wollte Sie, Herr Pfarrer, nicht im mindeſten verletzen,“ ſagte er.

„Es fehlte noch“, entgegnete der Erzprieſter, indem er die Fäuſte feſt auf den Tiſch ſtemmte, „daß Sie die Rückſichten nicht nehmen, welche Sie einem Vorgeſetzten ſchuldig ſind.“

Der Pfarrer ſchien, entweder weil ſeine Eitelkeit zu unangenehm berührt war oder weil der heiße Wein der Gegend ihn ſehr erregt hatte, mit Mühe einige von den Worten zurückhalten zu können, nach welchen Dem, welchem ſie gelten, nichts übrig bleibt als ſeinen Hut zu nehmen und ſeinen Gegner ferner zu meiden.

Julio wollte in der That aufſtehen, da er aber ſehr ſanft und gutmüthig war, fühlte er Mitleid mit dem unpaſſenden Ausfalle des alten Mannes, vermied eine Scene und ſchwieg, ohne daß ſein Geſicht etwas von dem peinlichen Eindrucke verrieth.

Dieſes tactvolle Verhalten ſchien den Erzprieſter etwas

zu beruhigen und er nahm einige der Gründe wieder auf, die er ſchon nach der Erzählung des Kapuziners vorgebracht hatte. Er wies auf die durch genaue Unterſuchung beſtätigten Wunder als Beweis der Wahrheit der Kundgebung hin. Gott, ſagte er, läßt nie ein Wunder geſchehen zur Begünſtigung eines Irrthums.

Gegen dieſen Ausſpruch ließ ſich, nach der Meinung der Verſammlung, gar nichts einwenden und nun wurde der Alte auch wieder ſanfter und liebenswürdiger. Er nahm an der allgemeinen Unterhaltung Theil.

Bald indeß, als die gewöhnliche laute Luſtigkeit ſich eingeſtellt hatte, die nie fehlt, wenn Geiſtliche unter ſich ſind und die hier eine wohlthuende Ableitung war, kam man auf die Politik.

Es giebt keine nur irgend zahlreiche Geſellſchaft in Pfarrhäuſern ohne Geſpräche dieſer Art. In Frankreich glaubt Jedermann, von dem Advokaten und Krämer bis zu dem der in ſeinem Dorfe geläufig die Seiten des Moniteur leſen kann, welcher an der Mairie aufgehangen iſt, er habe das Zeug zu einem Staatsmanne. Die Geiſtlichen ſind ſo wenig wie die gewöhnlichen Sterblichen von dieſer Sucht frei und wenn es ſein muß, oder vielmehr wenn es die Gelegenheit giebt, reden ſie verſtändig oder unverſtändig über die ſchwierigſten Fragen, ohne ſich ingendwie die Mühe genommen zu haben, ſie zu ſtudiren.

Dies Mal war nicht zu läugnen, daß die Geiſtlichkeit ein großes Intereſſe hatte, den verſchiedenen Wandlungen der italieniſchen Revolution zu folgen; handelte es ſich doch um nichts Geringeres als um die Zukunft des Oberhauptes der katholiſchen Kirche. Die Aufregung

war denn auch ſehr groß. Aus der Vermengung der weltlichen mit der kirchlichen Macht ging die Vermengung der Begriffe hervor. Seit drei Jahren beſonders ſahen die Staatsmänner und die Diplomaten in Pius IX. mehr den Souverain eines kleinen Staates als den Prieſter-Nachfolger Gregors VII. und nach ihrer Meinung war ſeine Regierung, die inmitten der Bewegung, welche die Völker in eine Zeit neuer Civiliſation geführt, ſtationär geblieben war, eine Anomalie, ja eine Gefahr für Europa.

Ohne Zweifel hat der Titel „Oberhaupt der katholiſchen Kirche" dem Souverain der römiſchen Staaten achtungsvolle Rückſichten eingetragen, aber das Anrathen von Reformen wurde denn doch ſo ſtark betont ausgeſprochen, daß ſich leicht vorausſehen ließ, es würde eine Zeit kommen, in welcher man, der Nutzloſigkeit ſeiner Bemühungen überdrüſſig, die ſtarke Hand zurückziehen dürfte, die allein noch den alten Bau der weltlichen Macht aufrecht hielt.

Während die Staatsmänner die römiſche Frage unter dem doppelten Geſichtspunkte der Religion und der Politik betrachteten und das Weltliche von dem Geiſtlichen ſcharf ſonderten, vermengte die Geiſtlichkeit, die noch in den Lehren des Mittelalters befangen und ſeit mehreren Jahren in den Strom der ultramontanen Ideen hineingezogen war, fortwährend Alles und läugnete ſogar, daß die beiden Gewalten getrennt werden könnten. Da die Unfehlbarkeit des Papſtes einmal angenommen iſt, ſo blieb der Geiſtlichkeit nichts übrig, als ihrem Oberhaupte auf den verderblichen Weg zu folgen, den daſſelbe betrat. Am 17. Juni 1859 hatte der Papſt in einer

Anrede an die Cardinäle bei Gelegenheit der Jahresfeier ſeiner Erwählung von ſeiner tiefen Traurigkeit (die allerdings vollkommen begründet iſt) geſprochen und mit mehr Energie als chriſtlicher Milde ausgerufen:

„Wehe denen, welche dieſe Ereigniſſe hervorgerufen haben! Alle Strafen der Kirche und alle Verwünſchungen des Himmels mögen auf ihre Häupter fallen!“

Dieſe ſchrecklichen Worte aus dem Munde des Stellvertreters Deſſen, der am Kreuze für ſeine Feinde betete, wurden von der ultramontanen Geiſtlichkeit für eine Eingebung von oben angeſehen. Der Papſt kann ja nicht irren; der heilige Geiſt ſpricht durch den Mund des Petrus und man wiederholte mit merkwürdiger Uebereinſtimmung: „Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt.“

Am Tage nach jenem für das Papſtthum verderblichen Feſte erließ Pius IX. ein Schreiben an alle Biſchöfe der Welt. Er erklärte darin öffentlich, „daß die weltliche Souverainetät, welche die treuloſeſten Feinde der Kirche ihm zu entreißen ſuchten, dem heiligen Stuhle nöthig ſei, damit er ohne alles Hinderniß die Macht zum Wohle der Religion ausüben könne.“

Die Ultramontanen jubelten über dieſe Erklärung und mehr und lauter als je wiederholte man überall: die weltliche Macht iſt nothwendig zur Sicherung der Ausübung der geiſtlichen Gewalt. Rom hat geſprochen; die Sache iſt entſchieden. So lautete die Parole und ſelbſt diejenigen, welche an der Richtigkeit der Behauptung zweifelten, ſprachen ſie mit dem gleichen Eifer nach wie die Uebrigen.

Vergebens wollten der Kirche und dem heiligen Stuhle

aufrichtig ergebene Katholiken mit der Geſchichte in der Hand dieſe Lehre bekämpfen und wieſen bis zur äußerſten Evidenz nach, daß die weltliche Macht die einzige Urſache der Verirrungen, der Fehler, des Unglücks und der Sünden des Papſtthums ſei. Man ſchrie: Läſterung! Ketzerei!

Uebrigens erhoben ſich wenige Stimmen in der Geiſtlichkeit. Die Partei der Vorſichtigen und Klugen war zahlreich. Warum, ſagte man ſich, auf Ruinen kämpfen? Die Sache der weltlichen Herrſchaft der Päpſte iſt eine verlorene; warum ſollen wir noch mehr Streiche gegen ſie führen? Warum das Herz eines Greiſes betrüben? Mag geſchehen was da will. Beugen wir uns vor der fallenden Majeſtät. Wir wiſſen doch, daß das Papſtthum, frei von dem menſchlichen Element, das es geſtürzt hat, ſich wieder aufrichten wird. Gott bedient ſich der menſchlichen Leidenſchaften, des Ehrgeizes, um die Wahrheit zum Ziele zu führen. Laſſen wir die Vorſehung ſorgen.

Es lag jedenfalls viel Schwäche in dieſem Verhalten der Vorſichtigen. Wenn alle Geiſtlichen, alle Biſchöfe, die ja deutlich ſahen, daß der Papſt, der ſich auf ſeine Unabſetzbarkeit ſteifte und alle Reformen abwies oder illuſoriſche zugeſtand, nicht nur ſeine dreifache Krone verliere, ſondern auch auf lange Zeit hinaus die geiſtliche Gewalt gefährde, ihre Stimme erhoben und gleich im Anfange ſich ausgeſprochen hätten, ſo würden ihre muthigen Kundgebungen ein nützliches Gegengewicht gegen die Schmeicheleien einer Partei geweſen ſein, welche den Papſt zu einem Gott macht, der Orakel ausſpreche, von denen nicht zu appelliren ſei. Aber leider muß es ausgeſprochen

werden: der moraliſche Muth, das Schwierigſte, iſt ſelten unter der Geiſtlichkeit. Von dem Augenblick an, in welchem der Jüngling in ein Seminar eintritt, um eine völlig mönchiſche Erziehung zu erhalten, wird er zu paſſivem Gehorſame abgerichtet. Hat er eine Pfarre, ſo zittert er vor der Allmacht eines Biſchofs, welcher ebenfalls, von ſeinen Geiſtlichen, für ſich das Vorrecht der Unfehlbarkeit in Anſpruch nimmt. Allmälig verſchlechtert ſich ſein Mannescharakter mehr und mehr; er wagt kaum für ſich ſelbſt zu denken, vielweniger zu reden. Wenn er auch ſpäter eine gewiſſe Selbſtändigkeit erlangt, eine größere Pfarre bekommt, Großvicar ꝛc. wird, niemal richtet ſich das ſolange geſenkt getragene Haupt ganz wieder auf. Nur die Fanatiker und der Fanatismus ſind eine Kraft und ſprechen laut und vernehmlich in der Kirche. Sie ſind Werkzeuge der Orden, namentlich des Jeſuiterordens und von ihnen gehen jene Ideenſtrömungen aus, die den Zweck haben, uns in das Mittelalter zurückzuführen und eine Univerſal-Theokratie aufzubauen. Sie ſind es, welche unter jeder Bedingung den Reſt des Gallicanismus ausrotten wollen, der ſich in der Geiſtlichkeit noch findet, früher ihr Ruhm und ihre Ehre war und allein die Kirche Frankreichs vor der Ketzerei und dem Schisma bewahrt hat.

Die ultramontane Faction hatte mächtig die Sache Napaleons III. gefördert. Sie träumte von einem Kaiſerthume, welches blind den Willen der Kirche vollſtrecke und ihr offizielles Organ, das Journal l'Univers, ſtellte dem Neuerwählten eine Armee von 40,000 Prieſtern und 40,000 Nonnen zur Verfügung.

Aber die Flugſchriften „Napoleon und Italien", „der Papſt und der Congreß", die Antwort des

Kaiſers an den Erzbiſchof von Bordeaux und ſein Brief an den Papſt verbreiteten Schrecken in dem Lager. Der Mann, welchen man den Retter genannt hatte, wurde ein Verfolger der Kirche. Man rechnete ihm das, was er gethan hatte und was er noch immer that, um eine Kataſtrophe abzuwenden, nicht an. Die Hirtenbriefe der ultramontanen Biſchöfe enthielten die unvorſichtigſten Aufreizungen. Am 29. März 1860 endlich ſchleuderte der Papſt eine Bannbulle gegen die, welche die römiſchen Staaten überfallen hatten und im nächſten Mai darauf wurden die Marken und Umbrien von Piemont beſetzt.

Auf dieſem Boden bewegte ſich das Geſpräch bei dem Pfarrer zu Luchon und dem Kaiſer der Franzoſen ſchrieb man alles Unglück zu, das man hätte vermeiden können, wenn man ſeinen Rath nicht hartnäckig von der Hand gewieſen hätte.

„Ich habe es immer geſagt, daß der Verfaſſer des Briefes an Edgar Ney uns noch einmal einen ſchlimmern Streich ſpielen würde", ſagte der Pfarrer von . . ., der ſeine Abneigung gegen das Kaiſerthum nie verläugnete. „Sie, meine Herren, haben bisher alles in der roſigſten Farbe geſehen, nun haben Sie die Enttäuſchung."

„Es iſt ſehr traurig", meinte der Erzprieſter.

„O, es iſt nichts zu fürchten," fiel der Pfarer von B. ein, „das erſte Kaiſerreich hatte das Unglück ſich an dem Papſtthume zu vergreifen und es ging darüber zu Grunde. Wir ſind wirklich ſtärker als man glaubt. Wenn der Papſt einen unüberwindlichen Widerſtand zeigt, wird er die Revolution und ſelbſt den Kaiſer zurücktreiben."

„Ich," ſagte ein Optimiſt, „ich habe Vertrauen zu Zukunft. Der Kaiſer hat ja den General Lamoricière

ermächtiget, ſich zu dem Papſte zu begeben. Das iſt ein gutes Zeichen.“

Julio hörte auf die Geſpräche, ohne ſich in dieſelben zu miſchen. Sie verriethen offenbar bei den Meiſten eine große Beſorgniß.

„Nun? Sie ſagen gar nichts, Herr Abbé Julio? Welche Meinung hatte denn der hochſelige Cardinal über die Ereigniſſe, deren Schauplatz Italien iſt? Er hat ſich im Vertrauen gewiß darüber ausgeſprochen.“

„Der Cardinal war in dieſem Punkte ſehr zurückhaltend,“ antwortete Julio. „Nur glaubte er, der Verfaſſer des Briefes an Edgar Ney werde, wegen der Zähigkeit, mit der er ſeine Ideen feſthalte und wegen ſeines ausdauernden Charakters, an der Spitze der europäiſchen Angelegenheiten und mit unbeſchränkter Macht ausgeſtattet, früher oder ſpäter in Rom das Programm in jenem berühmten Briefe ausführen.“

„So wäre es alſo mit der weltlichen Herrſchaft zu Ende?“

„Sie hätte noch eine Zeitlang leben können, wenn ſie die ihr angebotenen Bedingungen angenommen hätte.“

„Das konnte ſie nicht.“

„So muß ſie unterliegen. Sie iſt in Europa das letzte Beiſpiel jener kirchlichen Monarchien, deren Einführung das Feudalſyſtem begünſtigte. Alle ſind durch Säculariſation gefallen. Die italieniſche Revolution wird der päpſtlichen Monarchie ein Ende machen.“

„Mein Gott, ſo glauben Sie, daß die Revolution in Italien ſiegen werde?“

„Meiner Meinung nach iſt dies unfehlbar. Der Cardinal, der eine Reiſe nach Italien ein Jahr vor ſeinem Tode

gemacht hatte, hegte darüber nicht den geringsten Zweifel. Er gestand, daß die Priesterregierung in Rom verabscheut werde und erwähnte oftmals, er habe die Cardinäle selbst, so wie die Hausprälaten Sr. Heiligkeit eingestehen hören, daß, wenn die fränzösische Occupationsarmee heute Rom verlasse, müsse der Papst morgen sich entfernen. Sie sehen ein, daß die Auflösung nur eine Sache der Zeit ist, wenn die öffentliche Meinung so weit gekommen."

„Gleichviel, man muß Stand halten."

„Ja," entgegnete Julio, „Stand halten, wenn man außer der fremden Macht einen Stützpunkt hätte, wenn die Einwohner von Rom nicht ganz und gar gegen die weltliche päpstliche Herrschaft wären! Bei einer Regierungsweise aber, wo alles falsch ist, wo eine Kaste, die Prälatur, die einzige leitende und bewegende Regierungskraft ist und die übrige Nation, wie eine eingepferchte Heerde, bei der Leitung der Angelegenheiten gar nicht mitzählt, giebt es gar keine ernste Grundlage für einen Widerstand gegen die Schicksalsnothwendigkeit, welche das alte Regierungssystem stürzt."

„Was soll denn aber der Papst thun?"

„Nichts! Bei der allgemeinen Bewegung, welche Italien fortreißt, ist sein Thun im Schooße seiner kleinen Staaten, die er regiert, ohne alles Gewicht. Er hatte einmal eine große, aber äußerst schwierige Rolle: sich an die Spitze der italienischen Bewegung zu stellen, um sie mit den katholischen Kräften zu lenken. Diese Rolle verstand und vermochte er nicht zu übernehmen. Jetzt ist die Partie verloren. In den Dingen dieser Welt gilt die rechte Minute. Ist diese Minute vorüber, so läßt sich darauf nicht zurückkommen."

„Ja, das wäre ſehr ſchön geweſen! Der Papſt revolutionär!“

„Schön oder nicht ſchön, es wäre die Rettung der weltlichen Herrſchaft geweſen. Jetzt iſt es zu ſpät.“

„Sie halten alſo die weltliche Souverainetät für die geiſtliche Unabhängigkeit des Papſtes nicht für nothwendig?“

„Ich weiß wohl, daß dies die herkömmliche Redensart iſt, aber ich kann mir nur nicht viel dabei denken. Wenn die weltliche Herrſchaft nicht mehr exiſtirt und das geiſtliche, das kirchliche Papſtthum in der Kirche regiert wie in den Zeiten, wo es noch nicht mit der weltlichen Macht vereinigt war, wird dann Jemand zu ſagen wagen, die Vorſehung habe Unrecht gethan, daß ſie die Würde des Papſtes von weltlicher Souverainetät trennte? Ueberlaſſen wir dies der Vorſehung.“

— „Welche fluchwürdige Anſichten hat dieſer Pfarrer von St. Aventin!“ ſagten zwei Geiſtliche, die ſich zu einander hinneigten.

12.

Die Unterſuchung.

Es war Donnerſtag, zwei Uhr Nachmittags, die Zeit der Rathsſitzung im erzbiſchöflichen Palaſt zu T. Die Mitglieder, welche dieſen hohen Rath bildeten, kamen faſt alle gleichzeitig an nach der klöſterlichen Regelmäßigkeit, die ſie alle bei der Erziehung in den Seminarien ange-

nommen. Der Erzbiſchof Le Cricq wartete in ſeinem Arbeitszimmer, in welchem die Sitzungen gewöhnlich gehalten wurden. Er las einen Brief, der für ihn von hoher Wichtigkeit war und der folgendermaßen lautete:

„Paris, 15. Juli 1860.

„Ew. Gnaden

„müſſen nach meinem langen Stillſchweigen glauben, ich vernachläſſige Ihre Intereſſen. Das iſt keineswegs der Fall. Ich denke vielmehr häufig an Sie, aber am Hofe muß man die günſtigen Augenblicke zu wählen wiſſen, wenn man etwas erbitten will, und dieſe günſtigen Augenblicke kommen nicht immer.

„Heute bin ich ſo glücklich, Ihnen gute Nachrichten geben zu können. Ich hatte in einer beſondern Angelegenheit mit dem Cultusminiſter zu ſprechen und ich fand denſelben günſtig für Sie geſtimmt; von dieſer Seite her werden wir alſo auf kein Hinderniß ſtoßen.

„Eine erhabene Perſon, mit der ich einige Worte wechſeln konnte, ſchien Sie ſehr zu ſchätzen. Sie hatte die außerordentliche Güte mir zu ſagen, ſie würde wegen des Cardinalshutes ganz für Sie ſein.

„Alles iſt alſo auf dem beſten Wege nach dem Ziele hin, welches ich mit ganz beſonderer Vorliebe im Auge behalte.

„Im Cultusminiſterium, wo ſich die Acten über jeden Biſchof befinden, erfuhr ich, daß Sie in den geheimen Berichten, die Sie betreffen, wegen Ihres guten Vernehmens mit den Behörden des Departements ſehr gelobt werden. Sie haben gute Vormerke wegen Ihrer Verwaltung, die im Allgemeinen nicht läſtig iſt. Aber in dem Berichte des Präfecten iſt eine ernſte

Sache gegen Sie zur Anzeige gekommen. Man klagt Sie an, daß Sie ſtreng gegen einen talentvollen jungen Geiſtlichen geweſen, der einige excentriſche Reden geführt. Das hat hier einen ſchlechten Eindruck gemacht, weil die Regierung ihre Gründe hat, die untere Geiſtlichkeit ſo wenig als möglich unzufrieden zu machen.

„Ich theile Ihnen dies ganz in Vertrauen mit. Setzen Sie ihre Thätigkeit in Rom wegen des Cardinalshutes fort und ich zweifele nicht, daß Sie binnen kurzem Ihr Ziel erreichen.

„Es würde, glauben Sie mir, eine der ſchönſten Erinnerungen für mich ſein, wenn ich mir eines Tages ſagen könnte, ich habe Gelegenheit gehabt, einem durch ſeine Tugenden und Verdienſte aller Art ausgezeichneten Prälaten einen Dienſt zu erweiſen.

„Genehmigen Sie, ich bitte, die Verſicherung meiner tiefen Verehrung und meiner gänzlichen Hingebung, womit ich bin

Ihr ergebenſter und gehorſamſter Diener,
Der General P., Senator.“

Als die Generalvicare, der Superior des großen Seminars und die Canonici, welche den erzbiſchöflichen Rath bildeten, verſammelt waren, verhandelte man zunächſt von den Tagesgeſchäften und nachdem mehrere Fragen beſeitiget waren, las der erſte Generalvicar den Bericht des Pater Baſil über die Wundererſcheinung, mit welcher Liſette Cabarous begnadet worden ſein ſollte. Der Canonicus L. ein leichtgläubiger alter Mann, der in T. auch das Meiſte für den Glauben an Salette gewirkt hatte, hüpfte faſt vor Freude. Er ſagte dem Erz-

biſchof, er danke Gott, daß eine ſolche Gunſt dem Sprengel unter der Verwaltung Sr. Gnaden geworden ſei; der Superior des großen Seminars aber, ein ruhiger Mann, der, wie die Sulpicier im Allgemeinen, nicht viel auf die neumodiſche und excentriſche Frömmigkeit gab, ergriff das Wort und brachte eine ganze Reihe von Zweifeln an der angeblichen Erſcheinung vor.

L. entgegnete darauf, die Einwürfe, welche man gegen das Ereigniß in St. Aventin mache, wären auch gegen die von Salette und Lourdes vorgebracht worden und doch ſei die allgemeine Stimmung der Geiſtlichkeit und der Katholiken für ſolche Erſcheinungen.

Der Generalvicar machte für das Wunder die ſeiner Meinung nach richtige Bemerkung geltend, daß daſſelbe jedenfalls dazu diene das Volk zu erbauen, die Verehrung des heil. Joſeph neu zu beleben und folglich zur Ausbreitung der Religiöſität beizutragen. „Man muß auf den Geiſt der Maſſen wirken und wenn der Unglaube von allen Seiten her ſich bemüht den Glauben zu verlöſchen, ſo können wir ohne Zweifel auch mehr oder minder ſichere Offenbarungen benutzen, um den Völkern zu beweiſen, daß die katholiſche Religion immer die Wundererſcheinungen für ſich habe.“ Er ſchloß mit der Bitte, der Erzbiſchof möge die Sache in Ueberlegung ziehen und, nach weiterer Belehrung, die Offenbarung für ächt erklären. Das würde den Glaubenseifer unter den Pyrenäen-Bewohnern verdoppeln, unter welche die häufige Berührung mit Fremden, während der Badezeit, das Gift der ſchlechten Lehren und die Indifferenz der Zeit bereits mehr und mehr verbreite.“

Der Erzbiſchof ſprach zuletzt. Seiner Meinung nach

gäbe es Thatsachen dieser Art in Italien und Frankreich bekanntlich genug. Es widerstrebe ihm die öffentliche Meinung mit seiner Person zu beschäftigen und bei der nur zu wohlbekannten Stimmung der Pariser Presse in Bezug auf die Geistlichkeit möge er sich dem Spotte und der Verhöhnung der Journale nicht aussetzen. Er erklärte deshalb mit aller Bestimmtheit, zur großen Verzweiflung des alten L., er werde in dieser Sache nichts thun und jeden seiner Geistlichen und der Gläubigen persönlich glauben lassen was ihm beliebe.

„Nur," setzte er zu dem Generalvicar gewendet hinzu, „schreiben Sie dem Pfarrer jener Gemeinde, daß ich nicht wolle, daß der Vorfall weitere Verbreitung finde und deshalb in der Kirche, bei Processionen und Ceremonien keine darauf bezüglichen Reden erlaube.

„Das dürfte eine überflüssige Vorsicht sein, Ew. Gnaden," warf einer der Männer ein, „denn der Pfarrer dürfte, nach der Angabe des Pater Basil, eher geneigt sein dagegen zu predigen."

„Dann fügen Sie in dem Briefe hinzu, daß ich ebenfalls verbiete, gegen den Glauben des Volkes in diesem Punkte zu sprechen."

„Das ist nicht alles, Ew. Gnaden, es ist auch eine Anklage gegen den jungen Pfarrer von einer sehr frommen Person eingegangen. Sie ging uns durch Pater Basil zu. Hier der Bericht, den er darüber eingesandt hat."

„Immer und immer Klagen und Denunciation!" entgegnete der Erzbischof. „Alle Tage kommen dergleichen ein, besonders von sehr frommen Weibern. Sie wittern und sehen überall Verbrechen und mit den Beweisen sind

ſie nicht ſchwierig. Sie ſind im Stande ihren Pfarrer anzuklagen, er habe den Kirchthurm in der Taſche fortgetragen.“

„Die Sache iſt hier doch ernſthaft; die Thatſachen liegen vor und der Schuldige wird wahrſcheinlich ſelbſt nicht läugnen. Ein Mädchen iſt Abends, im Dunkel, angekommen, hat die Nacht im Pfarrhauſe zugebracht und iſt am andern Morgen früh wieder fortgegangen. Wie gütig Sie auch gegen Ihre Geiſtlichen ſein mögen, Ew. Gnaden, ſolche ärgerliche Vorgänge dürfen nicht geduldet werden. Ich trage wenigſtens auf eine Unterſuchung an.“

Die ganze Rathsverſammlung verlangte einſtimmig die Unterſuchung.

Dem Erzbiſchof war dies ſichtlich ſehr ungelegen.

„Die jungen Geiſtlichen machen nichts als Dummheiten,“ ſagte er. „Mein Gott! Was wird es ſein? Eine Reiſende, die ſich verirrt hatte, eine Perſon, die zu St. Aventin wallfahrtete, eine Unglückliche, die den Pfarrer um Beiſtand anging, weil er perſönlich reich ſein ſoll. Und der junge Thor hat ſie gaſtlich aufgenommen, denn der Abbé Julio iſt aller Thorheiten fähig, aber an die Frauen denkt er gewiß nicht. Eine Unterſuchung hat ihre Unannehmlichkeiten. Erweiſet ſich die Sache als falſch, ſo bleibt doch immer etwas in der öffentlichen Meinung; iſt ſie wahr und man hat keinen Beweis von einer wirklich verbrecheriſchen That von Seiten des Mannes, der immer unklug gehandelt haben kann, ſo ſtellen wir vielleicht das Vergehen feſt und es ſieht aus, als verfolgten wir den Prieſter. Meine Stellung iſt gerade

ihm gegenüber ſchwierig und ich halte es für das Beſte, das Ganze auf ſich beruhen zu laſſen.“

„Nicht möglich,“ entgegnete der Generalvicar. „Sie kennen die Regeln bei unſerer Verwaltung. Man kann eine Unterſuchung anordnen, ohne dabei Aufſehen zu machen. Der Pfarrer von Luchon z. B. iſt ein ernſter Mann, der ſchon oftmals in wahrhaft bewunderungswürdiger Rückſichtsnahme ſolche Aufträge ausgeführt hat. Wenn ihn Ew. Gnaden paßlich finden, ſchreibe ich ihm, er möge ſich nach St. Aventin unter dem Vorwande begeben, ſeinem Pfarrer einen Beſuch zu machen und die Ausſage deſſelben über die ihm ſchuld gegebene Sache in Empfang zu nehmen. Dann können ſie ja immer entſcheiden, ob weiter gegangen werden ſoll.

Der Erzbiſchof ſah, daß er nicht zurückweichen konnte, ohne die Anſicht ſeines Rathes zu verletzen. So wurde denn eine Unterſuchung gegen Julio beſchloſſen.

Noch denſelben Abend ſtattete der Pater Baſil einen Beſuch bei dem Generalvicar ab. Er wollte das Reſultat über ſeine Anzeige erfahren und wunderte ſich ſehr über die Gleichgiltigkeit des Erzbiſchofs wegen der Wundererſcheinung. Dafür tröſtete ihm die Nachricht von der Unterſuchung wider Julio etwas. Der Prieſterhaß war größer noch als die Mönchsleichtgläubigkeit. Der Generalvicar theilte ihm die Nachricht unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit und der Kapuziner erzählte ſie ebenſo ſeinen Brüdern und Freunden; dieſe ſprachen dann gegen andere Geiſtliche und andere Mönche und ehe acht Tage vergingen, wußte die ganze Geiſtlichkeit des Sprengels, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß eine Unter-

ſuchung gegen den Pfarrer von St. Aventin angeordnet ſei.

Der Brief des Generalvicars über die Sache gelangte noch denſelben Tag nach Luchon und er fand den dortigen Pfarrer ſehr bereit als Werkzeug gegen den jungen Geiſtlichen zu dienen, dem er von der Conferenz her noch grollte. Er machte ſeine Vorbereitungen zur Reiſe für den nächſten Tag, und gegen neun Uhr früh ſtieg er vor der Thür des Pfarrhauſes in St. Aventin ab.

Julio empfing ihn mit der heiterſten und friedlichſten Miene.

„Ich fühle mich durch Ihren Beſuch ſehr geſchmeichelt," ſagte er. „Sie ſind ſehr zeitig von Luchon aufgebrochen, um mir die Freude zu machen, mit mir zu frühſtücken.'

„Ich habe ſchon gefrühſtückt und danke Ihnen. Ich komme in Geſchäften und im Auftrage des Erzbiſchofs."

„Sprechen Sie; ich bin bereit."

Gravitätiſch wie ein Unterſuchungsrichter vor einem Angeklagten nahm der Pfarrer von Luchon eine Feder und ein Schreibzeug aus der Taſche und ſchickte ſich an in ſein Notizbuch die Fragen, die er an Julio ſtellen wollte, ſowie deſſen Antwort aufzuſchreiben.

Das Verhör dauerte ſehr lange. Der ſchlaue Alte verband mit der Lebhaftigkeit des Pyrenäers die Pfiffigkeit des Gascogners. Er faßte die Sache an allen Enden an, ſuchte ihn in Widerſprüche zu verwickeln, brauchte bald Strenge, um ihn einzuſchüchtern, bald Sanftmuth, um Geſtändniſſe zu erlangen und ließ es auch an Verſprechungen von Nachſicht von Seiten des Erzbiſchofs nicht fehlen. Er erhielt indeß keine andere Antwort als:

„Ein junges mir völlig unbekanntes Mädchen, das

ich in Thränen in der Nacht in meiner Kirche fand, als ich die Thür ſchließen wollte, iſt von mir in meinem Hauſe aufgenommen worden. Nur einen Augenblick blieb ſie mit mir allein in der Kirche, wo ſie mir Leiden erzählte, über die ich mich nicht näher erklären darf, und deren Kenntniß auch nichts zu Ihrer Unterſuchung beiträgt. In meinem Hauſe hatte ſie dann als Hüter einen Beſchützer, dem an ihrer Tugend viel gelegen iſt, der ſie aufſuchte und der, am nächſten Morgen, gleich ihr ſich entfernte. Das iſt die ſtrenge Wahrheit in der Sache. Mehr kann ich Ihnen darüber nicht ſagen, ohne ein Geheimniß zu verletzen, das ich ewig zu verſchweigen verſprochen habe."

„Sie werden zugeſtehen, daß bei einem ſolchen Syſteme keine Unterſuchung zu etwas führen kann. Warum bezeichnen Sie mir dieſen Entlaſtungszeugen nicht? Seine Ausſage würde alle Zweifel löſen."

„Das iſt eben nicht möglich."

„Die ganze Geſchichte ſieht wie erfunden aus. . ."

„Mag ſein. Ich gebe zu, daß mein Verhalten unklug ausſieht, wenn man nach dem Scheine urtheilt. Ich mußte aber zwiſchen einer heiligen Pflicht und einer gaſtlichen Aufnahme wählen, die meine Ehre gefährden konnte."

„Dann thaten Sie Unrecht."

„Meine Ueberzeugung iſt das nicht und welche Folgen auch das haben mag was ich that, ich kann mir in meinem Gewiſſen nur Glück wünſchen."

„Der Menſch iſt gewandt," dachte der ſchlaue Alte bei ſich, welcher ſich ſchämte, daß er keine Schuld fand. „Ich habe viele Unterſuchungen geführt, aber immer er-

rötheten die armen Teufel, ſtammelten und wenn ich ſagte: „ich weiß alles, verbergen Sie mir nichts,“ fielen ſie auf die Knie und weinten. Der da iſt nicht einzuſchüchtern.“

Er fuhr indeſſen fort:

„Zu Ende müſſen wir doch kommen und Sie glauben gewiß nicht, daß ſich ein Mann von meinem Alter täuſchen läßt. Wenn ein junger Mann eine ganze Nacht allein mit einem Mädchen zubringt, ſo weiß man ſchon was das heißt. . . Sie ſind ſowenig von Stein als Andere. . . Sie würden auch nicht gleich verloren ſein,.. das Fleiſch iſt nun einmal ſchwach. . .“

Während er dieſe kurzen Sätze langſam ſprach, ſah er mit ſtahlſcharfem Blicke in die klaren und reinen Augen Julios.

„Ich kann Ihnen nur noch mit Schweigen antworten,“ ſagte dieſer. „Es ſteht Ihnen frei, was Sie ſich mir gegenüber erlauben wollen; ich weiß, was ich mir ſchuldig bin.“

Julio ſtand auf, als wolle er ſeinem Verhörsrichter ſagen: „nun iſt es genug.“

„Ich werde das Protokoll ſchließen müſſen,“ ſagte der Inquiſitor. „Beweiſe giebt es nicht gegen ihn und er vertheidiget ſich gut.“

„Wollen Sie mein Protokoll unterzeichnen?“

„Sehr gern, Herr Pfarrer.“

Nachdem auch dieſer Formalität genügt war, reiſete der Pfarrer nach Luchon zurück. Julio begleitete ihn an den Wagen mit allen Zeichen äußerer Höflichkeit, welche die Gebildeten Jedermann ſchuldig zu ſein glauben.

Unterwegs überdachte der Pfarrer die Angelegenheit, überlas das Protokoll mehrmals, ſtellte ſich dann den

ſanften, ruhigen und ergebenen Julio vor und fragte ſich, ob dies die Haltung eines Schuldigen ſei. Freilich glaubte der erfahrene alte Mann an die Tugend junger Geiſtlichen nicht.

„Dieſer Abbé Julio hat ſich ſehr geſchickt benommen. Schon ſah ich den Augenblick, da ich ihn haben würde. Nun, wenn er wirklich unſchuldig iſt, wird er wenigſtens erkannt haben, daß ich meinen Auftrag völlig ausgeführt habe; iſt er ſchuldig, ſo hat er geſehen, daß er mich nicht hintergeht.“

Auf dem ganzen Wege flüſterte ihm ein zudringlicher Verſucher zu:

„Er hat es Recht gemacht, da er eine gute Gelegenheit fand.“

Der alte Mann wies zwar dieſen ſchlechten Gedanken von ſich, aber er ſtellte ſich immer wieder ein und der Böſe aus den alten Legenden ſang ihm unaufhörlich den Refrain des alten Liedes vor, das er in ſeiner Jugend gehört hatte:

Ach laß doch, mein Kind,
Ach, laß ihn doch thun;
Ich macht' es ja eben ſo
Als junger Vicar.

13.

Ein amtlicher Beſuch.

Der Erzbiſchof Le Cricq von T., noch nicht Cardinal der heiligen römiſchen Kirche, aber ſehr begierig nach dieſer höchſten Würde, die mindeſtens 30,000 Livr. Renten giebt, zweitens geradenwegs in den Senat führt, ebenfalls wieder mit dem beſcheidenen Gehalte von 30,000 Livr., drittens auf den Kopf einen ſehr großen rothen Hut ſetzt und das Purpurgewand der römiſchen Senatoren mit dem Rechte bringt, die Päpſte zu wählen oder — der Zufall ſpielt wunderbar in unſerer revolutionären Zeit — ſelbſt als Papſt gewählt zu werden, bereiſete ſeinen weiten Sprengel und beſuchte ein Kirchſpiel nach dem andern.

Er hatte nicht vier prächtige Pferde an ſeinem Wagen und nicht zahlreiche Diener in Livrée, wie einer ſeiner Vorgänger, der Cardinal von S.; Le Cricq gehörte wie die meiſten Familien, welche der hohen Geiſtlichkeit Mitglieder liefern, nicht zu dem Adel, ſondern zu dem niedrigſten Proletariat. Die Mutter La Cricqs hatte zu ihrer Zeit Strohſtühle ausgebeſſert, was ſie natürlich nicht hinderte eine gute, fromme Frau zu ſein, ihre Kinder höchſt ſorgſam zu erziehen und ihren älteſten Sohn ſogar Prieſter werden zu laſſen. Die würdige Frau lebte noch und benahm ſich, trotz ihren etwas gemeinen Manieren, ganz gut in dem Hauſe ihres Sohnes, Sr. Gnaden des Erzbiſchofs.

Man hatte damals die langen Tage des Juni-Mo-

nats. Schon waren zahlreiche Gäſte in den Badeſtädten von Biarritz bis Luchon angekommen; es wimmelte von Badenden und Touriſten männlichen und weiblichen Geſchlechts, auch der Bücher ſchreibenden. Mineralogen, Entomologen und Botaniker liefen auf allen Wegen umher, erkletterten alle Berge und ſcheuchten die Gemſen in die wildeſten Orte des Mitteltheiles der Pyrenäen-Kette; ſelbſt auf dem Pic du Midi füllte ſich das Gaſthaus. Die Touriſten erkletterten, ſchon um vier Uhr früh, nachdem ſie die Nacht auf dem harten Lager des Wirthshauſes verbracht hatten, die Spitze, die wie ein rieſiger Grenzſtein zwiſchen dem afrikaniſchen Boden Spaniens und den friſchen Thälern der franzöſiſchen Pyrenäen ſtehen.

Luchon beſonders war voll von Reiſenden. Die großen Alleen hundertjähriger Bäume hatten nie ſo viel ſchöne Welt geſehen, die ſo eifrig Bewegung ſuchte, Ausflüge in die Berge, luſtige Partien nach dem Oo-See, nach dem Hafen von Venasque, nach Super-Bagnères und in das ſpaniſche Thal machte, wo die lilliputiſche Republik Andorre ſo friedlich lebt.

Die Ankunft des Erzbiſchofs in dem Thale war eine neue Gelegenheit zur Aufregung. Die Gebirgsbewohner waren ſtolz auf die Ehre; ſie kamen von den höchſten Höhen herunter, ließen ihre Heerden im Stich und erſchienen in ihrer Feſttracht.

Die Kirchen waren überall zu klein, um die Menge zu faſſen, die aus jeder Gebirgsſchlucht herbeiſtrömte. Der Erzbiſchof mußte auf öffentlichen Plätzen firmeln. Seine Reiſe war faſt eine ununterbrochene Huldigung; Ehrenpforten von Grün und Blumen ſtanden am Eingange aller Flecken; Schaaren weißgekleideter Mädchen,

Freudenſchüſſe von den jungen Burſchen, die ſich zur Nationalgarde vereinigt hatten, alles das nebſt Anreden der erſten Beamten der Dörfer gab dieſem Beſuche in der That den Charakter eines ununterbrochenen Feſtes.

Der Hochwürdigſte ſelbſt war bis in den Himmel entzückt; ſein Generalvicar ſchickte alle drei bis vier Tage der Zeitung von T. und der „katholiſchen Welt" eine Schilderung dieſer Huldigungen ein. Das erregte Aufmerkſamkeit und der Cardinalshut konnte wohl dadurch erlangt werden.

Die Reden des Prälaten waren nicht gerade ſehr ausgezeichnet; ſie enthielten Gemeinplätze vom reinſten Waſſer und wie Ludwig Philipp regelmäßig begann: „mit immer neuem Vergnügen," ſo ſagte er: „Euer Erzbiſchof bringt Euch ſeinen Segen ꝛc." Zum Glück war die Rede nie lang und dadurch zeichnete ſich die Beredtſamkeit des Herrn Le Cricq vorzugsweiſe aus.

Die Pfarrer des Gebirges, die mit dem Kreuz und dem Weihwaſſerwedel am Eingange ihrer Dörfer ſtanden, becomplimentirten den Erzbiſchof und zwar ebenfalls in der ſeit Jahrhunderten feſtſtehenden Form, als hätten ſie einander gegenſeitig ihre Beredtſamkeitsprobe geſtohlen: „geſegnet ſei der, welcher kommt im Namen des Herrn."

Das letzte Thal, welches der Erzbiſchof in den erſten Tagen des Juli beſuchen ſollte, war das Arbouſtthal. Am Tage vorher war er im Lilienthale geweſen. Der Pfarrer hatte ſich nicht in große Koſten wegen des Empfanges geſtürzt. Ein einziger Strick, mit einigen Epheublättern und Moos umwunden, zog ſich über die Gaſſe am Eingange des Dorfes und ſtellte eine Ehrenpforte vor. Auch hatte der Pfarrer für kein Feſteſſen geſorgt, ſo daß der Erzbiſchof zum Eſſen nach Luchon zurückkehren

mußte. Der Prälat verheimlichte ſeine üble Laune darüber nicht. Der ungeſchickte Pfarrer mußte geſtraft werden und ſo zeigte ſich denn der Erzbiſchof in der Kirche gegen die Kirchväter ꝛc. äußerſt ſtreng. In einem Winkel bemerkte er Spinnweben; das Tuch auf dem Altar war nicht weiß genug, die Garnirung wohl gar zerriſſen ꝛc.

Der Pfarrer wurde vor Zorn und Aerger hochroth im Geſicht während dieſer Strafpredigt.

Abends in Luchon ſprach der Erzbiſchof, als er mit ſeinem Generalvicar allein war, ſeine Unzufriedenheit über den Pfarrer von Lilienthal noch ſtärker aus.

„Dieſe ſelbſtſtändigen Leute kümmern ſich nicht um die Biſchöfe," ſagte er in höhniſchem Tone.

„Haben Sie den Strick geſehen, an dem einiges Moos hing?"

„Er war ſehr ſchön."

„Der arme Mann hatte vielleicht andere Dinge im Kopfe. Er ſoll in die Tochter ſeines Maire ſehr verliebt ſein; es könnte wohl bald ein großes Aergerniß geben."

„Ich habe Luſt ihn an das andere Ende des Sprengels zu ſchicken."

„Da oder dort, Dummheiten macht er uns doch. Verſuchen Sie es indeß."

Und es erging der Befehl zu einem Wechſel der Stellen.

„Wohin kommen wir morgen?"

„Ew. Gnaden beſuchen St. Aventin."

„Den Abbé Julio?"

„Allerdings. Der iſt auch ſo ein Selbſtſtändiger."

„Wir haben ihn nirgends bei ſeinen Amtsbrüdern

geſehen. Er war weder in Luchon, noch in St. Namet, noch in irgend einem benachbarten Kirchſpiele.“

„Ich habe dieſe Abweſenheit wohl bemerkt.“

„Er hat mich auch nicht zu Tiſche eingeladen.“

„Ew. Gnaden werden wieder in Luchon ſpeiſen müſſen.“

„So wird es werden. Wann kommen wir an?“

„Um neun Uhr.“

„So ſorgen Sie dafür, daß die Pferde zeitig bereit ſind. Die Luft iſt friſch im Gebirge.“

Am andern Tage, vor halb neun Uhr, rief die kleine Glocke von St. Aventin alle Bewohner des Arbouſt-Thales in die Kirche. Der Schnee war ſelbſt von den ſchattigen Theilen des Gebirges überall verſchwunden und Gletſcher giebt es nur in der Mitte der Kette in großer Höhe. Die Temperatur war koſtbar. Der Wildbach, der ſich von Felſen zu Felſen ſtürzt, ließ aus der Tiefe ſeine gewaltige Stimme tönen, die wie ferner Donner klang.

Weiße zerriſſene Wölkchen ſpielten an den Seiten der Berge und ſahen aus wie leichte Draperien, die ein heftiger Wind hinweg führen müßte. Weiterhin bildeten die dunkelgrünen Wälder, die bis zu den großen Höhen hinaufſteigen, wo alle Baumvegetation aufhört, dunkele Schatten, in denen der Blick ſich verlor und gaben der gewaltigen Landſchaft, welche die Natur in großen Zügen entworfen hatte, jene wilde Großartigkeit, die kein menſchlicher Pinſel auf der Leinwand nachzuahmen vermag. Hier und da endlich zeigten ſich, alles überragend, die gezackten, kahlen, ſteilen Spitzen in ihrer weißgrauen Farbe und trugen vergletſcherten Schnee, die unerſchöpf-

lichen Behälter jener klaren Wäſſer, die in rauſchenden Cascaden von den Höhen herabfallen.

Das war der Schauplatz.

Der Prälat, ziemlich übellaunig ſeit dem vorigen Tage, wurde wieder etwas ruhiger bei dem gleichzeitig impoſanten und ſanften Anblick dieſer großartigen Natur. Bei ſeinem Gebet aus dem Brevier auf dem Wege, der von Luchon ziemlich ſteil nach St. Aventin führt, wurden häufig ſeine Gedanken abgelenkt. Selbſt die gewöhnlichſten Menſchen ergreift die gewaltige äußere Natur. Es liegt in ihr eine gewiſſe magnetiſche Anziehung, der ſich Niemand erwehren kann.

Das Geſicht des Erzbiſchofs war wieder faſt ganz heiter geworden, als er in der einfachen Kapelle St. Aventins ankam. Es lag ihm zu viel daran, etwas den Leuten Angenehmes zu thun, als daß er ſich nicht fromm gegen die Heiligen der Oerter hätte zeigen ſollen, die er beſuchte. So ließ er denn ſeinen Wagen halten, erkundigte ſich nach der Entfernung, die er zu gehen haben würde, bis er in das Dorf gelangte, befahl ſeinem Kutſcher vorauszufahren und erklärte vor einer Gruppe Männer, daß er zu Fuße gehen wolle. Alsbald riefen die Leute: „es lebe Se. Gnaden!“

„Warum,“ ſagte er zu ſeinem Generalvicar, „iſt der Herr Pfarrer nicht hier? Er ſollte und konnte wiſſen, daß ein Biſchof ſeinen Einzug in St. Aventin mit dem Beſuche der Kapelle des Heiligen ſeines Kirchſpiels beginnen muß, die ſo berühmt iſt.“

„Er erwartet Ew. Gnaden wahrſcheinlich am Eingange des Dorfes,“ antwortete der Generalvicar.

Die Gebirgsbewohner, die auf den Ruf der Glocke

ihrer Kirche, welche den Beſuch des Erzbiſchofs ankündigte, aus allen Weilern herbeigekommen waren, drängten ſich auf dem Wege und bildeten eine Art Bedeckung des Prälaten. So gelangte er an den Eingang des Dorfes, wo der Maire mit den Höchſtbeſteuerten ihn mit einer Anrede empfing.

Dieſe Rede paßte jedenfalls nicht zu der Bildung des Maire von St. Aventin und ſie war in der That das Werk Julios, welcher ſie recht zierlich und wohllautend geſchrieben. Der Redner hatte ſie acht Tage lang fleißig durchgeleſen und zu dem Pfarrer einmal geſagt:

„Es geht ſehr gut; ich getraute mir die Rede auswendig zu halten.“

„Das mögeu Sie ja nicht thun,“ antwortete ihm Julio; „es iſt ſchicklicher ſie abzuleſen.“

Der Erzbiſchof ſeiner Seits verwendete zur Entgegnung die ſeiner Antworten, welche er vorräthig hatte und die ihm am beſten ſich für den Maire von St. Aventin zu eignen ſchien.

Als man nun die erſten Häuſer erreichte, die auf den Terraſſen an der Straße liegen, welche nach dem Do-See führt, erwartete er ein Paar Ehrenpforten, weil ſie ja das herkömmliche Zeichen des offiziellen Enthuſiasmus der Pfarrer im Gebirge ſind. Vor allen Dingen erwartete er, daß der Pfarrer mit den Gläubigen, mit Kreuz und Fahne ihn empfing, plötzlich aber ſah er ſich vor der Kirche, einem höchſt merkwürdigen alten romaniſchen Baue, ohne daß er vorher den Pfarrer, eine Proceſſion, Ehrenpforte oder Blumen auf ſeinem Wege bemerkt hatte. Ein dichter Haufe von Leuten, die von den Bergen herabgekommen waren, erwartete den Erzbiſchof

vor der Thür. Die Kirche ſelbſt war bereits dicht gefüllt und der Pfarrer, der ſich ſtreng an die Vorſchriften des Ceremoniels gehalten hatte, ſtand da, um dem Erzbiſchofe Weihwaſſer zu bieten und das Kreuz zu reichen.

Der Prälat war bei ſolchem Anblicke höchſt unangenehm überraſcht, obgleich er jedes äußere Zeichen von Unzufriedenheit unterdrückte. Er ſchritt, hochroth im Geſicht, mit ſtierem Blick und ſtolz emporgerichtetem Haupt weiter und nahm barſch das Weihwaſſer aus den Händen Julios.

Dann ſchien er zu warten, daß der Pfarrer nach der Gewohnheit eine Anrede an ihn halte.

Julio verneigte ſich indeß nur zum Zeichen ſeiner Verehrung, wandte ſich nach dem Altare und und wartete in ſchweigender und beſcheidener Haltung, daß der Prälat nach dem Altarplatze gehe. So mußte denn der Erzbiſchof wohl oder übel dem Kreuze folgen, das ein Chorknabe ihm voraustrug, und ſich nach dem Betſtuhle begeben, der für ihn an einer Seite des Altars bereit ſtand.

Von Julio waren viele junge Leute aufgeſtellt worden, welche das Sacrament der Firmelung empfangen ſollten. Sie ſtanden in einer dichten Reihe von der Thür bis zu dem ſchönen eiſernen Gitter, welches den Altarplatz von dem Schiffe der Kirche trennt, und die Ruhe und Andacht der Kinder bewieſen deutlich, mit welcher Sorgfalt der Geiſtliche ſie auf den Empfang der Gaben des heiligen Geiſtes vorbereitet hatte. In dem Raume des Altarplatzes ſelbſt bildeten etwa zwanzig Bergbewohner von reifem Alter, die auch noch nicht ge-

firmt waren, einen Kranz von männlichen Gesichtern um den Altar.

Der Prälat las in seinen erzbischöflichen Gewändern die Messe und nach Beendigung derselben bestieg er die Kanzel, mit der Bischofsmütze auf dem Haupte und dem goldenen Bischofsstabe in der Hand, in Begleitung seines Generalvicars, welcher auf einer Treppenstufe stehen blieb. Glücklich war aber der Erzbischof in seiner Rede nicht. Sein Aerger vom Morgen her und die peinliche Befangenheit, welche selbst die hohen Würdenträger der Kirche vor einem als ausgezeichneten Redner bekannten Geistlichen empfinden, übten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Zunge; er stammelte, er versprach sich häufig, er verwirrte sich, bemerkte es und schloß sehr bald herkömmlich damit, daß er denen, die als gute Christen lebten, den Himmel verhieß, die Gottlosen dagegen mit den ewigen Flammen der Hölle bedrohete.

Wer Julio aufmerksam betrachtet hätte, würde ein feines halbes Lächeln über seine Lippen haben ziehen sehen. So leicht und flüchtig es war, entging es doch dem Prälaten nicht und es sagte ihm deutlich, der Pfarrer von St. Aventin finde die erzbischöfliche Rede sehr mittelmäßig. Der Erzbischof verließ gedemüthigt und beschämt die Kanzel.

Die Mächtigen, die mit sich selbst unzufrieden sind, trösten sich durch Rache. So als Herr Le Cricq in die Sacristei kam, antwortete er auf die ehrfurchtsvolle und artige Begrüßung Julios kaum. Er sagte laut zu seinem Generalvicar, daß er alsbald wieder nach Luchon zu fahren gedenke, und befahl, die Pferde bereit halten zu lassen.

„Ich will nur noch das Pfarrhaus und die Kirche beſichtigen.“

„Aber, Ew. Gnaden, es iſt angerichtet.“

Martha hatte in der That ein delikates Frühſtück bereit gemacht.

„Sie hatten mich nicht eingeladen“, antwortete der Prälat, „ich mußte deshalb glauben, es liege Ihnen nichts daran, Ihren Erzbiſchof zu bewirthen. Ich habe deshalb dem Pfarrer von Luchon verſprochen bei ihm zu ſpeiſen.“

„Das bedaure ich ſehr. Ein Biſchof iſt von Rechts wegen ſtets zum Tiſche ſeines Pfarrers geladen, wie beſcheiden derſelbe auch ſein mag. Eſſen Sie wenigſtens einen Löffel Suppe.“

„Ich werde nichts genießen. Beſichtigen wir die Kirche.“

Bei der flüchtigen Unterſuchung aller dem Cultus dienenden Gegenſtände, der geweihten Gefäße, des Taufſteins und der Sacriſtei, ſchien der Erzbiſchof fortwährend zu bedauern, daß er nichts zu tadeln finde. Alles war äußerſt reinlich und nett. An dem alten Eiſengitter ſagte er:

„Hoffentlich werden Sie, Herr Pfarrer, dieſes ſchöne mittelalterliche Gitter nicht wegnehmen laſſen.“

„Ich werde dem Kirchenvorſtande den Befehl Ew. Gnaden mittheilen.“

„Gehen wir nun in das Pfarrhaus.“

Als ſie in das Arbeitszimmer hier traten, wo ſich die reiche Bibliothek Julios und ſeine kleinen wiſſenſchaftlichen Sammlungen befanden, nahm der Erzbiſchof das Wort.

„Hier wollen wir von Einigem ſprechen", ſagte er.

„Ich bin bereit", antwortete Julio mit einer Verbeugung.

„Zuerſt muß ich Ihnen meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß Sie mir nicht in Prozeſſion entgegen gekommen ſind."

„Ich befolgte das vorgeſchriebene Ceremoniel und befand mich an der Thür der Kirche, um Ihnen das Weihwaſſer zu reichen."

„Ich verſtehe, Sie wollten ſich ſtreng an ihre Obliegenheiten mir gegenüber halten."

„Statt einer Prozeſſion der Gebirgsbewohner, die hinter dem Kreuze und der Fahne hergehen, ſtellte ich Ihnen in der Kirche eine Anzahl beſcheidener und andächtiger Kinder vor, die ich vor Zerſtreuung wahren wollte. Ich glaubte in dieſer Weiſe meine Aufgabe als Pfarrer beſſer zu löſen und bedaure, daß Sie anderer Meinung ſind."

„Schon gut, aber Sie haben auch keine Ehrenpforte hergerichtet."

„Daran habe ich ſehr wenig gedacht, wie ich Ew. Gnaden aufrichtig geſtehe, denn ich vermuthete, daß Sie auf ſolche Nichtigkeiten nicht den geringſten Werth legen würden."

„Warum haben Sie die herkömmliche Begrüßungsanrede an mich nicht geſprochen? Warum fand ich keinen Thron auf dem Altarplatze? Das Ceremoniel ſchreibt dies beſtimmt vor."

„Einen Thron hatten Sie, Gnaden; der ſchönſte Seſſel aus meinem Zimmer war mit dem Betſtuhle für

Sie bereit geſtellt. Ein Thron iſt meiner Meinung nach ein Sitz.“

„Sie haben nicht nöthig, mir das zu erklären, der Thron für den Biſchof, wenn er in einer Kirche erſcheint, muß auf einer Erhöhung ſtehen, zu welcher zwei mit Teppichen belegte Stufen führen und darüber muß ſich ein Baldachin befinden, damit der Biſchof von allen Gläubigen geſehen werden könne.“

„Ich verwendete die vierzehn Tage vor Ihrer Ankunft, die Männer von reifem Alter zu unterrichten, von denen die Meiſten niemals die Kirche betreten. Das, denke ich, iſt in den Augen eines Biſchofs ſo viel werth als ein Thron mit Teppichen und Baldachin auf dem Altarplatze.“

„Laſſen wir das. Ich habe ernſteren Tadel gegen Sie auszuſprechen: eine Unterſuchung läßt Verdacht auf Ihnen ruhen. Ich habe zwar beſchloſſen, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, aber, Herr Pfarrer, hüten Sie ſich: beſonders ſchreiben Sie nicht. Ein Geiſtlicher darf nicht ſchreiben. Beſchäftigen Sie ſich mit Ihrer Kirchgemeinde; das iſt genug.“

In dieſem Augenblicke kam ein Mädchen in weißem Kleide mit einem Briefe in der Hand in das Pfarrhaus und bat zu dem Herrn Erzbiſchof geführt zu werden. Es geſchah. Der Brief, den der Prälat las, war ein Bittgeſuch in höchſt myſtiſchem und überſchwenglichem Style und lud den beſten der Väter ein, in das Haus der Frau von La Caprède zu kommen, um Geſänge ihm zu Ehren von der Genoſſenſchaft der Mädchen von St. Aventin vortragen zu hören.

Da mußte der Erzbiſchof in ſeinem Elemente ſein und er antwortete:

„Sag' der Frau von La Caprède, daß ich ihrer Einladung folgen würde."

Darauf nahm er seinen Hut mit den goldenen Troddeln und verließ das Pfarrhaus, geleitet von Julio, dem er kurz und trocken zurief:

„Leben Sie wohl, Herr Pfarrer."

Ein großes Zimmer, in welchem sich die frommen Mädchen von St. Aventin gewöhnlich versammelten, war mit außerordentlicher Sorgsamkeit decorirt worden. Die Eingangsthür bildete eine Ehrenpforte, unter welcher Frau von La Caprède nebst zwei Mädchen stand, deren jede einen Blumenkranz trug.

Als der Prälat erschien, sagte die Betschwester zu ihm:

„Ihre Töchter, Ew. Gnaden, die heute allein das Vorrecht haben, Ihnen eine Ehrenpforte zu bauen."

Das Gesicht des Erzbischofs strahlte bei diesen boshaften Worten. Auf einer Erhöhung am Ende des Zimmers stand ein Thron mit einem Baldachin darüber, als wolle die böswillige Alte das Vergessen Julios recht hervorheben und der Erzbischof nahm da Platz, die fromme Schaar setzte sich auf Stühle im Saale umher und eine Anzahl Mädchen stimmte eine Cantate von Frau von La Caprède an, die eben so poetisch war wie die Verse zu Ehren des Pater Basil.

Die Mutter Judas, die ihre Spione überall hatte, wußte bereits, daß der Erzbischof bei dem Pfarrer keine Speisen hatte annehmen wollen, ließ eine Tasse Chocolate bereiten und dieselbe durch Lisette Cabarous präsentiren.

„Ew. Gnaden werden sie nicht ausschlagen," sagte die Frau gar anmuthig, denn sie war schon im Voraus

glücklich darüber, überall erzählen zu können, daß der Erzbiſchof ein Frühſtück bei dem Pfarrer ausgeſchlagen, bei ihr aber angenommen habe."

Sr. Gnaden überlegten, daß es ſpät und von St. Aventin nach Luchon weit ſei. Er nahm alſo die Taſſe und genoß auch Brötchen mit friſcher Gebirgsbutter dazu.

„Das Kind, das vor Ew. Gnaden ſteht, iſt das durch ein Wunder begnadete, der Stolz der ganzen Umgegend. Geben Sie ihr Ihren Segen."

„Ich ſegne dich von ganzem Herzen, mein Kind."

„Nun ſprich, Liſette und fürchte Dich nicht vor Sr. Gnaden; er iſt ſo gütig. Erzähle ihm von Deiner Erſcheinung."

Das Mädchen, welches die Aufgabe gut auswendig gelernt hatte, begann:

„Ich ſah den heiligen Joſeph und er ſagte zu mir: Folge mir, mein Kind. Ich ſtand ſogleich auf und ſah mich plötzlich von glänzendem Lichte umgeben. Er ſagte mir: Du biſt in dem Himmel; das iſt Dein Platz, weil Du das Werkzeug der Offenbarung geweſen biſt, welche Gott der Welt machen wollte; hier iſt auch der Platz Deines würdigen Erzbiſchofs, denn ihm iſt die Ehre vorbehalten, meine unbefleckte Empfängniß in der Kirche bekannt zu machen."

Der Prälat, der vielleicht nicht ſehr überzeugt war, daß der heilige Joſeph ihm ſo viel Ehre angethan, antwortete nur indem er aufſtand:

„Gott ſegne Dich, mein Kind. Mögen wir uns eines Tages in dem Paradieſe wiederfinden."

Er gab dann den knienden frommen Mädchen ſeinen Segen.

Die Pferde mit dem Wagen warteten draußen; der Generalvicar holte ihn ab, und bald war der Erzbiſchof in Luchon.

Julio erzählte an demſelben Tage ſeiner Schweſter Louiſe in einem Briefe die Vorgänge, die wir geſchildert haben.

„. . . So ſind dieſe Menſchen, liebe Schweſter, mit ihren gemeinen Leidenſchaften, keinen Ideen und ohne Herz. Und nun wundere man ſich über das Schwinden von Charakter in der Geiſtlichkeit und über die ſchmerzlichen Leiden, unter denen ihr Leben jene armen Pfarrer verbringen, die eine Laune der Höhern des täglichen Brotes berauben und, mit der Verzweiflung im Herzen, in alle Qualen und Entbehrungen des Proletariats ſtürzen kann! Von dem Tage an, da kein verſtändiges Geſetz in der Kirche den Geiſtlichen vor der Willkür der mit dem Biſchofsſtabe bewaffneten Großen ſchützt, welche durch ihr ſerviles Weſen gegen Rom das Recht über Tod und Leben über ihre Geiſtlichkeit erkaufen, kann man die Zeit des Verfalls des Katholicismus prophezeihen.

„Wer wird die Kirche wieder aufrichten? Was wird Saft in den Stamm bringen, der ſammt den Zweigen verdorrt iſt? Wer wird den unſterblichen, göttlichen Glauben treu und unverletzt in die neue Welt tragen, in der er ſeine unvergängliche Herrſchaft neu beginnen ſoll?

„Es giebt Stunden, liebe Schweſter, in denen ich in tiefe Entmuthigung über die Zukunft der Religion verſinke, welche ſolchen Händen anvertraut iſt. Ich beklage die armen Prieſter, die Sclaven der hohen Geiſtlichkeit; ich beklage die Biſchöfe, die vor der an ſie näher und näher heranbrauſenden Flut des Haſſes zittern; ich be-

klage den Papſt, den Wohlwollenden aber Kurzſichtigen, der das Heil der Kirche in der immer vollſtändigern Entwickelung der Autokratie ſieht, welche ihm die Ultramontanen zugeſtehen; ich beklage mich ſelbſt, der ich unter ſolchen Widerſprüchen, unter plumpem Myſticismus und gehäſſigem Fanatismus mit dem Vorſatze leben muß, meine Seele trotz allem rein zu erhalten.

„Aber der Tag wird anbrechen, das Licht erſcheinen; die Sehenden erkennen ſchon den erſten Schimmer. Ich hoffe mit ihnen!“

Viertes Buch.

Proceß gegen die Jeſuiten.

1.

Krisis im Schooße der katholischen Geistlichkeit.

Der Besuch des Erzbischofs von T. in Sanct Aventin hatte in den Herzen Julios eine tiefe Traurigkeit zurückgelassen, die er indeß in seinen Briefen an Louisen so viel als möglich verhüllte, um die geliebte Schwester nicht zu betrüben. In der Einsamkeit aber, unter Menschen, wo Keiner war, mit dem er Gedanken austauschen konnte, arbeitete die Phantasie, jene Flamme im menschlichen Hirn, mit verzehrender Glut. Es war die Zeit des Grübelns und Denkens, in welcher der Geist des Abbé durch anhaltende Studien alles das sich aneignete, was der moderne Gedanke Großes und Gewaltiges in den philosophischen und socialen Wissenschaften hervorgebracht hat. Er fand in dieser mit Liebe unternommenen Arbeit eine glückliche Ableitung der Bitterkeiten seines Pfarrerlebens. Er schrieb an Louisen:

„Wenn die Thorheiten, die Du schon kennst, mich betrüben, wenn die fanatischen Artikel in der „Katholischen Welt," nach denen jetzt die hohe Geistlichkeit handelt, an meinen Nerven gerissen und mich mit Schrecken erfüllt haben bei dem Anblicke des Abgrundes, dem wir uns immer mehr nähern und der zwischen ihr und der

modernen Welt gähnt, entziehe ich mich dieſen troſtloſen Gedanken, die mich bisweilen ſelbſt bis an den Altar verfolgt haben, dadurch, daß ich die großen Probleme ſtudire, die ſich der menſchliche Geiſt ſeit mehr als einem halben Jahrhundert geſtellt hat. Ich trete aus der Region der Thatſachen heraus, die demüthigend für den Menſchen ſind, der ſich in ſeiner Jugend eine ſo hohe Vorſtellung von dem geiſtlichen Apoſtolate machte, und erhebe mich zur Betrachtung der höhern Wahrheiten, welche alle poſitiven Religionen und alle Civiliſationen beherrſchen. Da athme ich wieder freier, da fühle ich mich ſtark.

„Glaube aber nicht, daß dieſe Geſichtspunkte, von denen aus ich die religiöſen Thatſachen und die Männer beurtheile, welche in der Kirche ihre leidenſchaftliche und beklagenswerthe Rolle ſpielen, mich zu Zweifeln an den Lehren der erhabenen Religion führen, welche durch die Thorheiten der Geiſtlichkeit in unſerer Zeit in ſo ungeſchickter Weiſe gefährdet worden iſt. Im Gegentheil, die Lehre Jeſus, welche die Hingebung und Liebe iſt, ſteht mir hoch über dem Schauſpiele, welches uns das neunzehnte Jahrhundert leider gewährt.

„Ich ſage ſogar, daß der Abſtand zwiſchen dem Ideal, welches das Evangelium aufſtellt und die Kirche der erſten Jahrhunderte zu verwirklichen ſuchte, und zwiſchen dem Namenloſen, deſſen plumpe Skizze mit der Ankunft der Barbaren begonnen wurde, dem ſogenannten Chriſtenthume oder verchriſtlichten Heidenthume meine Hoffnungen nur beſtärkt, daß nach der langen Nacht von mehr als tauſend Jahren, die ſeit dem leuchtenden Glanze der alten

Civiliſation auf der Menſchheit gelaſtet hat, das Reich Gottes auf Erden wirklich und ernſtlich beginnen wird.

„Ich glaube feſt an dieſe Wiedergeburt der gläubigen Menſchheit, unter welcher Form ſie ſich auch zeigen mag. In dieſer Gewißheit ſtärkt ſich mein Geiſt. Sollte die Vorſehung, welche für die materiellen Bedürfniſſe der Menſchenfamilie ſorgt, nicht auch die religiöſe und moraliſche Vervollkommnung in ihre Fürſorge aufnehmen? Sollte der Fortſchritt in der Welt ewig nur ein Reihe von materiellen Verfahren ſein? Und kann Gott die Welt, die durch die Wunder der Induſtrie und der Künſte neugeſtaltet worden iſt, in troſtloſem Unglauben ſich hinſchleppen oder in unfruchtbaren Myſticismus verſinken laſſen.

„Meine liebe Louiſe, die religiöſe Zukunft der Menſchheit kann weder den Läugnern der Anbetung und des Gebetes, noch den geiſtesbeſchränkten Frömmlern gehören, die den Gott, wie ihn das Evangelium predigt, zu einem Fetiſch herabwürdigen. Zwiſchen dieſen verderblichen Irrungen liegt die Wahrheit. Laſſen wir die ungeſtüme Reaction vorübergehen, welche die menſchliche Vernunft beſeitigen möchte! Erhalten wir uns für die Tage, welche wir noch werden ſehen können, denn wir ſind jung, für jene Tage, in denen die menſchliche Vernunft den Cultus der Liebe zu dem Vater im Himmel von neuem anerkennt.“

Mehrere Monate vergingen in ſolchem fruchtbaren Nachdenken, welches Julio zu den großen Denkern ſeiner Zeit erhob. Sein geſtählter Geiſt vollbrachte, von keinem Hinderniß aufgehalten, die vollſtändige Entfaltung, die er folgen muß, wenn er zu den leuchtenden Löſungen ge-

langen ſoll, nach denen er ſich des Beſitzes der Wahrheit erfreut. Der Anblick der großartigen Schauſpiele der Natur, die geduldigen Forſchungen des Chemikers, des Geologen und Botanikers einer Seits, das Studium des menſchlichen Herzen andern Seits, das ihm ſein Amt unter Menſchen mit noch uranfänglichen Sitten erleichterte, legten Julio die beiden Bücher vor, in denen alles zu leſen iſt. Er eignete ſich alle menſchlichen Kenntniſſe an und wir haben nun den Denker und den Gelehrten vor uns.

Seit länger als einem Jahre war eines der wichtigſten Ereigniſſe der Zeitgeſchichte in Europa geſchehen. Frankreich hatte ſich in kluger Diplomatie genöthiget geſehen, der Befreiung Norditaliens den Beiſtand ſeiner mächtigen Waffen zu leihen. Napoleon III., welcher durchaus aus dem Geleiſe herauskommen wollte, in dem Karl X. und Ludwig Philipp verunglückten, denn auch ihn bedrohete jener moderne Geiſt, welche den Regierenden Frankreichs ſein Vorwärts! zuruft und ſie unbarmherzig zermalmt, wenn ſie zurückweichen, Napoleon nahm muthig das großartige Werk der italieniſchen Revolution in die Hand. Er hatte eine unbeugſame perſönliche Energie aufbieten müſſen, um den überall auftauchenden Widerſtand gegen dieſen kriegeriſchen Entſchluß zu überwinden. Der Mann, welcher ſich auf den Trümmern einer Republik erhoben und die Demokratie nieder geworfen hatte, änderte das Programm und machte ſich zum bewaffneten Dictator einer Nationalität, die neu ins Leben treten wollte; dadurch erklärte er ſich zum Kaiſer der Demokratie den erſtaunten Parteien und den gefährdeten materiellen Intereſſen des geängſtigten Euro-

pas gegenüber. Napoleon beſaß dieſe Kühnheit. Er widerſtand den Bitten ſeiner Vertrauteſten, den Klagen der Zufriedenen an ſeinem Hofe, ſelbſt trüben Prophezeihungen. Er hatte Vertrauen auf ſeinen Stern und er reiſte ab. Die ſchwielige Hand der Arbeiter in der Vorſtadt St. Antoine drückte die kaiſerliche Hand zum unzweideutigen Zeichen der Zuſtimmung zu dem neuen Programme und man ſagte dem Kaiſer: Du machſt Dich zu Einem der Unſrigen, wir ſind Dein. — Zwei Monate nachher umgaben die Schlachten von Magenta und Solferino Napoleon III. mit Ruhm. Oeſterreich war hinter ſeine Feſtungen Venetiens zurückgedrängt. Die Lombardei, Toscana, die beiden Romagnas und Piemont bildeten einen mächtigen Staat unter dem Scepter Victor Emmanuels und den Kaiſer hielt nur die Beſorgniß vor Verwickelungen zurück, welche Europa mit einem allgemeinen Kriege bedroheten; er überließ der Zeit, welche die Schlachten in ihrer Weiſe gewinnt, das Uebrige des Programmes auszuführen: Italien frei von den Alpen bis zu der Adria.

Nach dem Frieden von Villafranca formulirte der Sieger den neuen Plan, um der befreieten Halbinſel eine politiſche Exiſtenz zu geben. Der Plan, welcher den ehemaligen Ideen der italieniſchen Patrioten entſprach, beſtand in einem Staatenbunde, in welchen der Papſt, der Kaiſer von Oeſterreich für Venetien, der König von Neapel, der Großherzog von Toscana und der König von Piemont eintreten ſollten.

Dieſer Entwurf konnte nicht angenommen werden, obgleich er ſcheinbar ſehr logiſch und den bis dahin unter den Publiciſten herrſchenden Anſichten entlehnt war. Er

brachte unüberwindliche Schwierigkeiten in die praktiſche Ausführung. Die italieniſchen Diplomaten verwarfen ihn. Es giebt Zeiten, in welchen ſich der Verſtand eines Volkes klar und energiſch in dem Kopfe einiger Männer gleichſam verkörpert. Die Idee der italieniſchen Einheit wurde die herrſchende; die Schriftſteller, die ſie am längſten bekämpft hatten, ſchloſſen ſich ihr aufrichtig an und der Mann, von dem man weiß, daß er einer einmal gefaßten Idee am wenigſten entſagt, beugte ſeinen mächtigen Willen vor einer noch mächtigeren Stimme, vor der Stimme der öffentlichen Meinung.

Julio war dem Verlaufe des Dramas mit großer Aufmerkſamkeit gefolgt und hatte die Entwickelung vorhergeſehen.

„Das iſt das Ende der weltlichen Macht des Papſtes," ſchrieb er an ſeinen Freund Verdelon. „Ich ſehe hier, von den Bergen St. Aventins, das Gewitter ſich aufthürmen und das päpſtliche Rom wird in dem Sturme hinweggefegt werden. Das Papſtthum konnte die italieniſche Revolution für ſich ausbeuten und es war dies die Idee des Pater Ventura und der Patrioten, welche Pius IX an die Spitze der Bewegung gegen Oeſterreich ſtellen wollten. Der an ſich ſehr gut chriſtliche, in politiſcher Hinſicht aber nichtsſagende Gedanke des Papſtes, Oeſterreich nicht zu bekriegen, weil der Papſt katholiſche Länder nicht angreifen dürfe, nahm zwei Kronen von der dreifachen hinweg; bald wird nur noch die Mütze des Biſchofs von Rom bleiben. Die Befreiung Italiens wird mehr oder minder friedlich erfolgen, die weltliche Macht aber geopfert werden. Aus der Revolution wird die italieniſche Einheit hervorgehen, ent-

weder mit Victor Emmanuel und den conſtitutionellen Ideen oder mit Mazzini und den republikaniſchen Ideen.“

Die Ereigniſſe, welche das Jahr 1860 erfüllten, waren alſo für Julio wie für alle Denker in der civiliſirten Welt eine lebendige Seite der Geſchichte, die mit geſpannter Neugierde ſtudirt wurde. Das Zuſammenbrechen der päpſtlichen Herrſchaft war doch etwas ungeheuer Großes. Es gab einen Tag, an dem es für den gekrönten Prieſter nur Rom, die Comarca und Viterbo gab und ſelbſt da konnte ſeine Autorität nur mit Hilfe einer Occupationsarmee aufrecht erhalten werden.

Die italieniſche Revolution, die ſolche Folgen hatte, mußte in der katholiſchen Geiſtlichkeit einen Sturm von Haß gegen die ſiegende Partei und große Beſorgniß wegen der Zukunft hervorrufen. Dieſe Beſorgniß äußerte ſich in den officiellen Bekanntmachungen des Episcopats und der Haß fiel auch auf Napoleon, dem die Geiſtlichkeit vorwarf, er habe eine feierlich übernommene Verpflichtung verletzt, die nämlich, die Intergrität der römiſchen Staaten zu achten.

Es gab alſo einen wirklichen Conflict zwiſchen der Geiſtlichkeit und dem Kaiſerthume. Julio ſtudirte mit der Geduld eines Anatomen alle Wandlungen dieſes inneren, für das Kaiſerthum gefährlicheren Kampfes als der mit Oeſterreich geweſen war und ſeine Briefe an Verdelon würden die werthvollſten Documente für die Zeitgeſchichte bieten.

„Es giebt kein Factum,“ ſchrieb er ihm, „das nicht der genaue Ausdruck einer Idee wäre. Der in der hohen franzöſiſchen Geiſtlichkeit herrſchende Gedanke iſt immer noch die alte Theorie von der Vereinigung des Altars

und des Thrones, zuletzt also die Theokratie, d. h. die Weltherrschaft der Geistlichkeit. Man will wohl den Fürsten aber als äußern Bischof, als den Arm der Kirche, der ihre Gesetze mit Hilfe des Gefängnisses und der Geldstrafen ausführe. Jede Regierung, die sich nicht als Lehnsträgerin der Geistlichkeit unterwirft, um ihr den äußerlichen Gehorsam der Völker zu erzwingen, ist ihr verdächtig und wird ihr bald verhaßt. So lange Napoleon III. ihr die Staatsgelder zur Erbauung und Restauration von Kirchen zugängig machte, so lange er die höheren Geistlichen aus den Reihen der als ultramontan bekannten Männer nahm, so lange er in Rom die Revolution zurückhielt, welche die weltliche päpstliche Herrschaft bedrohete, jubelte die Geistlichkeit dem neuen Karl dem Großen zu. Sobald aber der italienische Krieg, den Napoleon III. den Muth zu beginnen gehabt hatte, die weltliche Macht des Papstes gefährdete, zerflossen die Illusionen, es war vorüber mit dem christlichen Cäsar und der, welcher anfangs der Retter hieß, galt nur noch für einen Revolutionair.

„Um die jetzige Krisis zu begreifen," setzte Julio hinzu, „muß man sehen, daß das System der Regierung der Kirche durch den Papst und die Bischöfe in unsern Tagen gänzlich auf dem päpstlichen Königsthume beruht. Sobald dieses Königthum zusammenfällt, ist der blos Bischof gewordene Papst nur das kirchliche Oberhaupt ohne eine andere Herrschaft als die über die Seelen, ohne eine andere Stärke als die, welche ihm der Werth des evangelischen Amtes giebt. Diese Veränderung in Rom zieht eine andere in der ganzen katholischen Welt nach sich. Auf den indischen Pomp, auf die äußerlichen und weltlichen

Ehren, auf die öffentliche und halbpolitiſche Rolle des Episcopats folgt das beſcheidene und demüthige Leben, das ſeiner Natur nach der Ehre und Größe in der Welt widerſtrebt. Der Fall des weltlichen Papſtthums wird alſo zur unvermeidlichen und unmittelbaren Folge haben, das weltliche Element der Geiſtlichkeit zu vergeiſtigen, von dem Papſte, den Cardinälen, den Erzbiſchöfen und den Biſchöfen bis herunter zu dem kleinſten Generalvicare, die bisher alle von der ganz gegenevangeliſchen Idee durchdrungen waren, das Gotteswerk müſſe durch den weltlichen Arm ausgeführt und die Welt durch die Inquiſitionsgefängniſſe, durch die Brandmarkungen des Index, durch erzwungene Sonntagsfeier und Beichtzettel gerettet werden.

„Nichts widerſtrebt jetzt der hohen Geiſtlichkeit ſo wie eine Reform, die ihr durch die Nothwendigkeit der Thatſachen aufgedrungen würde. Sie zittert vor Zorn, wenn ſie an ſolche Veränderung nur denkt. Niemals haben locker lebende Mönche den Reformator ihres Ordens ſo ſehr verflucht als die jetzige ultramontane Geiſtlichkeit den Mann verflucht, welcher das Werkzeug Gottes für dieſe radicale Reform in der Kirche war.“

Einige Briefe Julios, welche ſeine Ideen über die Kriſis in der Geiſtlichkeit auseinanderſetzten, wurden von Verdelon nicht geheim gehalten. Er zeigte ſie, ſtolz auf ſeinen jungen Freund, intelligenten Männern in T. Es wurden ſelbſt Abſchriften davon genommen. In den Berichten, welche der Präfect des Departements über die religiöſe Lage des Landes an das Miniſterium des Innern einſandte, wurde Julio als Einer der vorgeſchrittenen Prieſter erwähnt, die, weit entfernt ſich in eine ge-

fährliche Agitation zu miſchen und als Gegner des Kaiſers aufzutreten, in den Ereigniſſen in Italien die Einführung eines der Entwickelung der chriſtlichen Ideen günſtigen Syſtems ſähen.

Dagegen zog Julio die Stellung, welche er in der wichtigen Frage über die weltliche Herrſchaft der Päpſte einnahm, mehr und mehr den Haß der Jeſuiten und der Männer der ultramontanen Partei zu. Es kamen Klagen über Klagen dem Erzbiſchofe über den jungen Geiſtlichen zu, der anders zu denken wagte als der Papſt und die Biſchöfe und deſſen gefährliche Briefe in der ganzen Stadt circulirten. Die geheime Polizei der Jeſuiten empfing die Weiſung von oben, nach dieſen ſchrecklichen Briefen zu ſuchen, von denen ſoviel die Rede in den Berichten an den Jeſuiten-General war, der endlich mit dem Cardinal Antonelli ſprach, um einen erklärten Gegner des Ordens definitiv unſchädlich zu machen.

Der Cardinal lobte den hochwürdigen Pater General um ſeines Eifers für den heiligen Stuhl ſehr, antwortete aber nach der herkömmlichen klugen Vorſicht des römiſchen Hofes, der heilige Vater könne nur nach ſchriftlichen Beweiſen offiziell bei dem Erzbiſchof von T. handeln.

„Sie ſehen ein, Eminenz, daß wenn man außerhalb des Episcopats, welches der weltlichen Macht des Papſtes ganz ergeben iſt, in der untergeordneten franzöſiſchen Geiſtlichkeit, welche das Joch der Oberen mit ſo großer Ungeduld trägt, eine den Intereſſen Roms entgegengeſetzte Meinung ſich bilden läßt, dieſe Meinung bald das Uebergewicht in Frankreich erhalten wird, wo die Geiſter ſo enthuſiaſtiſch für die neuen Ideen eingenommen ſind. Es würde ein ſchreckliches Schisma in der Geiſtlichkeit

geben; überſpannte Köpfe wie der des erbärmlichen Abbé Julio würden die Agenten einer jetzt zum Schweigen gebrachten Partei werden und die katholiſche Welt mit Unruhen erfüllen. Man muß handeln, Eminenz, ſtarke Schläge führen."

„Sehr weiſe, hochwürdiger Pater, aber vorher müſſen wir die Briefe des Julio haben."

2.

Tod der Tante.

Die würdige Frau, Frau von La Clavière, kam unterdeß ihrem Ende immer näher. Seit zwei Monaten fand ſich der ſchlaue Tournichon jede Woche ein, um ein Paar Tage in Clavière zu bleiben und ſeine Freundin in ihren frommen Entſchlüſſen zu erhalten, in ihrem Teſtamente zu Gunſten der Jeſuiten nichts zu ändern. Es hatte ſeltſame Auftritte zwiſchen den beiden Alten gegeben. Oftmals war die Tante Julios nahe daran, ihre Feſſel zu zerreißen, Louiſe und Julio zu rufen und ihnen zu geſtehen, welchen Mißbrauch man mit ihrer Schwäche getrieben. Aber die Erinnerung an Briſſard erſchreckte ſie wie eine furchtbare Erſcheinung ſo ſehr, ſie dachte daran, daß er geſagt, Louiſe habe offenbar Beruf für das Kloſter und Tournichon, gegen den ſie ſich doch verpflichtet hatte, ſprach ſo häufig von dem verderblichen Wege, den Julio betreten habe und flößte ihr einen ſolchen Unwillen gegen den „unſeligen Prieſter", wie er

genannt wurde, ein, daß die Stimme ihres Gewiſſens erſtickt wurde. Die letzte Stunde kam endlich und nahm den letzten Wunſch mit der letzten Reue hinweg.

Tournichon ließ ſeine Beute nicht aus den Augen und wich keinen Augenblick von der alten Sterbenden. Er vermied mit der äußerſten Sorgſamkeit, Julio von dem traurigen Zuſtande der Kranken zu benachrichtigen und der Brief, den Louiſe dem Bruder ſchrieb, um ihn zur Eile aufzufordern, da die Tante nur noch einige Tage zu leben habe, wurde unterſchlagen. Julio empfing nur den letzten Brief, der ihm die Verwunderung der Schweſter darüber meldete, daß er an dem Bette der Sterbenden nicht erſchienen ſei und ihm anzeigte, daß das letzte Röcheln begonnen habe.

Als Julio in Clavière bei Louiſe ankam, fand er eine Leiche und Tournichon, der ſich faſt wie der Herr benahm. Er ging hin und her und gab Befehle. Louiſe wachte nebſt zwei barmherzigen Schweſtern bei der Verſtorbenen. Julio trat ein und kniete am Bette nieder. Nachdem er einige Augenblicke gebetet hatte, ſtand er auf und trat zu Louiſen, die ihm weinend in die Arme ſank. Sie hatten einander ſo lange nicht geſehen! Unter tröſtenden Worten begleitete er ſie in ein anderes Zimmer. Er wunderte ſich aber nicht wenig als er nach einiger Zeit Tournichon ohne Weiteres in das Zimmer treten ſah. Julio hatte ihn nie geliebt, vielmehr ſtets eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn gefühlt. Nur weil er ein Freund der Tante, hatte er ſich nie eine Verletzung der gewöhnlichen Höflichkeit gegen ihn zu Schulden kommen laſſen. In den Zügen des Abbés drückte ſich jetzt beſonders tiefe Unzufriedenheit aus. Tournichon er-

kannte es wohl; er ſchlug die Augen nieder und nahm eine ernſte und betrübte Miene an. Manche Menſchen wiſſen ſo gut Schmerz zu heucheln! Julio verblieb in bedeutungsvollem Schweigen und der Mann der Jeſuiten ſprach zuerſt.

„Sie haben, werther Herr Abbé, wie Fräulein Louiſe eine Verwandte verloren, die es wohl verdient, daß Sie trauern.“

„Ja wohl“, antwortete Julio ſehr kalt, „deshalb bedarf meine Schweſter meines und ich ihres Troſtes.“

„Allerdings, aber die wirkſamſten Tröſtungen, das wiſſen Sie, Herr Abbé, ſind die, welche man am Kreuze ſucht.“

Tournichon drehete die Augen nach oben und ſeufzete tief.

Julio ſtand und forderte auch Tournichon nicht auf Platz zu nehmen. Es herrſchte einen Augenblick Stille.

„Sie haben ſich vielleicht gewundert, Herr Abbé, fuhr dann Tournichon fort, „daß hier nicht verſiegelt worden iſt.“

„Ich habe darauf nicht geachtet; es wäre ja auch nutzlos, da wir, Louiſe und ich, die Erben der Tante ſind. Es freut mich, daß von dieſer Formalität abgeſehen worden iſt. Man hat meiner Louiſe etwas Schmerzliches erſpart und wenn Sie dafür geſorgt haben, ſo danke ich Ihnen . .“

„Nein, ich that es nicht, d. h. allerdings, denn . . .“

Tournichon zögerte in ſichtbarer Verlegenheit und ſeufzte.

„Ich verſtehe Sie nicht?“ ſagte Julio.

„Die Vorſehung hat ihre Pläne und Abſichten; ſie

leitet die frommen Seelen und es iſt Pflicht aller, ihren Fügungen ſich zu unterwerfen. Ihre Tante war eine ſehr fromme Frau, Herr Abbé, eine ſehr fromme Frau . . und man muß die Gründe ehren, nach denen ſie handelte, ſelbſt wenn man ſie nicht begriffe.“

„Ich begreife und verſtehe Sie nicht, Herr Tournichon; wohin zielen Sie?“

„Herr Abbé, es iſt hier nichts verſiegelt worden, weil es Frau von La Clavière, meine würdige Freundin, nicht wünſchte.“

Tournichon ſeufzte von neuem und fuhr mit der Hand über die Augen. Da indeß keine Thränen kommen wollten, ſo fuhr er fort:

„Dieſer ihr Wunſch iſt eigenhändig von ihr geſchrieben worden; ſie überließ nämlich ihrem Teſtamentsvollſtrecker allein das Recht, die letzten Anordnungen zu treffen.“

Julio fing an zu begreifen. Er ſah Tournichon feſt an und ſagte:

„Und dieſer Teſtamentsvollſtrecker iſt . .?“

„Meine ſehr verehrte Freundin,“ antwortete Tournichon, „hatte volles Vertrauen zu mir. Ich kannte ihre geheimſten Gedanken; ſie vertraute mir alle ihre Leiden an. Sie wiſſen, woher ſie ſich ſchreiben und ich kann Ihnen kaum ſagen, was ihre fromme Seele litt, als ſie ihre Hoffnungen vereitelt ſah. Ich erfülle ihren letzten Willen, wenn ich Ihnen mittheile, wie ſehr ſie durch das kirchliche Verhalten verletzt wurde, das Sie . . .“

„Weniger Worte, wenn ich bitten darf!“ fiel Julio ein. „Sie ſind der Teſtamentsvollſtrecker?“

„Ja, Herr Abbé, ihr Teſtamentsvollſtrecker und einziger Erbe.“

Und ſein Geſicht nahm einen ſo de- und wehmüthigen Ausdruck an, daß Julio bei einer minder traurigen Gelegenheit des Lachens ſich nicht würde haben enthalten können.

„Wenn es uns bewieſen wird, daß dies wirklich der Wille unſerer Tante war, ſo werden wir uns ihm zu unterwerfen wiſſen.“

„Meine hochachtbare Freundin hat bis zu dem letzten Augenblicke ihr volles Bewußtſein gehabt. Das Fräulein weiß es ſelbſt. Da ſie die Gerechtigkeit ſelbſt war, ſo hinterließ ſie Fräulein Louiſe wie auch Ihnen, Herr Abbé, eine Jahresrente, die Ihnen pünktlich ausgezahlt werden wird. Ein Geiſtlicher hat keine Familie und braucht wenig. Was Fräulein Louiſe betrifft, ſo glaubte Ihre Tante, wie hart dies auch ſcheinbar ausſieht, ein reiches Erbe würde für ſie eine große Gefahr in der Welt ſein. Es galt ihr vor allem, ihre Seele zu retten. Eine Jahresrente wird hinreichen, daß ſie ſtill und friedlich in einem Kloſter leben kann fern von allen Klippen, an denen ſo viele ſcheitern. Ich ſpreche nur die Gedanken ihrer Tante aus. Ich würde eine Sünde zu thun glauben, ſagte ſie zu mir, wenn ich Louiſen ein großes Vermögen hinterließe; ihre Jugend und ihre Tugend würden dadurch zu ſehr gefährdet werden. Ich weiß, daß ſie dieſer ſcheinbar harte Entſchluß ſchmerzen wird, aber in der anderen Welt wird ſie mir dafür danken.“

„Der Niederträchtige!“ flüſterte Julio ſeiner Schweſter zu.

Dann betrachtete er den Mann, der ihm wegen ſeiner Heuchelei noch häßlicher als wegen ſeines Gewerbes als Jeſuitenagent erſchien und ſagte zu ihm:

„Genug. Sobald wir unſerer Tante die letzte Pflicht erwieſen haben, werden wir uns von hier entfernen.“

„O, Herr Abbé, das hat keine ſo große Eile. Fräulein Louiſe kann ſo lange bleiben, als ſie wünſcht. Ich verlange nicht . .“

„In der That?“ fiel Julio ein. „Glauben Sie, wir werden ſo viel Güte nicht mißbrauchen. Jetzt aber verlaſſen Sie uns.“

Tournichon ging, ohne weiter etwas zu ſagen. Julio ſagte zu der Schweſter, die ihm in die Arme ſank:

„Armes liebes Kind! Du haſt in der Welt nur noch mich, aber beruhige Dich, ich liebe Dich.“

Julio fand eine bitterſüße Wonne in dem Gedanken, der ſich ihm plötzlich aufdrängte: Louiſe, die Enterbte, gehöre ihm ja mehr als je an.

Nach einigen Augenblicken erſchien Tournichon noch ein Mal und zwar mit einem langen Käſtchen von weißem Holze, das die Zeit geſchwärzt hatte und das feſt umſchnürt und mehrmals geſiegelt war. Darauf las man die Worte: Papiere der Familie Julio von La Clavière.

„Ich bin ein ehrlicher Mann,“ ſagte Tournichon, „und gebe Ihnen hier einen Beweis davon. Dieſes Käſtchen enthält Pergamente, Urkunden der Familie; ſie ſind völlig unberührt und ganz ſo wie Ihre Tante ſie in dem Arbeitszimmer Ihres Vaters fand als Sie verwaiſet waren. Ich hätte ſie behalten können, denn es ſteht in dem Teſtamente nicht, daß ſie Ihnen übergeben werden ſollen, aber ich bin ein ehrlicher Mann . . .“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte Julio. „Stellen Sie das Käſtchen nur auf den Tiſch hier.“

„Glauben Sie mir," fuhr Tournichen fort, „es wird ein segensreicher Gebrauch von dem Vermögen meiner hochachtbaren Freundin gemacht werden. Ich würde es gar nicht angenommen haben, wenn ich eine Familie zu berauben geglaubt hätte, um die meinige zu bereichern. Nein, Herr Abbé; Sie mögen von mir glauben was Sie wollen, aber ganz Clavière wird zu guten Werken verwendet werden, meine Erben sollen nicht das Mindeste davon bekommen."

„Thun Sie mit Clavière was Ihnen beliebt. Obgleich wir errathen, wozu die Hinterlassenschaft unserer Tante dienen wird, haben wir uns doch nicht damit zu befassen. Aber wir bitten, lassen Sie uns mit unserm Schmerz allein."

Verdelon, der durch ein Briefchen Louisens benachrichtiget worden war, erschien ebenfalls bald in Clavière und er trat in das Zimmer als Tournichen dasselbe eben sehr zufrieden mit sich über die Art verließ wie er den ehrlichen Mann gespielt hatte.

Die Worte Louisens: „Wir sind enterbt," trafen Verdelon wie ein Blitzschlag.

„Enterbt?" wiederholte er.

„Ja, Freund," bestätigte Julio, „aber was liegt daran? Unser Herz hing nicht an diesem Vermögen."

Verdelon ließ sich alles genau und ausführlich erzählen und sagte dann:

„Das werden wir sehen. Offenbar haben die Jesuiten die Hände darin. Man kennt Tournichen als ihren Agenten. Er spielt nur die Mittelsperson und das Gesetz ist sehr streng in diesem Punkte. Das Testament kann angefochten werden. Gewiß liegt eine Erbschleicherei der

Jeſuiten vor. Das Gericht wird, ſelbſt im Zweifelsfalle, für die Erben ſein. Wenn wir nur einige Beweiſe geltend zu machen haben, gewinnen wir bei der jetzigen Stimmung der Gerichte gegen die geiſtlichen Corporationen den Proceß ſicherlich. Wir müſſen das Teſtament anfechten.“

„Laſſen wir dieſe kleinlichen materiellen Intereſſen jetzt, lieber Freund,“ erwiederte Julio, „und denken wir an die letzten Pflichten, welche wir gegen unſere arme Tante zu erfüllen haben. Verzeihen wir ihr vor allem ihre Schwachheit und beten wir für ſie. Es iſt das, liebe Louiſe, eine Pflicht der Dankbarkeit, die wir ihr, unſerer zweiten Mutter, ſchuldig ſind.“

Die Begräbnißfeierlichkeiten fanden in der Ortskirche mit all dem Glanze ſtatt, welcher den Verſtorbenen erſter Claſſe zukommt. Die Kerzen waren zahlreicher und dicker; das Grabtuch der Reichen wurde aus dem Schranke der Sacriſtei genommen; man holte das große verſilberte Crucifix und das ſchöne Weihwaſſerbecken herbei und der Geiſtliche hielt das Amt langſamer als bei gemeinen Beerdigungen, bei denen man ſo ſchnell als möglich zu Ende zu kommen ſucht. Auch hielt der Pfarrer eine pomphafte Leichenrede, in welcher er den Zuhörern weder lange lateiniſche Citate noch die gewöhnlichen Uebertreibungen dieſer Art Reden erſparte.

Louiſe und Julio kamen traurig nach Clavière zurück, das ihre Wiege geweſen war und das ſie nun habſüchtigen Erbſchleichern überlaſſen ſollten.

Noch denſelben Abend zeigte Tournichon, welcher bei den Begräbnißceremonien ganz in der Nähe des Sarges viel geſeufzet und ſein Geſicht verzerrt hatte, der Made-

lette die betreffende Stelle des Teſtamentes, in welcher ihr für ihre langen und treuen Dienſte ein kleiner Jahrgehalt ausgeſetzt war.

Die alte Jungfer verband mit ihren vortrefflichen Eigenſchaften den kleinen Fehler, an den Gütern dieſer Welt ſehr zu hängen. Ihr ganzes Leben lang hatte ſie immer gewünſcht reich zu ſein und das Bauermädchen im Dienſt der gnädigen Frau gehofft, daß ſie zu ihren Erſparniſſen, die ſie jedes Jahr ſicher angelegt, nach dem Teſtamente von ihrer Herrin ſo viel bekommen werde, um in Valcabrère ein mit Ziegeln gedecktes Haus kaufen und darin wie eine vornehme Dame leben zu können. Frau von La Clavière hatte ja oft zu ihr geſagt: „Madelette, du ſtehſt in meinem Teſtament.“ Und der Pater Briſſard, welcher Madelette brauchte, hatte auch nicht verſäumt, ihre Habſucht zu benutzen, indem er ihr vorſtellte, ſie könne nur dann etwas Anſehnliches erben, wenn Louiſe und Julio das Teſtament zu Gunſten Tournichons nicht angriffen.

Als Madelette erfuhr, wie wenig ihr ausgeſetzt war, fiel ſie beinahe in Ohnmacht.

„Sie ſind nicht zufrieden?“ fragte Tournichon. „Glauben Sie denn Clavière mit mir zu theilen?“

„Das nicht, nein, das nicht,“ antwortete die Pyrenäerin.

„Sie haben Ihr Brot auf Ihre alten Tage. Was wollen Sie noch?“ Und der Heuchler ſetzte hinzu: „Machen Sie einen guten Gebrauch von der Summe, die ein ſchönes Vermögen für Sie iſt. Gehen Sie als Laienſchweſter in ein Kloſter und [illegible] Sie Ihr

Bayerische Staatsbibliothek München

Leben in Frömmigkeit. Man kann in jedem Alter noch um das Paradies kommen.“

„Hol mich der Teufel!“ dachte Madelette. „Der alte Esel muß doch immer predigen!“ Laut aber setzte sie hinzu: „Sorgen Sie nicht; Sie habe ich nicht nöthig, um zu wissen was ich thun soll. Ich wünsche nichts weiter, als daß Sie beim jüngsten Gerichte nicht mehr zu verantworten haben mögen als ich.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Gar nichts. Sie haben sich nicht umsonst so viel Mühe gegeben, Sie wissen schon . . Ihr Antheil ist gewiß größer als der meinige.“

„Jesus Maria! Madelette, der Satan selbst spricht ja aus Ihnen! Liebe Tochter, Sie sprechen da ein übereiltes schreckliches Urtheil aus. Beichten Sie sogleich, denn Sie haben eine Todsünde begangen.“

„Schon gut! Predigen Sie nur immer! Wir bekommen nicht mehr und Sie nebst den — Andern haben das Ganze. Und wenn ich nicht gewesen wäre . . .“

„Ich schwöre vor Gott, Madelette, da Sie einmal mehr wissen als ich meinte, ich habe mich bei der Sache nur um der Ehre Gottes willen betheiliget und ich bekomme höchstens meine Auslagen und Kosten wieder heraus. Bedenken Sie doch nur meine vielen Zeitversäumnisse, meine Reisen hierher! Wenn mir das ersetzt wird, will ich zufrieden sein; alles Uebrige fällt den frommen Vätern zu.“

„So sprach der Pater Briffard nicht; er hat mir mitgetheilt, Sie müßten einen guten Theil von der Hinterlassenschaft bekommen, weil Sie außerdem nicht thätig sein würden. Mir wird endlich alles klar. Ich habe

mich nur für Sie und die Väter abgemühet; ich holte die Kaſtanien aus dem Feuer und Sie geben mir nur ſo viel, daß ich Kleider und Brot habe.“

„Braucht denn eine gute Chriſtin wie Sie in dieſem Jammerthale mehr?“

„Ich kann noch dreißig Jahre leben und hätte meine Tage gern in Valcabrère beſchloſſen.“

„Das iſt eine Verſuchung zu Stolz, Madelette.“

„Sie haben keine ſolche Verſuchung gehabt, Gott bewahre! Sie ſtreichen aber doch eine große Geldſumme ein und mich finden Sie mit einer armſeligen Kleinigkeit ab. Aber warten Sie nur! Machen Sie mich nicht wild! Sie haben mich zum Narren gehabt und meine Leichtgläubigkeit benutzt. Ich mußte die arme Frau hüten als wäre ich ihre Kerkermeiſterin. Wie oft habe ich ihr zugeredet, wenn ſie jammerte und klagte! Wie oft habe ich gegen mein Gewiſſen gelogen, daß ſie Recht thue! Und ich fühlte doch immer, gewiß, Herr Tournichon, daß ich Lügen ſagte. Die armen Kinder! Wenn ich daran denke! Ich habe ſie immer ſo lieb gehabt! Jetzt ſehe ich wohl, daß ich Ihnen nur behilflich war, ihnen zu nehmen was ihnen zukam. Wie unglücklich bin ich!“

„Sie ſind gar nicht ſo ſehr zu beklagen.“

„Wenn ſie von Ihnen ſo behandelt worden ſind wie ich, werden ſie nicht viel haben.“

„Fräulein Louiſe hat eine Rente von eintauſend Francs.“

„Eine ſchöne Summe! Damit kann ſie einen Schuhflicker heirathen.“

„Der Abbé hat auch jährlich tauſend Francs und

er verdient es nicht, denn er hat der Kirche Gottes Aergerniß gegeben. Nur aus Mitleid wollten die guten Patres ihn nicht ganz leer ausgehen laſſen. Wenn ſie auf meinen Rath gehört hätten, würde der Pater Briffard von der Frau von La Clavière verlangt haben, daß ſie ihn in ihrem Teſtamente gar nicht erwähne. Das verdiente er.“

„Was Sie da ſagen, iſt unerhört, Herr Tournichon. Nehmen Sie ſich in Acht vor mir! Sie benehmen ſich ſündhaft. Das arme liebe Kind! Er hat mehr Geiſt als alle Patres zuſammen genommen! Ich bin zwar vom Dorfe, aber ich habe geſcheidte Leute, die es verſtehen, Advokaten, von ihm ſagen hören, er ſei der erſte Prediger in T. Man iſt eiferſüchtig auf ihn, darum lobt man ihn nicht.“

„Laſſen wir das, Madelette! Sie haben Ihre Anſicht und ich habe die meinige. Vorläufig müſſen Sie Clavière verlaſſen . . Ihr Lohn iſt Ihnen ausgezahlt worden . .“

„Ich verlange auch nichts.“

„Laſſen Sie Ihre Habſeligkeiten bald fortbringen, Madelette.“

„Sie werden doch warten können, bis mein Neffe von Valcabrère mit dem Wägelchen kommt!“

„Ja, dieſe Woche werde ich noch Geduld haben.“

„Sie ſind ja außerordentlich gütig!“

2.

Enthüllungen Madelettes.

Julio und Louiſe entſchloſſen ſich Clavière ſchon am nächſten Tage nach der Beerdigung ihrer Tante zu verlaſſen. Sie wollten Abſchied von der freundlichen Wohnung nehmen, welche ihre erſten Spiele geſehen hatte und in der ſie unter den liebevollen Augen ihrer zweiten Mutter aufgewachſen waren. Sie wollten noch einmal in dem Parke umherwandern und ſich von jedem epheuumrankten Steine, von jedem alten Baume verabſchieden, in deſſen Rinde ſie ſonſt ihre Namen geſchnitten hatten. Louiſe fühlte ſich beſonders beklommen neben dem Baſſin mit den Goldfiſchchen. Hier hatte ſie ja den erſten Liebeskuß empfangen.

Als ſie in das Haus zurückkamen, gingen ſie noch einmal in den Corridor oben hin, in welchem ſie im Winter geſpielt hatten; ſie traten in ihre ſonſtigen kleinen Zimmer, in welchen ſo viele Kleinigkeiten ſich befanden, die ihnen theuer und werth waren . . Alles das mußten ſie dem Cerberus der frommen Geſellſchaft überlaſſen. Louiſe wünſchte einige der kleinen Miniaturportraits ihrer Familie mit zu nehmen, aber Julio erlaubte es nicht.

„Nichts, nichts von allem dem gehört uns an,“ ſagte er.

Sie knieten dann noch einmal an dem Bette nieder, in welchem die Tante geſtorben war und Julio ſagte noch einmal:

„Die arme Tante! Gott verzeihe ihr!“

Sie ſchritten durch den Saal, durch den mit ſchwarzem und weißem Marmor belegten Vorſaal, welcher zu der großen Treppe führte und wollten ſich entfernen. Louiſe aber blieb ſtehen und ſagte:

„Wir vergeſſen von Madelette Abſchied zu nehmen.“

„Richtig. Wo wohnt ſie?“

Louiſe geleitete den Bruder zu dem Dachſtübchen der Alten, die eben beſchäftiget war, ſorgſam ihre Habſeligkeiten einzupacken, eine Menge von allerlei Dingen, wie ſie Dienſtleute in vornehmen Häuſern zuſammentragen und mit ſich nehmen, wenn ſie abziehen.

„Ach, meine guten Kinder!“ rief Madelette als ſie dieſelben eintreten ſah. „Sie ſind ſehr gütig, daß Sie noch einmal zu mir kommen.“

„Das iſt unſere Pflicht, Madelette,“ ſagte Julio. „Sie ſind ſo viele Jahre gut gegen uns geweſen.“

„Wir bedauern nur,“ ſetzte Louiſe hinzu, „daß wir nicht im Stande ſind, Sie mit uns zu nehmen. Aber wir ſind arm, Madelette, ſehr arm.“

Dieſe Worte Louiſens riefen allen Schmerz und alle Gewiſſensbiſſe in der Alten wieder wach. Und da ſie ihren Aerger über Tournichon noch nicht vergeſſen hatte, den ſie für die Urſache ihrer getäuſchten Hoffnungen anſah, ſo entdeckte ſie den Geſchwiſtern alles was ſie wußte und ſchilderte ihnen den ganzen Hergang der Erbſchleicherei ausführlich. Daraus ging hervor, daß die Jeſuiten Madeletten lange ihren Plan mit dem Teſtamente verheimlichet, als ſie aber durch Tournichon erfahren, welchen Einfluß die alte Kammerfrau auf Frau von La Clavière habe, deren einzige Vertraute und Rathgeberin

ſie ſei, hatten ſie es für nöthig gehalten ſie in das Geheimniß zu ziehen und durch das Verſprechen eines großen Antheiles an der Erbſchaft zu gewinnen.

Sie berichtete namentlich über einen Auftritt kurz vor dem Tode der Tante, von dem Louiſe gar nichts erfahren hatte. Frau von La Clavière war aus Gewiſſensangſt entſchloſſen geweſen, ein anderes Teſtament zu machen oder wenigſtens ein Codicill anzufügen, das Julio, den man gründlich angeſchwärzt hatte, zwar auch nur eine Jahresrente ließ, Louiſen aber eine anſehnliche Mitgift ſicherte. Madelette hatte von ihr den beſtimmten Auftrag erhalten, einen Notar zu holen, da ſie aber gefürchtet, den ihr verſprochenen großen Antheil von der Erbſchaft zu verlieren, war ſie zunächſt zu Tournichon gegangen und dieſer hatte ſich in aller Eile nach Clavière begeben, die arme Frau auch durch Androhung mit Höllenflammen wiederum ſo erſchreckt, daß ſie, als der Notar erſchien, nur ſagte:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie holen ließ ... Ich wollte ..., aber ich ſehe, daß es doch beſſer iſt, alles zu laſſen . .“

Der Notar hatte ſich wieder entfernt.

Madelette geſtand dies faſt als Strafe und Buße für die Rolle, die ſie bei der Sache geſpielt hatte, überhäufte Louiſen mit Zärtlichkeiten und verſprach, ſie in St. Aventin zu beſuchen.

Verdelon wartete mit Ungeduld in T. auf Louiſen und Julio. Er war ja auch ein Opfer der Erbſchleicherei geworden. Er liebte Louiſen ſehr, aber konnte ſie ohne Vermögen in der glänzenden Geſellſchaft zu T., wo eine reiche Heirath für ihn durchaus nöthig war,

ſeine Frau werden? Dieſer Zweifel peinigte ihn ſehr. Er war aber eine ſtarke Natur und zerdrückte ſein Herz lieber, als daß er ſich zu einer unfruchtbaren Armuth verurtheilte. Nur ein Ausweg blieb ihm noch, das Teſtament anzufechten. Er hatte da jedenfalls Ausſicht Ehre und Ruhm zu gewinnen, wie der Prozeß auch endete, aber auch möglicher Weiſe das Vermögen der Geliebten wieder zu erhalten. Er berechnete alle Folgen und als Louiſe ihm die Geſtändniſſe Madelettes mitgetheilt hatte, zweifelte er an dem Siege nicht.

Trotz der Uneigennützigkeit, welche der Grundzug im Charakter Julios war, wurde doch auch er durch ſeinen Freund in einen erbitterten Kampf mit dem religiöſen Orden hineingeriſſen, der ihm ſein Erbe entzogen hatte. Verdelon ließ ſich von den Geſchwiſtern eine Vollmacht geben und ſchätzte ſich glücklich, ſeinen Namen mit einem Prozeſſe in Verbindung zu bringen, der in ganz Europa das ungeheuerſte Aufſehen machen mußte.

Ein Händedruck, den Julio nicht ſah, ein Blick voll heißer Liebe und tiefer Treue waren der Abſchied zwiſchen Louiſe und Verdelon. Julio wollte noch denſelben Tag nach Aventin abreiſen, ſo ſehr ſehnte er ſich, in ſeiner Einſamkeit den koſtbaren Schatz zu bergen, den ihm der Tod zugeführt hatte, einen Schatz, der für ihn werthvoller war als all das Geld, das ihn Pater Briſſard entwendet hatte.

4.

Briefwechſel der beiden Liebenden.

Drei Tage nach ihrer Ankunft in St. Aventin erhielten Julio und Louiſe Briefe von Verdelon. Der an Julio war voll Muth und Hoffnung. Verdelon hatte Clavière beſucht, war aber nicht in das Schloß gegangen, wo Madelette ſich noch immer befand, obgleich Tournichon äußerſt aufgebracht über ſie war, ſondern bei dem Pfarrer abgeſtiegen. Dieſer war der Vertraute der Liebenden, ein würdiger Greis, in dem Louiſe einen uneigennützigen Mann und einen ächten Prieſter gefunden hatte.

Der Pfarrer ließ Madelette zu ſich beſcheiden, unter dem Vorgeben, vor ihrer Abreiſe mit ihr noch einmal über die gütige Frau von Clavière ſprechen zu wollen.

Die alte Jungfer fühlte ſich geſchmeichelt.

Im Pfarrhauſe traf ſie Verdelon, den ſie faſt ſo lieb hatte wie Julio und Louiſe, vielleicht weil er ſie durch ein bei ſolchen Leuten faſt unfehlbares Mittel gewonnen hatte, kleine Geſchenke.

Er brachte jetzt geſchickt das Geſpräch auf die Thatſachen, die er zu enthüllen gedachte und im Beiſein eines ſo würdigen Zeugen wie des Pfarrers von Clavière ahnte Madelette nicht, daß ſie vor einem Unterſuchungsrichter ſtehe, dem keines ihrer Worte verloren ging.

Er gab ihr vollkommen Recht, daß ſie dem ſchänd-

lichen Tournichon die Wahrheit geſagt habe und als die Alte einmal in Zug gekommen war, erzählte ſie ganz ausführlich das Drama, das ſeit vier Jahren in T. und Clavière geſpielt hatte, erwähnte die Vorſichtsmaßregeln, die man anfangs gebraucht, damit ſie nichts erfahre, die Kämpfe und das Widerſtreben ihrer „guten gnädigen Frau", die Verſprechungen, welche Pater Briſſard ihr gemacht, wenn ſie die Sache mit dem Teſtamente begünſtige, nämlich Geld, damit ſie ſich in ihren alten Tagen nach Valcabrère zurückziehen könne, was immer ihr höchſter Wunſch geweſen, und überdies das Paradies. Der Advokat erſuchte dann Madelette, von dieſem Geſpräche nichts zu ſagen und die Alte verſprach es.

Verdelon erzählte in dem Briefe ferner, daß er mit dem Notar geſprochen, einem allgemein geachteten Manne, welcher ihm geſtanden, daß er bei der Abreiſe von Clavière das Gefühl gehabt, als fürchte ſie ſich vor Tournichon ihren letzten Willen auszuſprechen. Er habe ſogar die Tante ſeufzen hören: „mein Gott, wie unglücklich bin ich!"

Der junge Advokat nahm nun alles über ſich. Er brauchte vor der Civilbehörde die Sache nur in geeigneter Weiſe anzubringen. Julio könne ganz ruhig bleiben.

Der Brief an Louiſen war kürzer. Er enthielt den gewöhnlichen Ausdruck warmer Liebe und des Glückes, durch eifrige Arbeit in der wichtigen Sache ſeine Hingebung an die Geliebte beweiſen zu können. Dann wünſchte er eine lange Beſchreibung der Reiſe im Gebirge, ſowie eine Beſchreibung des Pfarrhauſes zu Aventin, wo Louiſe jetzt weilte.

Die Antwort Louiſens lautete:

„Ihr Brief, Theurer, findet mich recht traurig. Warum? Ich erwartete ihn doch in fieberhafter Ungeduld. Sie nennen mich ihre angebetete Louiſe; ſagt mir dies nicht Alles? Und doch wird mein armes Herz in einen Wirbel ſchrecklicher Befürchtungen und Ahnungen hineingezogen. Ich bin zu aufrichtig, als daß ich dies verheimlichen könnte. Iſt es eine augenblickliche Täuſchung, die bei etwas mehr Ruhe ſchwindet? Iſt es das deutlichere Erkennen meiner jetzigen Lage und ein ſchärferer Blick in Ihr Herz? Ich weiß nicht, es ſcheint mir aber, als ſpräche aus Ihrem Briefe Unſicherheit und Schwanken.

„Zürnen Sie mir, wenn ich mich irre. Ich werde mich ſo glücklich ſchätzen, wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe. Aber, armer lieber Auguſt, ich kenne Sie, ich beurtheile Ihre und meine Lage und wenn der unglückſelige Prozeß verloren iſt, welches Glück, mein Gott, habe ich zu hoffen?

„Mehr darüber wage ich nicht zu ſagen. Es wird dies von nun an der mich beherrſchende Gedanke, der Alp ſein, der mich drückt. Schon jetzt fühle ich, daß eine Gewißheit des Unglücks für mich minder hart ſein würde, als die nicht weichenden Beſorgniſſe und die ſchmerzliche Frage, die ſich ewig in dem Herzen eines liebenden Weibes regt: werde ich mein Glück ganz verlieren?“

„Auguſt, ſehen Sie dieſe erſten Zeilen meines Briefes als eine Herzensergießung an, die mir wohlthun ſoll. Es liegt nichts darin, was Ihnen mißfallen müßte. Ich könnte wohl ein grauſames Schickſal, nie aber Ihr Herz

anklagen. Ich bitte ſogar, daß Sie mir darüber nicht antworten, wenn es Ihnen einigermaßen unangenehm iſt, den Schleier von unſerer unbekannten Zukunft zu heben. Ihr Stillſchweigen wird mich nicht verletzen, ich aber hätte zu viel gelitten, ſollte ich dieſen ernſten Gedanken in meinem Herzen zurückhalten, wie Schluchzen, das erſtickt, die Bruſt aber erleichtert, wenn es frei ſich löſen kann.

„Da ich mich nun von der ſo ſchweren Laſt etwas frei gemacht habe, kann ich das ſchreiben, was Sie zu wiſſen wünſchen.

„Unſere Reiſe war eine Aufeinanderfolge mir noch unbekannter Gefühle und wenn meine Seele nicht ſo ſehr von den Leiden der letzten Tage verwundet geweſen wäre, hätte ich laut aufjauchzen können bei dem wunderbaren Anblick dieſer Berge, die ich nur kannte, weil ich ſie oft aus der Ferne, von der Garonnebrücke aus, gleich einem unermeßlichen gezackten ſilbernen Reifen am blauen Horizonte geſehen hatte. Dieſer Anblick von weitem war nicht zu vergleichen mit der Wirklichkeit. Ich hatte ſo etwas bisher nicht einmal ahnen können.

„Sie, lieber Auguſt, verſtehen alles Große und werden ſich an den Herrlichkeiten berauſchen, wenn Sie uns beſuchen. Ich kann mir vorſtellen, wie Sie bei dem und bei jenem überraſcht ſein werden und ich fühle, daß die Eindrücke die ich hatte als ich an dieſen Rieſenpyramiden emporſtieg, welche die Hand Gottes daher zwiſchen zwei Länder geſtellt hat, von ihrer erſten Friſche für Sie nichts verlieren werden. Ich hebe mir ſo viel Bewunderung auf, daß ich mit Ihnen auf die Knie fallen und

ein Loblied gegen Gott, den Schöpfer ſo vieler Wunder, anſtimmen kann.

„St. Aventin liegt reizend, gegen Norden geſchützt, prächtig von Bergen eingefaßt, aber es iſt arm und bis zum Ekel ſchmuzig wie alle Dörfer und Flecken in den Pyrenäen. Mein Bruder hat ſich bereits daran gewöhnt; er zieht dicke Schuhe an, nimmt ſeinen Bergſtock und ſteigt bereits wie Einer aus dem Gebirge ſelbſt. Mir ſchwindelte, wenn ich nur von fern die Abgründe ſah und meine Angſt ergötzte ihn ſehr unterwegs, an ſchwierigen Stellen, wo die Pferde mit uns und dem Poſtwagen in die Tiefe hinabſtürzen zu müſſen ſchienen. Ich machte es wie die Kinder, ich drückte die Augen zu, um nichts zu ſehen.

„Es kann nichts Traurigeres geben als das Pfarrhaus, in das mein armer Bruder verwieſen iſt. Sie würden lachen wenn Sie das ſähen, was er das Zimmer ſeiner Schweſter nennt. Denken Sie ſich vier kahle Wände, eine mit Bretern beſchlagene Decke und ein Fenſterchen, das gerade ſo viel Licht giebt, um nicht glauben zu müſſen, man befinde ſich in einem dunklen Kerker. Zum Glück iſt die Ausſicht entzückend ſchön, denn vor dieſem Fenſterchen liegt die großartigſte Landſchaft, die ich je auf einem Bilde geſehen habe. Damit dies doch nicht gar zu ſchrecklich für mich ſehe und nicht gar zu traurig von Clavière abſteche, will Julio das kleine Aſyl, von dem ich Ihnen ſchreibe, eigenhändig tapeziren und ſelbſt ausſchmücken.

„Das Uebrige in dem Hauſe iſt dem entſprechend.

„Ich beklage mich darüber nicht, obgleich ich es gräßlich finde. Gott würde mich ſtrafen, wenn ich über

das friedliche Aſyl murrte, das er mir bei meinem guten Bruder gegeben hat.

„Gut kann ich ihn wirklich nennen.

„Seit wir hier ſind, kennt er ſich vor Freude nicht. Er zeigt mich als eine Merkwürdigkeit ſeinem Maire, ſeinen Nachbarn und allen Frauen.

„Iſt meine Schweſter nicht recht hübſch?“ fragt er die alten Weiber, die mich mit großen Augen anſehen. „Aber nun ſollen Sie ſie erſt in der Kirche ſingen und die Orgel ſpielen hören! Sie hat eine Stimme wie ein Engel.“

„Du biſt ein Kind,“ ſage ich ihm und er lache wie ein wirkliches Kind.

„Ja er iſt gut! Ich fürchte nur, daß ich die übergroße Liebe zu mir nicht ganz erwiedern könne. Sie wiſſen ja das Warum. Warum ſetzten Sie ſich ſo feſt in das arme Herz? Warum ſagten Sie an dem Goldfiſchchenbaſſin im Park zu Clavière jenes Wort, nach dem das Herz ſich nicht mehr ſelbſt angehört?

„Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir, ja? einen Tag um den andern, wäre es nur aus Mitleiden mit einer Verbannten.

„Louiſe.“

5.

Leiden Julios.

Die traurige Einſamkeit, das was Louiſe ihre Verbannung nannte, der Schmerz über eine ungerechte Beraubung, deren Opfer ſie war und die fieberhafte Angſt wegen der Folgen des Prozeſſes, der ſo zweifelhaft ſtand, hatten in dem Herzen des Mädchens die ganze Kraft der Liebe aufgeregt, welche Gott in das weibliche Herz legte gleich einer unverſieglichen Quelle. Je deutlicher das Ahnungsvermögen, das bei den Frauen ſo ſtark iſt, Louiſe in einer vielleicht nahen Zukunft ein ſchmerzliches Verlaſſenſein zeigte, deſſen Bitterkeit ihr Herz nicht ertragen zu können ſchien, deſto mehr legte ſie, nach einem andern Gefühle, von dem ſie ſich keine Rechenſchaft geben konnte, in ihren ſo liebevollen Briefe von jenen glühenden Pfeilen, welche die Liebe in dem Herzen des Mannes bis zum Wahnſinn ſteigern und ihn zu allen Opfern fähig machen. Es war durchaus nicht berechnet, aber die Liebe lebt ja von Illuſionen und während der ruhige Geliebte ſich gegen ſein eigenes Herz ſträubte, um ſich ſchmerzliche Täuſchungen in der Zukunft zu erſparen, gab ſich Louiſe trotz ihren trüben Ahnungen, den Hoffnungen ganz hin, die ein Köpfchen von zwanzig Jahren wohl berauſchen können.

Wie ungeduldig wurde der Poſtbote im Pfarrhauſe zu Aventin erwartet! Louiſe war immer bereit, das Glas Wein einzuſchenken, das dieſer Bote auf dem Lande als Aufmunterung empfängt, immer pünktlich zu ſein, da man

ihn ja im Gebirge ſo nöthig braucht. Die Tage, an welchem die Briefe Verdelons ankamen, waren Sturmtage. Wie zärtlich die Briefe auch lauteten, das Auge Louiſens fand immer und überall Advokatenſchlauheiten und unbeſtimmte Ausdrücke, welche die Liebe verletzten, die alles zu geben bereit war, ſelbſt das Leben.

Louiſe ſchloß ſich ſtundenlang in ihrer kleinen Zelle ein. Was that ſie da? Sie ſchrieb wahrſcheinlich. Gar oftmals glaubte das aufmerkſame Ohr des Bruders, der mit ſeinem Brevier im Garten, in der Nähe jenes Zimmerchens auf und abging, Seufzer der Liebenden zu hören. Julio ſelbſt achtete und ehrte das Zimmerchen wie ein Heiligthum. Da er ſtreng das ſchöne Geſetz der Freiheit beobachtete, das bei allen Intelligenten oben an ſteht, würde er niemals auch nur einen Anſchein von Aufſicht über die Gefährtin haben ausüben wollen, die ihm die Vorſehung gegeben.

Louiſe machte gewaltige Anſtrengungen, um vor dem Bruder ihre geheimen Sorgen und Schmerzen zu verbergen. Sie hatte für ihn ſo oft als möglich freundliches Lächeln und zärtliche liebevolle Worte. Wenn ſie dann Abends den Arm Julios nahm und ſich von ihm auf den bald begraſeten, bald ſteinigten Wegen an den Hängen hinführen ließ, neigte ſie den Kopf, um lebhaftere Aufmerkſamkeit auf die ſo mannigfaltigen Geſpräche des Bruders zu zeigen und beglückte ſo ſein unſchuldvolles Herz durch jene reineren Freuden, die ein unſagbarer Genuß ſind.

Dieſes Glück der Geſchwiſterliebe, das Julio jeden Tag koſtete, hatte leider für ihn nur kurze Dauer. Es kamen die langen Stunden, in denen Louiſe, allein in

ihrem Stübchen, ſich in ihre Liebeserinnerungen, noch häufiger aber in ihre Sehnſucht und ihre Beſorgniſſe verſenkte und einer Traurigkeit ſich hingab, die ihr oftmals Thränen in die Augen trieb. Julio beſaß einen zu ſcharfen Blick, als daß er die ſchmerzlichen Scenen dieſer Einſamkeit nicht hätte errathen ſollen, die ſich Louiſe bei ihm ſchuf, ohne ihm ihr Vertrauen zu ſchenken oder ſeinen Troſt zu ſuchen. Julio täuſchte ſich nicht mehr. Es wurde hell in ſeinem Geiſte, traurig hell. Sein Ideal, ſein Traum von langen glücklichen Jahren im Verein mit einem geliebten Weſen, ohne von den Sinnen etwas anderes zu verlangen als Eines in des Andern tiefſten Herzensfalten zu leſen, erſchien ihm nur noch als eine Illuſion aus der Kinderzeit, die letzte, die er von der ſchlecht geleiteten Erziehung mitgebracht, bei der man die Jugend mit den Gefahren der Welt erſchreckt, ohne ihr ernſte Begriffe von den Bedingungen wirklichen Glückes, welches Gott dem Menſchen auf Erden beſtimmt hat, beizubringen. Die Thatſachen ſprachen ja auch laut genug. Die Hartnäckigkeit Louiſens, ſich fern von ihm einzuſchließen, die halbgetrockneten Thränen, wenn Martha ſie zur erſten Mahlzeit rief, die ausgelaſſene Freude, wenn der Briefbote kommen mußte, Alles ſagte dem Bruder klar und deutlich, daß die Gedanken der geliebten Schweſter anderswo wären. Er ſah es wohl; Louiſe ſchien bei ihm nur zum Beſuche zu ſein. Nichts in ihren Worten deutete darauf hin, daß ſie die geringſte Luſt habe, ihren bleibenden Aufenthalt in St. Aventin zu nehmen.

Julio, der ſo viele vortreffliche Eigenſchaften beſaß, war ein Menſch und als ſolcher von Schwächen des Herzens ſo wenig frei als ein Anderer. Er vergaß be-

reits gefaßte Entſchlüſſe, als er die Liebe Louiſens zu Verdelon errathen hatte. Ein bitteres Gefühl, eines der ſchmerzlichſten Leiden des Menſchen, erfüllte ihn ganz. Je freier ſich der junge Prieſter von den Leidenſchaften gehalten hatte, welche die Seele beflecken, welche ihn durch gemeine Triebe herabziehen oder durch Uebertreibung der Eitelkeit über die Grenzen hinausdrängen, um ſo weniger hatte er ſich gegen die große Leidenſchaft der Liebenden, die Eiferſucht, vorgeſehen. Als ſie das erſte Mal ſich in ihm regte, rettete er ſich vor der Gefahr durch eine energiſche aufopfernde That; er ſagte ſich: ich muß Louiſen ſo ſehr lieben, um ihr mein perſönliches Glück opfern zu können. Er hatte in dieſer edlen Herzensregung wirklichen Muth gefunden und ſeitdem, abgezogen durch andere Gedanken, zerſtreut durch die Abweſenheit, das beſte Heilmittel ſelbſt der verzehrendſten Neigungen, weniger gelitten.

Aber die Ankunft Louiſens in Aventin, der Reiz eines Lebens, das für Julio der Himmel auf Erden geweſen ſein würde, wenn die Schweſter ſich eben ſo zu den heiligen Freuden der Bruderliebe hingezogen gefühlt hätte, der eigenthümliche mächtige Reiz, welchen das jugendliche Weib, ſobald es das Ideal der Anmuth und der Schönheit erreicht hat, ſelbſt auf das Herz des Bruders ausübt, dieſes unwiderſtehliche Sehnen nach Glück durch die Liebe, welches der charakteriſtiſche Zug des Mannes iſt und das ihm ſein Königsdiaden auf die Stirn ſetzt, alles das wirkte ſo mächtig auf das arme Herz Julios, daß der Gedanke an Aufopferung kraftlos wurde und der Mann, der durch ein unauflösliches Band an das keuſche Prieſterleben gefeſſelt war, mit

verzehrender Liebesglut ſich ſagte: man hat mir hier Alles genommen, Größe, Vermögen, die Freuden des Gatten und Vaters; ein Glück nur blieb mir; warum raubt man mir auch die Schweſter?

Dann kamen die tollſten Ideen, wie ſie bei den Leidenſchaften erzeugt werden: den Prozeß fallen zu laſſen, welcher Louiſen die glänzende Mitgift zurückgeben konnte, ohne welche Verdelon, nach Julios Meinung, keine Ehe ſchloß; dadurch die verlaſſene Louiſe zu zwingen, ſich noch glücklich zu preiſen wegen des Aſyls, das ihr die Bruderliebe bot und alle Vorſichtsmaßregeln zu brauchen, um ſeinen Schatz vor Aller Augen zu verbergen, damit nicht etwa ein junger Mann, der weniger nach Vermögen ſtrebte, das ſo ſchöne Mädchen ſehe und ſich leidenſchaftlich in ſie verliebe.

Alle dieſe Gedanken kamen und ſchwanden und kehrten wieder in dem Herzen Julios während mehrerer Tage, die gleichſam die Brütezeit der heftigen Eiferſucht waren. Der Engel hatte ſeine Stimme verloren und in ſein Herz waren die Furien eingezogen.

Ein Zufall ſtürzte Julio vollends hinein in die Tiefe des Leidens. Stücke eines von Louiſe zerriſſenen Papiers waren in den Wind geſtreut worden. Es war Einer von den Tagen, an welchem von den Höhen Esquiérys eine der heftigen Luftſtrömungen herabkam, welche die ſtärkſten Bäume beugen und Alles vor ſich her wegfegen. Das Mädchen hatte ſich, wie eine Gefangene damit unterhalten, die Papierſtückchen fliegen zu ſehen, die wie weiße Schmetterlinge von einem Abſatz der Berge zum andern bis hinunter in das Thal des Arbouſt getrieben

wurden. Abends, gegen Sonnenuntergang, als Julio von einem Krankenbesuche am Ende des Dorfes zurückkam, bemerkte er einige dieser Papiere, die ein Windwirbel in eine Ecke von Granitblöcken zusammengekehrt hatte. In St. Aventin schreibt man wenig. Welche Hand hatte so vielleicht ein Herzensgeheimniß dem Winde anvertraut? Julio dachte in diesem Augenblicke nicht an Louisen. Die Neugierde, Einer der Triebe, welche am lebendigsten die Kindheit überdauern, besonders bei den Menschen, die fern vom Geschäftsdrange und von Aufregung leben, veranlaßte ihn einige der Papierstückchen aufzuheben. Es war die Handschrift seiner Schwester, ohne Zweifel der Entwurf eines Briefes an Verdelon. Das Herz des schon tief Verwundeten klopfte heftig vor Freude. Wenn er da einen Lichtschein fand, welcher ihm die eigentliche Gesinnung und Stimmung Louisens erkennen ließ? Aber welches Recht hatte er, in ein Geheimniß einzudringen, welches der Wind in die Gebirgsschluchten hatte tragen sollen? Julio fragte sich so und mehrmals; aber jede Leidenschaft reißt fort. Er widerstand der Stimme seines Gewissens, es war als nehme eine unsichtbare Hand das Papier und halte es ihm immer und immer vor und er las das letzte Wort jenes Briefes Louisens an Verdelon: „aus Mitleid mit einer Verbannten.“

„Louise eine Verbannte bei dem Bruder, dessen Abgott sie ist! Mein Gott, hattest Du mir diese grausame Enttäuschung als größte Prüfung meines Lebens vorbehalten? Dieser Schlag trifft mich tief. Wie soll es nun werden? Himmel, ist es Dein Gesetz auf Erden,

daß jede liebende Seele ihre Kreuztragung haben muß? Ich beuge mich vor den Fügungen Deiner Weisheit, mein Gott, aber ich muß klagen über Deine Strenge."

6.

Eine Abrechnung.

Das Collegium der Jesuiten zu T. hatte sich in dem südlichen Theile der Stadt erhoben und das imposante Gebäude beherrschte wie eine Citadelle das aristokratische Viertel der ehemaligen Hauptstadt des Südens. Den guten Vätern war alles gelungen, die Privatgaben hatten bedeutende Summen erreicht und alle Erbschaften waren eingegangen. Auch wußte Niemand in der Stadt, bis auf Einige, denen nichts entgeht, daß vier oder fünf Familien beraubt worden waren, damit der kostbare Palast der Jesuiten hatte gebaut werden können.

Tournichon seiner Seits hatte eben so thätig als methodisch alles in Bezug auf die Hinterlassenschaft der Frau von Clavière geordnet und nun wollte er mit dem Pater Provinzial abrechnen.

Der kleine Alte mit den dünnen Lippen, den durchdringenden Augen und der spitzen Nase begab sich, glatt rasirt und ziemlich anständig gekleidet nach dem Inquisitionshause und wurde von dem Pförtner, einem Laienbruder von kleiner Figur mit vollem rundem Gesichte und schwarzem Haar, das fast bis an die Augenbrauen herabhing, empfangen.

Da er wußte, in welchem Anſehen der Alte bei den guten Vätern ſtand, ſo meldete er ihn ſofort bei dem Pater Provinzial.

„Willkommen, mein lieber Herr Tournichon!“ rief ihm dieſer entgegen. „Sie haben Glück gehabt? Um ſo beſſer, wir ſind ſehr zufrieden.“

„Ja, hochwürdiger Pater, ſie ſtarb ſelig, die gute Frau von La Clavière und hat alle ihr gebührenden Ehren empfangen. Ich habe ſelbſt einen Grabſtein beſtellt.“

„Daran haben Sie wohl gethan. Ja, ein Grabſtein! Eine große Ausgabe macht dies nicht?“

„O, doch, doch; es iſt eine theure Sache, aber ich habe ſehr gehandelt und ſo kommen wir mit 500 Francs weg.“

„Gut! Sehr gut!

„Uebrigens bringe ich Ihnen meine Rechnung. Wie gewöhnlich habe ich das Soll und das Haben aufgeſchrieben, da ich aber annehme, daß Sie ſich in die Einzelnheiten des Rechenweſens nicht einlaſſen werden, finden Sie den Betrag da unten. Ich habe die Güter der Kirche, ein Vermächtniß, ſo gut verwaltet als geſchähe es für mich ſelbſt.“

„Sie ſind ein würdiger Mann und wir danken Ihnen. Schade, daß die guten Chriſten gleich Ihnen ſo ſelten ſind!“

„Mühe hat es gekoſtet, das verheimliche ich Ihnen nicht. Faſt zehn Jahre koſtete es, die Sache zu hegen und zu pflegen. Zehn Jahre lang mit einer alten Frau Karten zu ſpielen, die nicht überflüſſig viel Geiſt hatte und oft ſehr ſchlecht ſpielte . . .“

„Das war kein Spaß, ich ſehe es ein, aber auch welches Verdienſt vor Gott!“

„Gleichwohl ſcheitert bisweilen doch alles. Kurz vor ihrem Tode wollte ſie ſich eines Andern beſinnen.“

„In der That?“

„Ich mußte ſtarke Worte brauchen, ſo daß die Alte ſich fürchtete. Ich erinnerte ſie an ihre Verpflichtungen und drohte ihr mit den Strafen, die Gott denen ſendet, die umkehren, nachdem ſie auf den guten Weg gebracht worden ſind. So wurde noch alles gerettet.“

„Sie würdiger Mann! Gott wird die Kraft lohnen, mit der Sie ſeine Sache geführt haben.“

„So iſt denn mit Gottes und des Arztes Hilfe, der mit ſeinen Arzneien nicht abließ, die Sache glücklich zu Ende gebracht. Aber der ſchändliche Doctor hat eine ungeheure Rechnung eingereicht.“

„Sie mußten abhandeln.“

„Daran hat es nicht gefehlt, auch deutete ich ihm an, wenn er ſo viel fordere, könne ſeine Kundſchaft leicht leiden und ſeine Rechnung von 3000 Frcs. . .“

„Dreitauſend Francs!?“

„Iſt dann um zwei Drittel gekürzt worden, unter tauſend Entſchuldigungen überdies.“

„Vortrefflich! Sie ſind ein gewandter Mann.“

Der Alte legte die Rechnung über die Hinterlaſſenſchaft vor und zeigte ſchüchtern, wie auf eine Kleinigkeit, auf die Summe von 50,276 Frcs. unter den Ausgaben, welche das Honorar, die Reiſen und anderen Koſten Tournichons betrügen.

Obwohl der Pater Provinzial ſeit langem wußte, wie

es mit der Uneigennützigkeit Tournichons stehe, so rief er doch aus:

„Funfzigtausend Francs! Das ist stark, Herr Tournichon.“

„Fünf Procent, mein hochwürdiger Pater.“

„Wir sind so arm, mein lieber Tournichon.“

„Fünf Procent, mein hochwürdiger Pater, fünf Procent habe ich berechnet.“

„Sie müssen auch in etwas zu unsern guten Werken beitragen.“

„Sie stehen in meinem Testament, hochwürdiger Pater. Ich verdanke der Kirche und dem Orden zu viel, als daß ich ihnen nicht nach meinem Tode einen Theil meiner bescheidenen Habe überlassen sollte. Aber ich habe eine Tochter, hochwürdiger Pater . .“

„Es wird sich ja finden. Wir werden die Rechnung durchsehen und Sie dürften doch später einmal ihre Ansprüche herabsetzen.“

„In meinem Alter muß man seine Angelegenheiten in Ordnung halten. Ich habe gethan was ich für Niemand als für Männer Gottes thun würde.“

Er zeigte dem Provinzial noch einmal die geschriebene Hauptsumme und die Unterschrift: „angenommen und gebilliget durch uns.“

„Haben Sie die Gefälligkeit, Ihren Namen zu unterzeichnen.“

„Es ist sehr theuer . . Sie lassen nichts ab?“

„Ich bin es nicht im Stande, . . fünf Procent. Denken Sie, zehn Jahre lang mit einer alten Frau Karten zu spielen! Sie haben es zu diesem Preise gefunden.“

Der Pater nahm eine Feder, zögerte, ſah noch einmal hin und unterſchrieb. Dann legte er das umfängliche Actenſtück bei Seite und murmelte:

„Er hat uns beſtohlen!“

„Gott erhalte Sie, hochwürdiger Pater.“

Tournichon, der ſehr erfreut war, daß ſeine Rechnung genehmigt war, machte eine tiefe Verbeugung und ging.

In dem Zimmer fanden ſich allmälig mehrere andere Patres ein, es war die Erholungsſtunde des Nachmittags und man hatte Tournichon fortgehen ſehen. Der Menſch iſt immer neugierig, auch der Jeſuit. Es hatten ſich in der Stadt verſchiedene Gerüchte über die Hinterlaſſenſchaft der Frau von Clavière verbreitet und die guten Väter fingen an beſorgt zu werden. . . Die meiſten freuten ſich des zunehmenden Gedeihens ihres Hauſes.

„Wie Gott ſichtbar uns ſegnet!“

„Beten wir um die Fortdauer ſeiner Gnade!“

„Ja, aber der alte Tournichon iſt auch ſehr geſchickt geweſen. In Ausdauer findet er nicht ſeines Gleichen. Wenn wir überall ſo getreue Leute hätten!“

„Haben Sie neue Nachrichten aus Italien erhalten?“

„Ja und ſie ſind ſehr ſchlecht. Wir ſind aus allen unſeren Häuſern in den Marken und in Umbrien vertrieben. In ganz Italien haben wir nur noch Rom.“

„Ich würde doch der Meinung ſein,“ ſagte Einer der Aelteſten, „mit unſern Bauten nicht zu ſehr zu eilen. Die vorgeſchlagenen Ausſchmückungen werden ſehr viel Geld koſten und die Zukunft iſt düſter. Wenn eine neue Bewegung durch Europa geht wie 1848, werden wir

die erſten Opfer ſein. Man muß ſich etwas für den Durſt aufheben, ſagt das Sprichwort. Es würde von großer Wichtigkeit ſein, wenn wir bei eintretender Kriſis Geld beſäßen.“

„In Frankreich kann man uns nichts vorwerfen,“ antwortete der Provinzial, „Sie ſehen ja, wir treten nie vor. Die Befehle unſeres Generals werden pünktlich ausgeführt. Keines unſerer Mitglieder nimmt an dem Kampfe des Episcopats gegen die jetzige Staatsgewalt Theil. Die „katholiſche Welt,“ die von uns inſpirirt wird, ſteht ſcheinbar nicht unter unſerer Leitung; wir desavouiren ſie ſogar im Nothfalle, wenn ſie uns compromittirte. Wir vermeiden es, in ihrem Bureau zu erſcheinen. Was wir bei der Anwerbung von Freiwilligen für die päpſtliche Armee gethan haben, die das Unglück bei Caſtelfidardo hatte, wurde zwiſchen uns und den Familienvätern ſo ſtill abgemacht, daß die kaiſerliche Regierung nichts bemerkte.“

„Unſere Feinde,“ fuhr der alte Jeſuit fort, „ſind zu klug, als daß wir ſie täuſchen könnten. Wenn wir auch in Frankreich nicht ſchreiben, ſo haben wir doch in Rom die Civiltà Cattolica und unſer großes Werk iſt der Mittelpunkt der katholiſchen Bewegung gegen den modernen Geiſt. Der Haß nährt ſich da und er iſt eben ſo hellſehend als unverſöhnlich. Wenn morgen der Mann mit dem Eiſenarme fällt, der die Demokratie im Zaume hält, obgleich er ſich von ihr liebkoſen läßt, ſo erhebt ſich die neue Revolution mit dem Rufe: nieder mit den Jeſuiten!“

„So weit ſind wir noch nicht,“ ſagte Einer der Jeſuiten, „dann haben wir auch ſo viel Einfluß in der

gläubigen Welt, daß man nicht wagen wird uns anzutaſten, um die katholiſchen Gewiſſen nicht zu verletzen. Die ganze Geiſtlichkeit würde ſich laut für uns erheben."

„Dieſer Meinung bin ich ganz und gar nicht," antwortete der Pater, welcher das Geſpräch auf dieſe brennende Frage gebracht hatte. „Ich glaube vielmehr zu wiſſen, daß uns die Geiſtlichkeit nicht liebt. Einige Biſchöfe, Generalvicare und junge Seminarlehrer bewundern allerdings das großartige Schauſpiel, das wir der Welt durch unſere Selbſtverläugnung geben. Die Deviſe perinde ac cadaver hat ſie für uns begeiſtert. Unter den Uebrigen aber haben wir zahlreiche Gegner, welche nur der Anſtand zurückhält und die über unſern Sturz jubeln würden. Faſt die ganze Geiſtlichkeit in Paris, ſelbſt die Pfarrer, haßt uns. Man weiß ja, daß es Kirchen giebt, in denen ſeit funfzehn Jahren kein Jeſuit erſchienen iſt, nicht blos nicht im Advent und in den Faſten, auch nicht einmal zu einer einzelnen Predigt."

„Ja, die Geiſtlichkeit in Paris! Die iſt bekannt. Sie ſteht auch in Rom nicht gut angeſchrieben."

„Wenn die Regierung Beſtand hat, ſo wählt ſie unter ſolchen Leuten die Biſchöfe ꝛc. Und wenn ſie alle Sprengel in Frankreich eingenommen haben, werden Sie ſchon ſehen, ob ſie ſich aus Rom und den römiſchen Lehren viel machen."

„Bis dahin iſt noch lange Zeit."

„Allerdings, aber binnen acht oder zehn Jahren iſt das ganze Episcopat erneuert und wenn in dieſer kurzen Zeit die Abneigung gegen uns wächſt, ſo werde ich richtig prophezeiht haben. Wiſſen Sie was uns am meiſten ſchadet? Die Ausbreitung der andern Orden in Frank-

reich. Das hat die Geiſtlichkeit beſorgt gemacht. Sie fühlt ſich im Predigen überflügelt. Wir werden ſie offenbar bald auf allen Kanzeln erſetzen. Die Dominikaner, die Franziskaner und die Lazariſten machen mit uns der Weltgeiſtlichkeit eine gefährliche Concurrenz. Sie wird uns unſere Erfolge nie vergeſſen. Glauben Sie mir, es bereitet ſich in ihr eine ſtarke Reaction gegen die regelmäßigen Orden vor, namentlich gegen die, welche predigen. Auf der andern Seite iſt die Geiſtlichkeit, die ſich mit dem Unterricht beſchäftiget, eiferſüchtig auf unſere Schulen, die immer mehr gedeihen. Sie beklagt ſich darüber, daß wir ihr das Kleine überlaſſen, arme Teufel, Söhne von Handwerkern und Bauern, die höchſtens zu Dorfpfarrern tauglich ſind. Ich ſelbſt habe bittere Klagen gehört. „Als der junge Mann aus einer vornehmen Familie," ſagten ſie, „bei uns mit dem Sohne armer Aeltern zuſammen erzogen wurde, bildete ſich ein Band, das in der Zukunft der Religion zu Gute kam. Sie haben uns die ganze Ariſtokratie der Jugend weggenommen und uns nur das Proletariat übrig gelaſſen." Recht haben ſie allerdings; meinen Sie nicht? Es ſteht uns nicht zu, darüber zu reden. Unſere Methode nützt vor allem unſerer Geſellſchaft, die ſich ſo leicht unter den jungen Leuten aus guten Familien recrutirt. Um ſo ſchlimmer, wenn die Geiſtlichkeit nur Arme und Geringe für ſich findet. Aber glauben Sie mir, unſere Erfolge erbittern ſie und wenn die günſtige Zeit kommt, wendet ſie ſich gegen uns und läßt uns opfern. Die Jeſuiten kann man entbehren, die Pfarrer nicht."

„Sie übertreiben, lieber Pater. Ich bin ſoviel wie Sie in ganz Frankreich herum gereiſt und verſichere,

daß ich bei den Geiſtlichen große Verehrung für uns gefunden habe.“

„Bei Einzelnen ja, die ihre Gründe dazu haben, die uns gern beichten, wenn ſie ſich mit ihrer Haushälterin vergeſſen haben, weil wir nicht ſo ſtreng ſind wie ihre Obern und leicht Abſolution geben. Abgeſehen von dieſer kleinen Gefälligkeit, auf welche die Weltgeiſtlichen einen großen Werth legen, lieben ſie uns gar nicht. Es liegt zwiſchen ihnen und uns eine ſchlimme Frage, die Geldfrage und der nothleidende, ſchlecht bezahlte Geiſtliche läßt in dieſem Punkte nicht mit ſich ſpaßen. Sie wiſſen recht gut, daß wir, namentlich in den Städten, die beſten Gaben erhalten. Sie nennen uns unſerer vornehmen Beichttöchter wegen „Feinwäſcher“ und die Pfarrer ſind ſehr neidiſch auf das Vertrauen, das wir unter den Sünderinnen der höhern Stände finden. Sie ſcheinen nicht ſo oft an den Thüren gehorcht zu haben als ich. „Ach, die Jeſuiten,“ heißt es. „Wenn eine vornehme Dame bei ihnen eine Meſſe beſtellt, beſteht das Honorar immer in einem Goldſtück, das in parfümirtes Papier gewickelt iſt. Lieſet der Ortspfarrer die Meſſe, ſo giebt man ihm höchſtens ein Fünffrancſtück.“ Das ſind ſchon viele Gründe zur Abneigung, der hauptſächlichſte aber liegt darin, daß uns die Meinung in den höhern Claſſen über die Weltgeiſtlichen ſtellt. Deshalb lieben ſie uns nicht. Ich habe alle dieſe Gründe hier angeführt, um Sie zu überzeugen, daß wir äußerſt vorſichtig ſein müſſen. Wir ſtehen vor großen Ereigniſſen. Daß ein Einzelner ſich überrumpeln läßt, findet ſeine Erklärung und Entſchuldigung; Corporationen aber müſſen immer vorbereitet ſein.“

„Es kann viel Wahres in dem ſein was Sie eben ſagten.“

Das war der Hauptinhalt der Geſpräche bei dem Pater Provinzial und man wollte eben auseinander gehen als Pater Quentin aus der Stadt zurückkam. Er war ſehr eilig und ſah blaß aus.

„Welche Nachricht!“ ſagte er.

„Was iſt geſchehen?“

„Ich habe erfahren, daß der Abbé Julio in ſeinem Namen und in dem ſeiner Schweſter das Teſtament ſeiner Tante anfechten will, weil es zu Gunſten unſers Ordens nur auf den Namen Tournichon laute. Ein Beamter, der uns wohl will, erzählte es. Man hat mir ſogar den Namen des Advokaten genannt, welcher die Sache führt, Aug. Verdelon, ein ehemaliger Abbé, Hauptgegner unſerer heiligen Geſellſchaft. Mein Gott, welches Unglück!“

„Beruhigen Sie ſich!“ entgegnete der Provinzial. „Wenn Gott uns dieſes Kreuz auferlegt, nehmen wir es in chriſtlicher Geduld hin.“

„Man ſetzt hinzu,“ fuhr der Jeſuit fort, „daß man dem Prozeſſe eine große Oeffentlichkeit geben werde. Es wird uns viel ſchaden, welchen Ausgang es auch nimmt.“

„Auch dieſe Demüthigung müſſen wir hinnehmen. Unſer Orden iſt in Prüfungen aller Art groß geworden. Uebrigens gehen Sie in die Kapelle und bitten Sie Gott um mehr Muth und Ruhe. Ich wußte es ſchon,“ ſetzte der Provinzial hinzu, „daß das Teſtament angefochten werden ſoll.“

7.

Eine ſchwierige Unterhandlung.

Für die rechtmäßigen Erben der Frau von La Clavière war von Wichtigkeit, daß die Enthüllungen, die Madelette im Beiſein des Pfarrers von Clavière Verdelon gemacht hatte, nicht früher bekannt würden als das Gericht ſich über ihren Werth ausgeſprochen. Eine Indiscretion konnte nur von dem Advokaten ausgehen, von Seiten des Pfarrers ließ ſie ſich nicht beſorgen. Er war ein ernſter, ſchon bejahrter Mann; er liebte Julio und hegte überdies gegen die Jeſuiten einen verbiſſenen Grimm; er gehörte zu den rührigen und ſittenreinen Pfarrern, wenn er aber die Tugenden ſeines Standes in hohem Gnade beſaß, ſo fehlten ihm auch die entſprechenden Fehler nicht: kleinlicher Neid und die Rivalität in Bezug auf Beichtſtuhl und Kanzel.

In ſeiner Gemeinde befand ſich eine kleine Kapelle, die der Mutter Gottes gewidmet und in der ganzen Umgegend hoch verehrt war. Das Madonnenbild war häßlich, von Holz und plump gearbeitet. Man hatte es im zwölften Jahrhundert unter Dornen gefunden und es mitgenommen, um es in der Kirche aufzuſtellen, in der darauf folgenden Nacht war es wieder in das Gebüſch zurückgekehrt und das Wunder wiederholte ſich drei Mal. Da mußte man denn annehmen, das Bild habe eine beſondere Vorliebe für dieſen Ort und man bauete ihm da eine Kapelle. So lautete die Legende, genau ſo wie drei oder vierhundert andere. Der Pfarrer von La Cla-

vière glaubte nicht ſehr daran und ſcherzte ſelbſt gern über den Fetiſchdienſt der frommen Weiber. Am 8. Septbr. aber, am Tage des Feſtes der Kapelle, wallfahrteten alle Damen aus den umliegenden Schlöſſern, ſogar aus T., dahin. Da ſchmückte der Pfarrer die Kapelle prächtig, hielt eine höchſt ſorgfältig ausgearbeitete Predigt und veranſtaltete eine Sammlung für die Kapelle und für die Armen des Ortes, denen er den größten Theil der Gaben zufließen ließ. Abends kam der gute Mann ſehr vergnügt in ſein Haus zurück. Seine Predigt hatte Beifall gefunden, die Zahl der Wallfahrer war groß und der Ertrag der Sammlung ein reichlicher geweſen. Wenn auch Aberglauben dabei vorkam, ſo gab es doch auch wirklichen Glauben und eine wahrhaft poetiſche Seite.

Der Pfarrer galt für einen vortrefflichen Gewiſſensrath und die Damen der hohen Ariſtokratie in der Umgegend ſchenkten ihm, ſo lange ſie ſich auf ihren Gütern befanden, ihr Vertrauen; ſeine Amtsbrüder forderten ihn nicht ſelten auf, bei den Feſten ihrer Schutzheiligen zu predigen und alles ging gut zur Ehre Gottes und des Pfarrers. Den Jeſuiten aber fiel es ein, eine Beſitzung eine Stunde von Clavière zu kaufen, dann bauten ſie da eine ſehr hübſche Kapelle im gothiſchen Style, weiheten ſie der Jungfrau Maria und ſtellten eine ſchöne Marmorſtatue auf den Altar. Ihr Hauptfeſt war auch der 8. September und ehe zwei Jahre vergingen, hatte der neue Wallfahrtsort den alten überflügelt. Die Ariſtokratie begab ſich in Menge zu der Madonna der Jeſuiten. Dem Pfarrer blieben nur die frommen Weiber aus ſeinem Kirchſpiele. Die vornehmen

Beichttöchter verſchwanden ebenfalls und gingen zu den hochwürdigen Vätern. Die Amtsbrüder endlich baten, um bei dem Erzbiſchof gut angeſchrieben zu ſtehen, um Jeſuiten zum Predigen in ihrer Kirche und ſo ſah ſich der arme Pfarrer von Clavière ſeinen Ruf und die Mittel entzogen, die er bis dahin für ſeine Kirche und ſeine Armen benutzt hatte.

Die Intriguen, welche Madelette offenbarte, verletzten ſein Zartgefühl und ſeine Gerechtigkeit und er fühlte eine gewiſſe Freude, daß er von ſeinen Nebenbuhlern Vergehen erfahren. Verdelon glaubte das menſchliche Herz hinreichend zu kennen und war überzeugt, daß der Pfarrer der letzte ſein werde, welcher das Unwetter ablenken wollte, das über den Jeſuiten losbrechen ſollte. Und dennoch wurden ſchon einige Stunden nach den Enthüllungen Madelettes alle Worte, welche die Drei geſprochen hatten, Einem der Väter von der Concurrenz-Kapelle mitgetheilt. Dieſer begab ſich ſofort nach T., um dem Pater Provinzial Anzeige zu machen. Der geheime Rath wurde berufen und nach zwei Stunden ſpielte der Telegraph, um den Pater Candal in Paris zu erſuchen, nach T. zu kommen.

Der Pater Candal gehörte nicht zu der Provinz T., aber er hatte Faſtenpredigten da gehalten und ſo großen Beifall gefunden, daß die frommen Väter, trotz ihrem esprit de corps, einige Eiferſucht empfanden. Man hatte ſich eigentlich genöthigt geſehen, ihn zu berufen. Die Damen der hohen Ariſtokratie von Languedoc, die den Winter in Paris zubrachten, wurden nicht müde, von dem wunderbaren Talente des Pater Candal zu erzählen. Man ſprach dann in den Beamtenkreiſen und

in der großen Handelswelt davon und bald verlangten die Frauen aller Classen nach dem Pater Candal. Die Jesuiten verstehen zu rechter Zeit nachzugeben. Der vielgewünschte Prediger kam an, erhielt größeres Uebergewicht als man gern sah und man war bald mit sich einig, ihn nicht wieder zu berufen. Auch fing er an in der Gesellschaft nicht in besonderer Gunst zu stehen. Er war lange verwöhnt worden. Die guten Redner sind selten in der berühmten Gesellschaft; ein paar Namen machen großes Aufsehen und dann ist es aus. Der Pater Candal, dem es an Schlauheit nicht gebrach, fühlte, daß er nothwendig sei und benutzte dies wohl etwas zu sehr. Er wollte wohl Jesuit bleiben, denn es war ihm gar wohl bekannt, daß ein guter Prediger aus der Gesellschaft schnell zu Ruhm gelangt, während ein Weltgeistlicher Jahre braucht, ehe er sich einen Namen macht, aber er nahm die Devise perinde ac cadaver nicht sehr ernstlich. Seine Erfolge als Redner und seine Herrschaft über die Frauen der großen Welt hatten ihm den Kopf etwas verdreht. Pater Candal war einigermaßen ein Geck und er sagte gern, wenn er sich wie Pater Lerf... in einer Lotterie ausspielen wollte, würde er in der weiblichen Welt so viel Loose absetzen, daß er von dem Ertrage eine Kirche größer und schöner bauen könnte als die Peterskirche in Rom. Das mißfiel allmälig. Man hatte ihn wohl zu einem Prediger für die eleganten Damen machen wollen, aber man fand, daß er seine Rolle mißbrauche. Man versicherte sogar, der schöne Jesuit habe in Paris eine kleine Privatwohnung, wo er die schönen Sünderinnen bei verschlossenen Thüren bekehre. Die Jesuiten halten nun aber sehr auf

ihren moraliſchen Ruf und man berieth im geheimen Rathe über die Mittel, wie man das verhätſchelte Kind zügele, das man noch eine Zeit lang brauchte, das aber zuletzt gewiß die Geſellſchaft compromittirte.

So ſtanden die Sachen, als man in Paris die telegraphiſche Depeſche von den Jeſuiten in T. erhielt. Es handelte ſich jedenfalls um etwas Wichtiges. Die alten Jeſuiten zuckten die Achſeln. Die Eitelkeit des jungen Mannes erhielte neue Nahrung, hieß es. Man konnte indeß den Brüdern in T. keine abſchlägige Antwort geben. Man berief alſo den Pater Candal und ertheilte ihm den Befehl, ſofort nach Languedoc abzureiſen. Der Jeſuit dachte eine Zeit lang nach. Er wußte ſehr wohl, daß man beſchloſſen hatte, ihn nicht wieder nach T. zu ſchicken, wo er nicht beſcheiden genug geweſen ſei. Wenn man von dem Beſchluſſe abging, mußte man ihn brauchen. Er verbeugte ſich und bemerkte nichts gegen die ſchnelle Abreiſe. Er ſollte zwar ein Zurückziehen nach dem „heiligen Herzen" für die Damen des Faubourg St. Germain predigen, aber ein alter Pater bemerkte ſpöttiſch: „Schreiben Sie der Superiorin, Sie wären heiſer."

Er benutzte nämlich mit Grund und ohne Grund ſeine „Heiſerkeit", um ſich ziemlich lange freie Zeit zu machen, verſtand alſo ſehr wohl die Anzüglichkeit, nahm ſie aber ruhig hin und bemerkte nur im Fortgehen, daß er mit dem nächſten Zuge reiſen werde.

„Sehen Sie," ſagte ein gutmüthiger, aber kurzſichtiger Pater, der ſehr großen Eifer für die Geſellſchaft zeigte, „er fängt an den Geiſt unſeres Hauſes zu begreifen: er hört und gehorcht."

„Verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr darauf," bemerkte ein Anderer, „er kommt doch einmal von hier hinweg und der Teufel des Stolzes wird ſein Verderben."

„Oder ein anderer Teufel," ſprach der alte Pater leiſe, der ſich nicht verſagen konnte ſpitzig zu werden.

Der Jeſuit kam in T. an und wurde im Inquiſitionshauſe ſehr freundlich empfangen, ſo freundlich, daß er ſich fragte: was bezwecken dieſe Schmeicheleien? Sie müſſen mich ſehr nöthig brauchen.

Der Provinzial nahm ihn mit ſich in ſein Zimmer, in dem einige Mitglieder des geheimen Rathes verſammelt waren und man ſprach vier Stunden lang über eine Sache von der höchſten Wichtigkeit. Als Pater Candal endlich von dem Provinzial fortging, ſagte er zu ihm:

„Beruhigen Sie ſich, hochwürdiger Pater, ich verbürge mich für das Gelingen."

Und in ſeinem Geſichte las man den ganzen Siegerſtolz.

„Er iſt anmaßender und eitler als je," meinte der Provinzial, „aber bei den Frauen machen ſolche Männer immer Glück."

In T. wohnte eine, namentlich auch bei den Frommen ſehr hochgeſtellte Frau, die Gräfin von .... Sie war vierzig bis funfzig Jahre alt, ihr Herz kalt und ihr Geiſt enthuſiaſtiſch; ihre Exoltation in Grundſätzen und Meinungen kannte keine Grenzen. Alles was ſie an Leidenſchaft beſaß, concentrirte ſich in ihrem Kopfe und gab ſich in feurigen Worten kund. Ihre Aeltern hatten ſie in ihrem funfzehnten Jahre zu einer Geldheirath veranlaßt; man hatte ſie einem alten Manne mit Namen

und Titel und 60,000 Frcs. jährlicher Einkünfte gegeben. Die Ehe war für ſie eine Prüfung, in welcher ihr Herz und ihre Sinnlichkeit durch ſchrecklichen Ekel erdrückt wurden. Als ſie mit zwanzig Jahren Wittwe war, ſuchte ſie keineswegs in einer zweiten Ehe ihr Glück, das ſie in der erſten nicht hatte finden können. Sie hing bereits vollſtändig von dem Pater Bonifaz, einem der ſchlaueſten Jeſuiten ab. Er wußte zu gut, welchen Vortheil die Geſellſchaft von einer reichen, vornehmen, eifrigen und eigenſinnigen Wittwe haben konnte, als daß er hätte die Vorſchriften der monita secreta verſäumen ſollen über die Art, wie die Wittwen zu unterhalten und wie über ihr Vermögen zu verfügen iſt. Die Jeſuiten haben zwar oftmals die Aechtheit dieſer Inſtructionen geläugnet, aber wenn ſie wirklich nicht von den Vätern ſelbſt geſchrieben worden ſind, ſo wurden ſie ſicherlich nach ihren Handlungen entworfen und den Geiſt dazu beſaß Niemand mehr als Pater Bonifaz.

Die Gräfin entzog ſich zwar der Geſellſchaft nicht, trug aber eine übertrieben ſtrenge Lebensweiſe zur Schau. Ihr tadelloſes Verhalten flößte ihr einen völlig phariſäiſchen Stolz ein, aber ſich ſelbſt verheimlichte ſie es nicht, daß die Tugend, von welcher ihre Coterie ſo viel Aufhebens mache, hauptſächlich in der Kälte ihrer Sinne und ihres Herzens liege, ſo wie in dem geringen Reize, den ihr hochmüthiges Weſen meiſt erregte. Sie ſiegte ohne Gefahr, aber freilich, wegen der hundert Zungen des Gerüchtes, über welche die Jeſuiten verfügen, nicht ohne Ruhm und Ehre. Sie hatten ſie auf eine Art Piedeſtal gehoben und die ganze Stadt T. verbeugte

ſich vor ihr. Kurz die guten Väter wußten die guten und ſchlechten Eigenſchaften der Gräfin ſo gut zu benutzen, daß ſie dieſelbe vollſtändig beherrſchten.

Sie gelangte in die Periode, in welcher für die Frauen bisweilen eine zweite Jugend beginnt. Sie wurde ziemlich voll und ihre Züge verloren dabei das zu Scharfe und Eckige. Jene Verwandlung tritt meiſt um das vierzigſte Jahr ein. Da empfinden die Strengſten, weil die erſte Jugend verblüht iſt und ſie wohl wiſſen, daß die zweite nicht lange dauert, ein ſchmerzliches Sehnen, wenn ihr Herz nicht durch die Mutterliebe oder eine reine Gattenliebe ganz erfüllt wird. Haben ſie geliebt, ſo wünſchen ſie jene verlorenen Empfindungen wieder und fragen ſich, ob ſie d nn nicht wirklich von neuem zu finden wären. Iſt ihr Herz kalt geblieben, ſo ſagen ſie ſich, ſie hätten ihr Leben verloren und in dieſer kritiſchen Zeit iſt ihre Tugend in größerer Gefahr als in den Tagen ihrer Jugend. Larochefoucauld ſagt, es komme ſtets ein Augenblick, in welchem die ehrenhafteſte Frau die Tugend langweilig findet. Es iſt die Zeit, wann man noch ſchön iſt, aber aufhört es zu ſein. Die Prüdeſten und Frömmſten ſind vor ſolcher Langweile nicht ſicher. Und die Gräfin fühlte in ſich jene weibliche Koketterie wieder aufleben, die ſie ſeit lange für erſtickt hielt. Sie empfand das Bedürfniß ungewöhnlicher Bewegung und kündigte an, daß ſie jeden Winter vier Monate in Paris zubringen würde. Die hochwürdigen Väter kennen das menſchliche Herz im Allgemeinen und das weibliche Herz im Beſondern. Sie hatten die Kriſis bei der Gräfin vorhergeſehen und die erſten Symptome erkannt; ſie mußten bekämpft werden. Die Reiſe nach Paris konnte gefähr-

lich werden und man kam der Gefahr zuvor, indem man der Dame auftrug, mit den Vätern in Paris mit verſchiedenen Intereſſen der Geſellſchaft ſich zu beſchäftigen. So ſchmeichelte man ihrer Eitelkeit und gab ihrem Thätigkeitsbedürfniſſe, das ſich nach einer andern Richtung wenden konnte, Nahrung. Der Pater Candal, der eben in großer Gunſt ſtand, wurde mit der Gräfin . . . bekannt gemacht. Sie hörte ihn predigen und begeiſterte ſich im höchſten Grade für ihn. Er war liebenswürdig und ſchön, hatte die Manieren der großen Welt und verſtand mit den Frauen zu reden, ihnen zu ſchmeicheln und ihnen gegenüber die eigenthümliche Galanterie anzuwenden, die manche Geiſtliche beſitzen, die nie über die erlaubten Grenzen hinausgeht; aber ein Abglanz der bisweilen vermißten weltlichen Galanterie iſt. Die Jeſuiten haben immer in ihrer Geſellſchaft ſolche galante Geiſtliche gehabt und ſie bei Wittwen in „gewiſſen" Jahren benutzt, die eine Heirath, eine Laune, ein Augenblick der Langeweile ihrem Einfluſſe auf immer entziehen konnte. Man kennt die hübſchen Verſe, welche Pater Lemoine für eine Dame machte und wie er die Röthe der Wangen der vornehmen Frau mit jener der Cherubim verglich, — ein Vergleich, der nicht gerade ſchmeichelhaft für die Engel war.

Der Pater Candal befeſtigte was die Brüder in T. bereits gethan hatten und es erfolgte ein entſcheidender Sieg über die Welt, welche ihre Beute wieder erfaſſen wollte.

Wir müſſen hinzufügen, daß die Gräfin ein ſchönes Landgut bei La Clavière beſaß, und daß ſie Louiſe und Julio, auch Verdelon und Madelette genau kannte, welche Letztere ihr von Briffard empfohlen worden war.

Faſt zwei Jahre hatte die Gräfin den Pater Candal nicht geſehen, aber ſie ſtand mit ihm in einem lebhaften, halb frommen und halb weltlichen Briefwechſel, in welchem der Hochwürdige geiſtliche Angelegenheiten abhandelte und Neuigkeiten aus der vornehmen Welt erzählte.

Die Gräfin befand ſich in dem großen Saale ihres Schloſſes und ſtickte an einem Schmucke für die Kapelle der guten Väter. Da wurde die Thür geöffnet und ein Diener in Livrée meldete den hochwürdigen Pater Candal. Die Gräfin ſtieß einen Ausruf der Ueberraſchung und Freude aus und empfing den Jeſuiten wie eine fromme Frau ihren geliebten Beichtvater empfängt, in einer Weiſe, in welcher der Eingenommenſte keinen Vorwand zum Tadel finden kann und die doch gar reich an warmen Worten, an zierlichen Schmeicheleien und myſtiſchen Koketterien iſt, welche eben nur das fromme Geſchlecht kennt. Der Pater erwiederte das wie ein Mann, der an ſolche Erfolge gewöhnt iſt und das Geſpräch kam endlich auf das, was ihn nach T. geführt hatte.

„Ich gehe nach Eaux-Bonnes," ſagte der Pater. „Der Arzt hat mir immer ein Bad angerathen; ich leide ſo oft an Heiſerkeit, daß ſie mich vielleicht nöthigt, das Predigen einzuſtellen."

„Solches Unglück wird Gott nicht zulaſſen. Sie ſind noch ſo jung und können ſoviel Gutes wirken."

„Gott hat ſeine Abſichten, Frau Gräfin und wir müſſen uns fügen. Ich habe die Weiſung, direct nach den Pyrenäen zu gehen, ohne mich in T. aufzuhalten. Wir in unſerer Geſellſchaft dürfen über einen Befehl nicht reden, wir müſſen gehorchen. Nur um Ihretwillen, Frau Gräfin, bin ich von den Geiſte unſerer Regel ab-

gewichen. Ich erbat und erhielt die Erlaubniß, allerdings mit Mühe und Noth, zwei Tage in T. zu bleiben."

„Und meinetwegen, Herr Pater, haben Sie dieser Uebertretung ſich ſchuldig gemacht?" fragte die Gräfin lächelnd.

„Konnte ich denn ſo nahe hier vorüber kommen, ohne Sie zu ſehen?"

Den Blick der gottſeligen Dankbarkeit, mit dem die Gräfin den Pater anſah, kann Niemand beſchreiben.

„Ich ſehe mit Vergnügen," fuhr er fort, „daß Ihr Befinden vortrefflich iſt und daß ich, wäre ich nicht ein Geiſtlicher, Ihnen Complimente über ihren Teint machen würde. Wahrhaftig, Sie ſehen nicht über dreißig Jahre alt aus."

Die Gräfin nahm eine ſehr beſcheidene Miene an.

„Und doch mußte ich vor der Zeit altern; ich hatte in meiner Jugend ſo ſchreckliche Prüfungen zu beſtehen."

„Dafür müſſen Sie Gott danken, denn dadurch berief er Sie zu ſich."

„Ja, Herr Pater, und ich danke auch dem, der mir den Weg zeigte, auf dem ich wandeln ſollte."

„Mein Herz gebot mir Ihnen zu dienen. Sie befanden ſich in einer ſo intereſſanten Lage."

Der Pater Candal ſeufzete und die fromme Gräfin ebenfalls. Der Jeſuit, der nun lange genug ſentimental mit der Frau geweſen zu ſein glaubte, deren Herzensdürre er recht wohl kannte, deren Freundſchaft aber ſeinem Stolze ſchmeichelte, fuhr in leichterem Tone fort:

„Ich bin überzeugt, daß Sie bei dem Frieden, den Sie Ihrem Gemüthe zu geben verſtanden, noch länger werden leben können als Ihre vortreffliche fromme Freundin, Frau von Clavière. Von deren Tode hörte ich auf dem Wege hieher und er betrübt mich ſehr. Ich habe

ſie bisweilen bei Ihnen geſehen und lernte ihren feſten Charakter, wie ihre Frömmigkeit kennen.“

„Ja, ſie war eine wahre Heilige und ebenſo wie ich den Intereſſen Ihrer Geſellſchaft ergeben.“

„Haben Sie von ihrem Teſtamente gehört?“

„Allerdings.“

„So kennen Sie den Inhalt?“

„Ich weiß, daß ſie den guten Tournichon, den Sie oft bei mir geſehen haben, zum Univerſalerben eingeſetzt, d. h. alles der frommen Geſellſchaft gegeben hat, die nie zu viel beſitzen kann, um ihre Werke auszuführen.“

„Was ſagt der Abbé Julio dazu, der philoſophiſche Geiſtliche, den die revolutionäre Partei in T. ſo hoch erhebt?“

„Wenn er ſich Gerechtigkeit widerfahren ließe, würde er zugeben, daß ſeine Tante ihn viel zu gut kannte, um ihm ihr Vermögen zu hinterlaſſen. Er hätte es doch ſicherlich nicht nach den Abſichten der frommen Frau angewendet.“

„Sehr wahrſcheinlich. Und ſeine Schweſter? Sie war ſonſt ſehr fromm und man ſagte, ſie würde eine Schweſter vom „heiligen Herzen“ werden.“

„Sie ſcheint unter dem Einfluſſe ihres Bruders ſich eines Andern beſonnen zu haben. Sie können nicht glauben, Herr Pater, welchen Schaden dieſer Geiſtliche der Kirche thut. Vor nicht langer Zeit ſollte er mit dem Interdict belegt werden.“

„Er ſoll aber zahlreiche Anhänger in T. haben.“

„Ja, er wußte ſeine Gunſt bei dem verſtorbenen Erzbiſchofe zu benutzen, um ſich eine Partei zu bilden. Der jetzige Erzbiſchof ſchont dieſe Partei, weil ihre Anhänger

faſt alle der Regierung angehören. Sein Vorgänger war ja auch Cardinal."

„Und er meint," ſetzte der Jeſuit lächelnd hinzu: „der Hut würde ihm ſo gut ſtehen wie ſeinem Vorgänger."

„Allerdings."

„In der Weltgeiſtlichkeit iſt Einer wie der Andere," ſetzte der Jeſuit achſelzuckend hinzu, „der Ehrgeiz frißt an ihnen. Der Ehrgeiz kann allerdings eine Tugend ſein, aber unter der Bedingung, daß er ſich nicht blos auf das Individuum bezieht. Die Orden, beſonders der unſerige, erfüllen dies Ideal. Alle Mitglieder unſerer Geſellſchaft fühlen einen heiligen, einen lobenswerthen Ehrgeiz, den nämlich, ihren Orden wachſen, reich werden, ſich erheben und ſo das Gute bewirken zu ſehen, welches er in der chriſtlichen Geſellſchaft verrichten ſoll. Wir alle wollen, jeder Einzelne, gern der Welt unbekannt bleiben, wir entſagen ja dadurch, daß wir Jeſuiten werden, ſogar den Würden der Kirche. Aber wir wünſchen, daß die Geſellſchaft mächtig ſei, weil ſie nothwendig iſt. Aber, um noch einmal auf die Hinterlaſſenen der Frau von Clavière zurück zu kommen, die kleine Louiſe iſt alſo nicht mehr ſo fromm wie ſonſt?"

„Nein; ſie hat ſich ſehr geändert und den Pater Briſſard verlaſſen."

„Um ſo ſchlimmer. Ich habe eine traurige Anſicht von den Gründen dazu. Bei welchem Geiſtlichen beichtet ſie jetzt?"

„Bei dem Pfarrer."

„Ach, bei Herrn B.., der wohl auch ſo ziemlich die Ideen ihres Bruders hat. Es iſt eine Wallfahrts-

kapelle in ſeinem Orte, die Mutter Gottes der Dornen?“

„Sehr richtig und er haßt die Jeſuiten, weil ſie eine Kapelle neben der ſeinigen gebaut haben.“

„Ich weiß es,“ ſagte der Jeſuit. „Es fehlt ihm nicht an Talent, er lebt regelrecht, wie man mir geſagt hat, taugt aber nicht zu einem Gewiſſensrathe, weil er die Menſchen nicht kennt. Das fehlt der Weltgeiſtlichkeit überhaupt ſehr.“

„Es fehlt ihnen noch an vielen andern Dingen und ich bin ziemlich der Meinung des Kapuziner-Pater Baſil, der ſich nicht ſcheut es auszuſprechen, die Weltgeiſtlichen wären zu nichts gut als zu Sacriſtanen der Jeſuiten.“

Der Pater Candal lächelte.

„Die vortrefflichen Kapuziner ſind uns immer ergeben geweſen,“ ſagte er; „ſie bringen unſere Ideen in die Welt. Trotz alledem denken ſie mehr an ihre eigenen Intereſſen als an die unſerigen. Wenn der Stifter der Bettelorden wiederkäme, würde er ſich ſehr verwundern; ſeine Schüler ſollten ja nur Wohnungen von Holz oder Erde haben und kleine niedrige Kirchen. Nun ſo wie ſie ſind, dienen ſie uns. Von dem Pfarrer von Clavière wird Fräulein Louiſe freilich nicht den Rath erhalten, welcher ſie in ihrem Kloſterberufe beſtärkt.“

„Dieſer Beruf iſt verloren, ſage ich Ihnen und ich weiß es von der Frau von Clavière, daß ſie viel mehr für Louiſen gethan haben würde, wenn ſie bei ihrem Vorſatze geblieben wäre. Sie wollte ihrer Nichte aber auch nicht die Mittel hinterlaſſen, um in der Welt zu bleiben, welche bei ihrem ſchwachen Charakter für ſie gefährlich

ſein muß. Sie opferte alles dem geiſtlichen Intereſſe ihrer lieben Louiſe. Als der Abbé Julio bei jener Einkleidung predigte, die ein ſo ſkandalöſes Ende nahm, ſagte ſie zu mir: mein Neffe wird nie mein Erbe.“

„Hat ſie dies geſagt?“

„Gewiß.“

„Sie müſſen ſich dieſer Worte zu rechter Zeit und am rechten Orte erinnern.“

„Wiſſen Sie übrigens, daß Ihre Geſellſchaft da einen guten Fang gemacht hat? Tournichon hat dem Pater Bonifaz geſagt, daß das Vermögen der Frau von Clavière ſich wohl auf mehr als 600,000 Frcs. belaufen könnte.“

„Allerdings, Frau Gräfin, aber ſolche Beihilfe der Vorſehung iſt uns jetzt auch ſehr nöthig. Wir haben Pläne zur Ehre und zum Siege der Kirche, die wir ohne ſehr große Mittel nicht durchführen können. Wer mit und für uns arbeitet, arbeitet für Gott, und die, welche gegen uns ſind, ſind noch viel mehr die Feinde Gottes als die unſerigen. Dieſen könnte es vielleicht gelingen, daß die Hinterlaſſenſchaft der Frau von Clavière Herrn Tournichon und ſonach uns entginge.“

„Wie wäre dies möglich? Das Teſtament ſoll doch ganz in Ordnung ſein.“

„Allerdings, aber trotzdem wird es angefochten werden. Unſere Geſellſchaft erhielt eben die Nachricht davon.“

„Angefochten? Von wem?“

„Von den Erben der Frau von Clavière. Tournichon und Pater Briffard glaubten der Madelette, der alten Kammerfrau, ganz ſicher zu ſein, rechneten aber ohne die Habgier dieſes Weibes. Man hat ihr zu wenig gegeben

und aus Zorn darüber hat ſie plötzlich eine große Liebe zu dem Abbé Julio und deſſen Schweſter gefaßt. Sie entdeckte Vieles, denn ſie ſcheint gehorcht zu haben. Das kann manchmal recht gut ſein, iſt es aber nicht immer. So erzählte ſie eine Geſchichte, daß die alte Dame einen Notar habe rufen laſſen. Wenn ſie ſo vorgetragen wird, kann ſie uns ſchaden. Tournichon, der glaubte, der Abbé Julio und Louiſe verſtänden nichts von Geſchäften, hat ihnen geſagt (der Pater Tournichon iſt manchmal ſehr dumm), daß der Wille der guten Frau von Clavière vollzogen werden würde. Das iſt nun dem Advokaten Verdelon hinterbracht worden, der früher auch Abbé war; er hatte eine Zuſammenkunft mit Madelette bei dem Pfarrer von Clavière, unſerem Todfeinde, und aus dem Allem wird man einen ganz hübſchen Erbſchleichereiprozeß machen. Wenn er vor vier oder fünf Jahren geführt worden wäre, würde er gar nicht zu verlieren geweſen ſein; jetzt ſind andere Zeiten. Madelette iſt ein ſehr ſchlimmer Zeuge. Sie erfindet gewiß die Hälfte von dem, was ſie ſpricht, hat aber ſo viel gehört und geſehen, daß ſie beweiſen kann was ſie ſagt, ſie müßte denn widerrufen. Da wären unſere Feinde gefangen. Vielleicht kommt die alte Jungfer, die nur durch Geiz und Habſucht irre geführt worden iſt, wieder zu beſſeren Geſinnungen; hoffen kann man es kaum. Die Habſucht hat den Judas verlockt und Judas ſtarb unbußfertig.“

„Giebt es denn kein Mittel, den unglücklichen Prozeß zu verhindern?“

„Unſeren Patres ging die Sache ſehr im Kopfe herum.

Einer, der Jüngſte, ſprach eine Meinung aus, aber ſie wurde verworfen und doch . .“

„Welche Meinung war es?“

„Sie lieben die Geſellſchaft ſo ſehr, daß ich Ihnen ihre Geheimniſſe wohl mittheilen kann. Der Pater meinte, man ſolle das Stillſchweigen Madelettes erkaufen.“

„Damit ſcheint er Recht zu haben. Der Pater Briſſard z. B. iſt ſehr gewandt und der Beichtvater Madelettes.“

„Und wenn er ſcheiterte? Schon durch den Verſuch wäre man compromittirt. Auch würde das Weib hohe Forderungen ſtellen.“

„Das wären denn ſo große Schwierigkeiten?“

„Allerdings nicht und man hat auch den Vorſchlag nicht deshalb abgewieſen. Er hat noch eine Seite. Unſere Geſellſchaft hat viel Zartgefühl. Keiner von uns würde mit dem unſeligen Weibe über ihr Schweigen handeln wollen, wenn der Zweck auch ein ganz guter iſt, denn was giebt es Heiligeres als das Recht, über ſein Eigenthum nach Belieben zu verfügen. Jedes Geſetz, welches den Willen eines Teſtirenden bindet, iſt eine Antaſtung des Eigenthums, ein ſchlechtes, vom Socialismus beflecktes Geſetz, das man ohne Bedenklichkeit umgehen kann. Indeſſen, Frau Gräfin, wenn man auch ſagt, wir handelten nach dem Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, wollen wir doch auch als Geſellſchaft nicht thun, was wir als Individuum nicht thun würden. Wir wollen die Frau nicht dafür bezahlen, daß ſie ihre Pflicht thue. Wir könnten das wohl für einen andern Orden thun, auch um ein weltliches

Intereſſe bei guten Freunden, bei uns ſelbſt iſt es etwas Anderes.“

Die Gräfin bewunderte das außerordentliche Zartgefühl der guten Väter, antwortete aber nicht und ſchien nachzudenken.

„Nun,“ ſagte ſie nach einiger Zeit, „ich ſehe es ein, Sie können nicht ſelbſt handeln.“

Sie gab dem Geſpräche eine andere Richtung, der Jeſuit aber ſtand bald auf, um ſich zu verabſchieden; ſie begleitete ihn bis hinunter an die Treppe; da trennten ſie ſich. Als der Pater allein war, rieb er ſich triumphirend die Hände.

Die Frau Gräfin befahl anzuſpannen, nahm eine Brieftaſche mit Banknoten und fuhr nach Clavière. Hier fragte ſie nach Madelette. Sie war überzeugt, daß ſie ganz nach eignem Antriebe handle.

8.

Sträfpredigt des Erzbiſchofs.

Der ſchreckliche Prozeß wegen der Hinterlaſſenſchaft der Frau von Clavière beſchäftigte die Jeſuiten ſehr lebhaft. Es war nicht viel Zeit mehr zu verlieren. Sie hatten durch die Gräfin erfahren, daß Madelette zu beſſeren Anſichten gekommen ſei, ihre unklugen Geſtändniſſe widerriefe und auf alle Fragen, die man ihr vorlegen könne, unveränderlich antworten werde: „ich widerrufe Alles was ich geſagt habe; ich redete im Zorn gegen

Herrn Tournichon. Die Gräfin habe ſie gut geſchult. Von dieſer Seite her war alſo nichts mehr zu fürchten.

Der Provinzial theilte dem geheimen Rathe einen andern Plan mit.

„Der Herr Erzbiſchof," ſagte er, „braucht uns in Rom wegen des Cardinalshutes, den er ſchon ſeit zwei Jahren erwartet. Unſer hochwürdiger Pater General arbeitet für ihn und der Erzbiſchof weiß, daß wir in der Sache, die ihm ſehr am Herzen liegt, viel vermögen. Könnten wir ihm nicht andeuten, daß wir unſere Bitten bei Sr. Heiligkeit verdoppeln würden, wenn er den Abbé Julio zwingen wollte, von ſeiner Klage gegen uns abzuſtehen?"

„Das dürfte ſchwierig ſein," meinte Einer der Jeſuiten. „Man kann nicht wohl einen Biſchof auffordern, in die Familienangelegenheiten Eines ſeiner Geiſtlichen ſich einzumiſchen."

„Das glauben Sie wirklich?" fragte der Pater Bonifaz mit feinem Lächeln. „Die Biſchöfe nehmen wohl ſoviel Rückſicht auf ihre Geiſtlichen! Sie haben dieſelben vielmehr ſo gefügig gemacht, daß ſie drei Viertheile drehen und wenden können wie Handſchuhe und da ſie nun an ſolchen Gehorſam gewöhnt ſind, werden ſie unbarmherzig, wenn ſie auf Widerſtand ſtoßen. Gehörte der Abbé Julio, wie ich fürchte, zu dieſen Widerſtrebenden, ſo würde ſich der Erzbiſchof ſehr wenig ſcheuen, ihm zu ſagen: geben Sie den Prozeß auf oder ich belege Sie morgen mit dem Interdict. Sein Wort vermag Alles über die Geiſtlichkeit. Mit dem Interdict belegt zu werden iſt nach der Meinung der Leute gleichbedeutend mit „in das Zuchthaus kommen." Vor einer ſolchen

Drohung beugt ſich der Geiſtliche ſtets und ſo bin ich der Anſicht, daß man zu dieſem Mittel greifen ſollte."

Die Andern in dem geheimen Rathe ſtimmten bei.

„Soll ich mich direct an den Erzbiſchof wenden," fragte ſodann der Provinzial, „oder des Generalvicars mich bedienen, den ich ganz in unſer Intereſſe ziehen konnte? Die Biſchöfe, die uns äußerlich ſchmeicheln und Himmel und Erde verſprechen, ſind im Herzen nicht immer für uns und ich vermuthe ſehr, daß auch unſer Erzbiſchof ſich unſerer nur als Werkzeuge bedient, ohne große Liebe zu unſerer Geſellſchaft zu haben. Des Generalvicars bin ich ſicher."

„In dieſem Falle," meinte Pater Briffard, „bin ich der Anſicht, den Generalvicar zu benutzen, der leichter mit dem Erzbiſchof über die ſchwierige Sache wird verhandeln können. Wir wiſſen, daß er gern Biſchof werden möchte; verſprechen Sie ihm, unſern Einfluß für ihn zu gebrauchen. Dann wird er nichts fürchten und thun was wir wünſchen."

Einige Tage nachher ſtieg Julio von St. Aventin herunter, benutzte die Poſt in Luchon und reiſete ſo nach T. Zum erſten Mal kam er mit traurigen Gedanken durch das reizende Pique-Thal, ſeit er ſeine geliebte Schweſter von T. zu ſich abgeholt hatte. Jetzt war er zu dem Erzbiſchof berufen. Ein Brief von einigen Zeilen, von der Hand des Generalvicars, hatte ihm befohlen, wegen einer wichtigen Mittheilung ſofort bei Sr. Gnaden zu erſcheinen.

War es die Denunciation der Mutter Judas? Aber der Erzbiſchof war ja bei ſeinem Beſuche in St. Aventin darüber hinweg gegangen. War es die Unterſuchung

über die Erſcheinung, welche Liſette Cabarous gehabt haben wollte? Der Erzbiſchof hatte aber kein Wort darüber geſagt und wenn er die Sache fördern wollte, hätte er ſie nur in ſeiner Rede an das Volk zu erwähnen gebraucht. Die Mutter Judas erwartete das auch und die frommen Mädchen waren ſehr verdrießlich über ſein Schweigen geweſen. Sollte es gar der Prozeß gegen die Jeſuiten ſein? Aber welches Recht hätte der Erzbiſchof, ſich in eine Familienangelegenheit zu miſchen?

So gewandt der hochwürdigſte Le Criq war, ſo brachte er doch ſicherlich einen Mann wie Julio nicht leicht dazu, dem Wunſche eines Vorgeſetzten oder einer Drohung nachzugeben. Er verſuchte es jedoch und als der Pfarrer von St. Aventin in ſein Arbeitszimmer trat, begann er es zunächſt mit Freundlichkeit.

„Ich ließ Sie, Herr Pfarrer, wegen einer wichtigen, ſehr wichtigen Angelegenheit rufen. Sie verſtehen ſchon; es betrifft Ihren Prozeß gegen die Jeſuiten. Unter andern Umſtänden würde ich mich um keinen Preis in eine Familienangelegenheit gemiſcht haben, ſo lange der Geiſtliche ohne Aergerniß dabei handelt. Hier iſt es aber etwas Anderes; es handelt ſich um einen Orden, der ſeine Stellung in der Kirche hat. Der Prozeß ſoll, wie man ſagt, ſehr bedeutend werden. Ihr Advokat hat ſchon viel Lärm davon gemacht. Gegen die Jeſuiten zu ſprechen, iſt zu bedeutend, als daß ein Advokat nicht mit beiden Händen eine ſo gute Gelegenheit erfaßte. Die liberale und revolutionaire Partei, die in T. ſo gewaltthätig iſt wie anderswo, gedenkt den Prozeß nach Kräften für ihren Haß gegen die Kirche auszubeuten, die in Rom und ſelbſt in Frankreich ſo maßlos ſchon verfolgt

wird. Der Prozeß wird alſo ein wirkliches Aergerniß geben. Ihre unglückſeligen Anſichten, die ſie auf der Kanzel und in der traurigen Schrift über meinen Vorgänger ausgeſprochen, haben Sie zu einem Gegenſtande der Bewunderung für die Partei der Ungläubigen und Gottloſen gemacht. Sie haben da ſehr ſchlimme Anhänger, Herr Pfarrer, das muß ich Ihnen ſagen. Aber Sie ſollen mich nicht beſchuldigen, ein Tyrann gegen Sie geweſen zu ſein. Man ſchreit ja gewaltig gegen den Despotismus der hohen Geiſtlichkeit. Urtheilen Sie ſelbſt. Die ſchreckliche Sache mit dem Teſtamente des Cardinals von Flamarens habe ich auf ſich beruhen laſſen, obgleich ich Briefe darüber aus allen Ecken und Enden erhielt. Auch wegen Ihrer Predigten, in denen man nicht eine Ketzerei, ſondern zehn finden könnte, habe ich die Augen zugedrückt. Man beſtürmte mich mit Beſchwerden und Sie wiſſen nicht, welche Kämpfe ich um Ihretwillen durchmachen mußte. Ich ſchob alles auf Ihre Jugend, auf Ihre Unvorſichtigkeit und auf das Nachtheilige der Improviſation. Eine ernſtliche Beſchwerde über Ihr ſittliches Verhalten, welche von einer verdienſtvollen Frau ausgegangen und durch einen Geiſtlichen hier angebracht worden iſt, dem wir keine Leichtfertigkeit zutrauen können, hat keine andere Folge als eine ganz geheime Unterſuchung gehabt, die meine Verantwortlichkeit decken ſollte. Das Alles beweiſet, daß ich gegen Sie nicht ſtreng geweſen bin.

„Heute befinde ich mich in einer andern Lage. Die Jeſuiten ſind ſehr mächtig und haben Einfluß in T. Ein Kampf gegen ſie wäre ſehr unklug. Wenn ich auch Erzbiſchof bin, ich möchte, unter uns geſagt, keinen

Prozeß mit ihnen haben; es wäre irdener Topf gegen eiſernen Topf. Abgeſehen davon, daß ich verlieren könnte, ſo unſicher ſind die Entſcheidungen der Gerichte, würde ich meine ganze Stadt, die Sie mit Recht ſo hoch verehrt, gegen mich haben. Mein lieber Herr Pfarrer, ein Erzbiſchof iſt nur auf einige Zeit in T., die Jeſuiten aber bleiben. Eine Corporation ſtirbt nicht. Erlauben Sie alſo, daß ich Ihnen rathe, was ich an Ihrer Stelle thun würde: ich prozeſſirte nicht.

„Ich weiß, daß Sie mir das Intereſſe Ihrer Schweſter entgegen halten werden. Das iſt allerdings ein achtbarer Grund und ich begreife, daß Sie ſich gewiſſermaßen für ihren Vormund anſehen. Aber Ihre Tante war der Meinung geweſen, eine Rente werde hinreichen für ein Mädchen, das, wie man ſagt, in das Kloſter gehen will. Sie, Herr Pfarrer, haben mit dem kleinen Einkommen von der Stelle mehr als genug an der Rente, um auszukommen. Wir Geiſtliche brauchen ja ſo wenig.

„Wenn Sie ſich entſchließen könnten, in dieſer unglückſeligen Sache meinem Rathe zu folgen, ſo ließe ſich vielleicht eine Ausgleichung finden. Ich wollte gern der Vermittler zwiſchen Ihnen und den Jeſuiten ſein. Da Sie bei dem Prozeſſe nur die Intereſſen Ihrer Schweſter im Auge haben können, ſo ließe ſich den Jeſuiten ein Vergleich vorſchlagen, entweder eine Erhöhung der Rente Ihrer Schweſter oder die Auszahlung eines anſehnlicheren Capitals als Mitgift für den Fall, daß ſie ſich verheirathen wollte.

„Dies, Herr Pfarrer, glaube ich Ihnen vor allen Dingen im Intereſſe Ihres Friedens und in dem der Religion, die jetzt von allen Seiten angegriffen wird, vor-

ſchlagen zu müſſen, um den Triumph der Feinde des Glaubens und das Aergerniß zu vermeiden, das die Veröffentlichung des Prozeſſes in allen ſchlechten Zeitungen verurſachen würde. Wäre es nicht beſſer, Sie ſtänden mittels einer Uebereinkunft ab, über deren Bedingungen zu unterhandeln ich mich gern erbiete. Wozu entſchließen Sie ſich?"

„Es ſteht mir nur ein Entſchluß frei: Gerechtigkeit gegen eine gehäſſige Beraubung. Wenn ich noch einen Zweifel hätte hegen können, daß Tournichon nur den Namen für die Jeſuiten hergegeben hat, ſo würde ihn Ihr heutiger Schritt beſeitiget haben. Weniger des Vermögens meiner Familie wegen als aus Unwillen gegen eine lange vorbedachte und berechnete Betrügerei kann ich nicht zurücktreten. Es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie einer ſchlechten Sache ſich annehmen und mir einen Vergleich vorſchlagen, der dann doch immer eine Beraubung wäre."

„Sie haben mich nicht recht verſtanden, Herr Pfarrer. Sie glauben, ich ſei von den Jeſuiten beauftragt, Ihnen Vergleichsvorſchläge zu machen; ich betheure vor Gott, daß dies nicht der Fall iſt. Ich handelte nur nach meiner eigenen Idee."

Der Erzbiſchof hatte Recht. Die Jeſuiten hatten den Generalvicar auf den Prälaten einwirken laſſen, daß er ſeinen Einfluß und ſeine Gewalt über Julio brauche, damit der Letztere von dem Prozeſſe abſtehe; weiter zu gehen hatten ſie ſich wohl gehütet. Der Erzbiſchof war aber eben ſo klug wie ſie.

„Wenn ein Aergerniß zu vermeiden iſt," fuhr er fort, „muß eine Genoſſenſchaft Opfer bringen, große ſo-

gar. Ich bin überzeugt, daß die Jeſuiten, um nur nicht die Aufmerkſamkeit eines ihnen immer gehäſſigen Publicums zu erregen, den frommen Tournichon bewegen würden, die Bedingungen des Teſtaments zu ändern."

„Dann begreife ich nur Ihr Einſchreiten bei mir nicht."

„Meine Abſicht iſt doch ſehr klar und deutlich. Es ſoll ein ärgerlicher Prozeß verhindert werden, den ein Geiſtlicher gegen einen kirchlichen Orden führt. Das iſt denn doch klar und deutlich, denke ich."

„Warum ſollten Sie aber weniger die Intereſſen der Geiſtlichen, deſſen natürlicher Beſchützer Sie ſind, vertreten als die eines Ordens, deſſen Geiſt Sie ſo gut kennen als ich?"

„Ich habe hier gar kein Urtheil über die Jeſuiten zu fällen und die Beraubung, über die Sie ſich beklagen, iſt mir noch gar nicht bewieſen, aber ich bin dem heiligen Vater und der katholiſchen Meinung für die öffentlichen Handlungen meiner Geiſtlichen verantwortlich. Man hat mir zu große Nachſicht gegen Sie zum Vorwurfe gemacht und ich will ſolche Beſchuldungen nicht von neuem zu hören haben. Ich bin derlei Quälereien müde und will ein Ende machen. Ich wollte Ihnen ein einfaches und ehrenhaftes Mittel vorſchlagen, die Sache zu beendigen und doch auch das Intereſſe Ihrer Schweſter zu wahren. Wenn Sie meine ſo wohlgemeinten Abſichten verkennen, ſo bleibt mir freilich nur ein Mittel übrig, das ich ſehr gern vermieden hätte, das Rückgreifen zu meiner geiſtlichen Macht über Sie."

„Ich weiß durchaus nicht, welches Recht Ihnen Ihr Amt über das Vermögen Ihrer Geiſtlichen giebt."

„Keine Spitzfindigkeiten, Herr Pfarrer! Selbſtverſtändlich kann ich mir nicht anmaßen, über Ihr Vermögen verfügen zu wollen; aber wenn der Prieſter in dem Privatleben Handlungen vornimmt, welche den Stand compromittiren, dem er anzugehören die Ehre hat, wenn einem Biſchofe die Möglichkeit gegeben iſt, durch ſeine Autorität eine große Störung in der Kirche zu verhindern, ſo iſt es ſein Recht, ja ſeine Pflicht davon Gebrauch zu machen. Leſen Sie das Evangelium, Herr Abbé und lernen Sie, daß es Fälle giebt, wo es gut iſt auch den Mantel herzugeben, wenn man um den Rock angeſprochen wird.“

„Wir verlängerte dieſes Geſpräch bis ins Unendliche . . Nachdem Sie Ihre Rechte über Ihre Geiſtlichen ſo ausgelegt haben, bleibt mir nichts hinzuzufügen übrig . .“

„So wollen Sie mir gehorchen?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihnen in allen Dingen meines Amtes Gehorſam ſchuldig bin; darüber hinaus bleiben mir meine Menſchen- und Bürgerrechte und ich behalte ſie mir vor . .“

„Schöne Bürgerrechte! Alſo noch eine Idee. Sie machen einen Unterſchied zwiſchen Bürger und Geiſtlichen? Herr Pfarrer, das Episcopat erkennt dieſen Unterſchied nicht an. Die Trennung der Kirche vom Staate gehört zu den modernen Ideen. Darnach wären Sie in ihrer Kirche der Pfarrer, außerhalb derſelben Herr Julio von La Clavière, Grundbeſitzer, Wähler und wählbar, alſo halb der Kirche und halb der Geſellſchaft angehörig. Solche Theorien ſind heut zu Tage abgethan. Das Episcopat weiſet ſie zurück und verabſcheut ſie. Mein lieber Pfarrer, an dem Tage, an welchem Sie in die

Kirche eintraten, verſchwand der Menſch in Ihnen; Sie empfingen das Prieſterkönigthum, und wie die Seele mehr iſt als der Körper und die edler Natur die andere beherrſcht, ſo ſagt man: Menſch, wenn man von der mit dem Körper bekleideten Seele, und Prieſter, wenn man mit dem zum Prieſterthume erhobenen Chriſten, dem Geiſtlichen ſpricht. Das iſt Ihre Würde. Ich bedaure, daß Sie das noch nicht verſtehen und daß ein Mann, dem man Geiſt zuſchreibt, von der Höhe ſeiner Prieſterweihe herabſteigen kann, um ſich mit den andern Menſchen gleich zu ſtellen. Sie gehen da auf einem gefährlichen Wege. Wenn Sie weiter darauf fortſchreiten, werden Sie ein ſchlechtes Ende finden, — glauben Sie einem Biſchofe, der älter und erfahrener iſt als Sie."

„Ich hoffe zu Gott, daß er mich ſchützen werde. Den Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Geiſtlichen erhalte ich in mir, weil Gott ſelbſt ihn gemacht hat. Ich ſchlafe und eſſe nicht als Geiſtlicher. Der Menſch, der vor dem Geiſtlichen in mir iſt, exiſtirt unter den andern Menſchen außerhalb des Prieſterſtandes, den er annahm. Dieſe Exiſtenz bindet ihn an die Geſellſchaft, giebt ihm Pflichten und ſichert ihm Rechte, auf welche die Kirche nicht zu ſehen hat. Sowie der Geiſtliche in mir nicht von dem bürgerlichen Richter abhängt, ſo der Bürger nicht von dem Biſchofe. Das ſind zu einfache Ideen, als daß man andere annehmen könnte. Wenn der Biſchof, der mich zum Prieſterthume erhoben, ſo zu mir geſprochen hätte, wie Sie es jetzt thun, würde ich eine Würde abgelehnt haben, die ich liebe, die ich aber nicht verſtehen würde, wenn ſie in mir den Menſchen und Bürger auslöſchte."

„Wir verſtehen es ſo, alle guten Geiſtlichen verſtehen es ſo; deshalb haben ſie ein heiliges Gewand und tragen nie ein anderes und einen Kranz auf dem Kopfe als Zeichen ihrer Weihe Sie ſind ein Volk für ſich, gens sancta. Aber laſſen wir das; ich wünſche nur eine beſtimmte Antwort von Ihnen zu haben. Wollen Sie mich zu ſtrengen Maßregeln zwingen?“

„Sie ſind Gebieter; der Geiſtliche iſt Ihnen an Händen und Füßen gebunden überliefert. Er kann von Ihrer Gewalt nicht appelliren. Ich wundere mich ſogar, daß Sie ſo mit mir parlementiren. Manche Ihrer Collegen machen viel weniger Umſtände und zerſchmettern den Geiſtlichen ohne Erbarmen. Was liegt ihnen an einer zerſtörten Exiſtenz, an einer verlorenen Zukunft? Was kümmern ſie ſich um einen Paria, der nur das Recht einer unfruchtbaren Proteſtation gegen ſie hat? Offenherzig, Ew. Gnaden ſind beſſer als Ihre Amtsbrüder: Sie nehmen den Leuten doch das Leben nicht ohne ſie erſt zu hören.“

„Laſſen wir den Spott, der ſich für den Mund eines Geiſtlichen nicht ziemt und da wir denn zu Ende kommen müſſen, ſo befehle ich Ihnen, bei dem Schwure, den Sie mir geleiſtet, den Prozeß aufzugeben, der ein Flecken an der Geiſtlichkeit von T. und ein Aergerniß für die katholiſche Welt ſein würde.“

„Der Gehorſam, den ich Ihnen geſchworen habe, betraf mein Verhalten als Pfarrer. Dieſer Gehorſam kann nicht auf mein Leben als Menſch und auf meine Vermögensintereſſen angewendet werden. Es wird mir leid thun, einem Befehle meines Biſchofs entgegen zu ſein,

aber voran ſtehen mir meine Pflicht und mein Gewiſſen.“

„Das iſt ein förmliches Nein?

„Ja, Ew. Gnaden.“

„Das Weitere wird ſich finden.“

9.

Das Pfarramt Julios.

Julio kam höchſt betrübt nach St. Aventin zurück. Der Erzbiſchof konnte bei ſeinem Aerger wohl zu äußerſten Mitteln ſeine Zuflucht nehmen. Für den Prieſter giebt es nur eine Strafe und dieſe iſt entſetzlich. Sie trägt weder dem Privatleben, das rein von jedem Flecken iſt, noch der Hingebung an die beſchwerliche Arbeit des Amtes Rechnung. Sie trifft Alles in dem Geiſtlichen, die Ehre — das erſte Gut auch des niedrigſten Proletariers — und ſelbſt die Exiſtenz, indem ſie ihm das Brot nimmt, welches ihm ſein Amt giebt. In den Augen des dummen Pöbels in der kirchlichen Welt iſt der Geiſtliche, der von Interdict oder Suspenſion betroffen wird, gleichviel aus welcher Urſache, ob er die Hoſtie mit Füßen getreten oder ſich geweigert hat den Kopf zu raſiren, der Bandit der Kirche, der Sträfling.

Wer die traurige Neugierde hat, in ein Zuchthaus zu gehen und die kettentragenden Menſchen in gleichförmiger Kleidung ſieht, ſagt ſich ſchaudernd: es ſind Diebe, Brandſtifter, Mörder, Fälſcher. Wenn der Katholik einen

Geiſtlichen ſieht, den ein biſchöfliches Schreiben trifft wie ein Blitzſchlag und aus dem Pfarrhauſe vertreibt, ſo erkennt er ihn nicht mehr an, er iſt nicht mehr der Geiſtliche, er grüßt den Mann nicht mehr, der in ſeinen Augen ein Scheuſal geworden iſt, er iſt für ihn der Züchtling, dem nur die Jacke fehlt. Es gehört ein ſtarkgeſtähltes Herz dazu, um ſein ganzes Leben lang, in der frommen Schaar, den Schmutzflecken, Interdict genannt, an der Stirn zu tragen, ohne der Verzweiflung zu verfallen und ohne Gott und den Menſchen zu fluchen.

Würde Julio dieſen Muth haben?

Er wußte recht wohl, daß es allerdings Biſchöfe giebt, die Mehrheit ſogar, welche nur in den ſchweren und außerordentlichen Fällen zu dieſer entſetzlichen Strafe greifen, daß aber für andere das Interdict nur ein Spiel iſt. Die jetzige Kirche hat in ihrem Siechthume keines der alten Geſetze behalten, welche den Geiſtlichen gegen einen Irrthum oder gegen Uebelwollen ſchützten. Die Revolutionen ſind vorüber gezogen; ſie brachten nur der bürgerlichen Welt die Freiheit. Achtunddreißig Millionen Menſchen in Frankreich halten das Leben des niedrigſten der Glieder jener großen Familie, des Vaterlandes, für heilig; es darf ihm durch Gewaltthat kein Haar gekrümmt werden, ohne daß ein ſchützendes Geſetz ſich ſeiner annähme. Die Revolutionen haben die politiſche Macht der Geiſtlichkeit gebrochen, aber in ihrer Sorgloſigkeit nicht vorhergeſehen, daß eine Zeit kommen könne, in welcher die Exiſtenz deſſen, welcher die Armen beſucht, die Fieberluft und Anſteckung an Sterbelagern athmet, nur von der Laune eines Herrn abhängt. Sie

haben ihn dem letzten Biſchofsſecretair überliefert, der einen Groll zu befriedigen hat, dem Biſchofe, den die Anſichten eines freien Mannes verletzten; ſie ließen für einen Einzigen den Sclavenzuſtand beſtehen, für den — Geiſtlichen.

Julio konnte es ſich nicht verheimlichen, daß ſeine Ruhe, ſein Glück und ſeine Zukunft an einer Laune hingen. Louiſe hatte nur Thränen für die Schilderung der Unterredung ihres Bruders mit dem Erzbiſchof. Das Geſchick wollte ja, daß ihr Glück, das Glück, welches für ſie mehr Werth hatte als ſelbſt das Leben, ihre Verbindung mit Verdelon, an das Vermögen gebunden ſein ſollte, welches man den Erbſchleichern entreißen wollte, die nun der Erzbiſchof unterſtützte.

„Armer Bruder, ich bin nicht edelſinnig genug, um Dir zu ſagen: wirf ihnen das Geld hin, nach dem ſie ſo ſehr verlangen! Verlaſſen wir das Land, in dem der Geiſtliche ein Paria iſt und die Waiſen im Namen Gottes beraubt werden! Wandern wir in ein freies Land, in dem wir in irgend einer Weiſe das tägliche Brot verdienen! Du haſt viel gelernt und kannſt Unterricht ertheilen, ich unterrichte in Muſik. Laß uns den Henkern entfliehen!

„Leider, lieber Bruder, habe ich dieſe Macht über mich nicht. Du wird es ſchon errathen haben: mein Herz iſt nicht mehr mein. Ich entdecke Dir dies ſpät, aber Gott iſt mein Zeuge, daß es mir nicht an Vertrauen zu Dir fehlte. Unſere Mädchenerziehung iſt ja ſo ſeltſam, daß wir gegen die Züchtigkeit zu ſündigen glauben, wenn wir das Wort Liebe, ſelbſt vor dem Bruder, ausſprechen.

„Nun ich es Dir geſagt habe, muß ich Dir für Deine Bemühungen danken, mir die Mitgift zu erhalten, ohne welche, wie ich wohl einſehe, das Geſchenk meines Herzens nicht genug iſt. Ich habe viel nachgedacht, ſeit ich bei Dir bin. Welche Illuſionen zerfloſſen in ſo kurzer Zeit! Wie ganz anders erſchien mir das Leben von dem, welches ich mir träumte, noch vor einigen Monaten! Ich habe in dem Unglücke viel gelernt, aber, wie ſchwer auch der Schlag iſt, mein armes Herz kann ſich noch immer nicht losreißen von ſeinen Hoffnungen.

„Sage mir, Lieber, daß Du mir nicht zürnſt und mir verzeihſt, wenn ich eine Aufopferung annehme, die für Dich, für Deine Zukunft als Geiſtlicher, ſo ſchreckliche Folgen haben kann.“

„Meine theure Louiſe, ich erfülle nur eine Pflicht gegen Dich und ich halte dieſe Pflicht für eine heilige. Wenn das Gebot Gottes mir vorſchreibt, die Vertheidigung einer Waiſe zu übernehmen, deren Schickſal die Vorſehung in meine Hand gelegt, wie ſollte ich nicht daſſelbe thun, wenn dieſe Waiſe meine Schweſter iſt? Ferner iſt es gut, daß es in der Welt Männer giebt, welche der Ungerechtigkeit entgegentreten, unter welchem Mantel ſie ſich auch verbergen mag. Gegen uns erſcheint ſie jetzt in der Tracht eines Ordens. Ich werde aber dieſem Satan in dem Jeſuitenrocke mich widerſetzen. Ein Erzbiſchof macht ſich zum Vertheidiger derer, die uns berauben, aber ich fürchte mich nicht vor ſeinen Drohungen. Sei alſo ruhig, Schweſter, ich halte aus bis zum Ende.“

„An Deinem Muthe zweifle ich nicht, aber ich frage mich, ob ich nicht eine Schuld auf mich lade, wenn ich

Dich einem Kampfe mit den Starken und Mächtigen ausſetze und Dich gefährde jener geiſtlichen Welt gegenüber, die Widerſtand nie verzeiht. Wäre ich nicht, ſo ſchwängſt Du Dich glücklich und frei auf und zerſchmetterteſt nicht in vielleicht vergeblichen Anſtrengungen gegen die ſchlaueſten und zäheſten Menſchen. Mein Gott, wie unglücklich bin ich!"

„Die Ungerechtigkeit erbittert mich, Schweſter. Auch wenn ich allein ſtände, würde ich wahrſcheinlich mein Recht gefordert haben, nicht des Vermögens wegen, deſſen Werth als Mittel der Unabhängigkeit ich wohl anerkenne, ſondern aus Rechtsgefühl und um der Welt den Betrug zu enthüllen, der unter dem Mantel der Kirche im Großen verübt wird. Beruhige Dich alſo; unſere Sache iſt eine gemeinſame. Ich ſchätze mich glücklich, mich Dir zu opfern, vor allem aber opfere ich mich einer Sache, die höher als die Deinige ſteht, der Sache Gottes."

So energiſch dieſe Verſicherungen auch ausgeſprochen wurden, beruhigten ſie doch Louiſen nicht. Das Weib beſitzt neben dem Vorherrſchen des Herzens mehr praktiſchen Sinn als der Mann, deſſen ſtrenge Logik häufig über das Wirkliche hinausgeht. Das Weib ſieht die Einzelheiten, die untergeordneten Urſachen. Es gedenkt wie das Kind der Thatſachen ſtets ſicher. Seine eigenthümliche Logik iſt, was die Augen ſehen.

Nun wußte Louiſe', daß der Prieſterhaß unverſöhnlich iſt und daß er keine Hinderniſſe kennt, wenn ihn mächtige Corporationen anwenden. Es entging ihr nicht, daß das Einſchreiten des Erzbiſchofs irgend einen Grund habe, daß er Julio aus irgend einem Intereſſe berufen.

Sie dachte ſich ein wahrſcheinliches Reſultat und ſagte ſich mit Entſetzen:

„Wir ſind verloren.“

Die Mutter Judas hatte die Abweſenheit Julios benutzt, um ihre teufliſche Rolle in St. Aventin zu ſpielen. Sie haßte Julio nicht, ſie verabſcheute ihn. Von dem Tage an, da der Pfarrer in ſeiner Ehrlichkeit einen frommen Betrug nicht mitſpielen wollte, war er in ihren Augen gerichtet. Und da ſie weder halb haſſen noch halb lieben konnte, ſo mußte ſie den Pfarrer entweder für einen Heiligen ausgeben oder ihn ſo unbarmherzig verfolgen, daß er verwünſcht würde.

Das Letztere ſagte ihrem Charakter noch mehr zu. Die Wolluſt der Rache iſt für manche Herzen ſüßer als die des Enthuſiasmus oder des Fanatismus. Man ermüdet, einen Menſchen zum Gott zu erheben, nie aber mit Haß zu verfolgen. In den Frömmlern liegt eine verſiegbare Gallenquelle.

Julio war in ſeiner Gemeinde ſehr beliebt. Der Inſtinct des Volkes irrt ſich nicht leicht. Man kann ihn bisweilen irreführen, aber er kommt bald majeſtätiſch zu dem Wahren zurück. Die Gebirgsbewohner von St. Aventin hatten eine Zeit lang den jungen Mann beobachtet, der ſo ganz anders war als die gewöhnlichen Geiſtlichen. Er paßte zu ihrer offnen, etwas wilden Natur und ſie fühlten bald, daß ſie in ihm einen vortrefflichen Mann hätten.

Die Alten beſonders, die Bewahrer der Erfahrung der Vorfahren, bewunderten ihn. Und ſie ſagten unter einander: „der iſt ein ächter Geiſtlicher!“

Die Männer im mittlern Alter ſagten einfach: wir haben in ihm einen Freund.

Die enhuſiaſtiſche Jugend ſah in ihm einen ganz ungewöhnlichen Menſchen. Wir lieben ihn, ſagten alle und zwar von Herzen.

Gegen ſich hatte Julio nur die kleine Coterie der Frau von La Caprède und da er von dem Mädchen mit dem Wunder nicht viel machte, trieb er ſie auch zu dem Groll der Mutter. Nun folgten die Dummen oder Fanatiſirten, die Mädchen mit krankhaftem Temperament, deren überreiztes Gehirn den ruhigen Zuſtand nicht aufkommen ließ, welchen man Geſundheit nennt. Ueber dieſe kleine Schaar herrſchte Frau von La Caprède unbeſchränkt. Sie war ihr Evangelium auf Erden. Wer unter ihnen hätte anders zu denken gewagt als die gute Mutter?

„Der unglückſelige Pfarrer!“ Anders hieß Julio in dem Munde der Frömmlerin nicht. Und was ſchloſſen jene Mädchen aus dieſen Worten, die nichts Beſtimmtes bezeichneten und alles ahnen ließen? Offenbar mußte er ein ſehr ſchlechter Geiſtlicher ſein, da die Mutter ſo von ihm ſprach. Und wenn ihre Großväter, ihre Väter und Brüder mit Liebe von demſelben Manne ſprachen, dachten ſie bei ſich: die gute Mutter verſteht das beſſer.

Außer dieſen jungen Mädchen hatte die Mutter Vertraute.

Ein Brief, der am Tage nach der Rückkehr Julios aus T. ankam, theilte der Alten die wichtigen Ereigniſſe mit, den Prozeß des Pfarrers gegen die Jeſuiten, den Unwillen des Erzbiſchofes, ſeine Bemühungen das große Aergerniß zu vermeiden und die Androhung des

Interdicts, zu dem der gute Erzbiſchof ſich nur höchſt ungern entſchließe, wenn der Widerſpenſtige nicht nachgebe.

Der Brief verſetzte ſie in die höchſte Freude.

„Ach, der unglückſelige Pfarrer greift die Jeſuiten an!“ ſagte ſie zu Liſette Cabarous und ihren andern Freundinnen. „Er wird nun ſehen, wie es ihm ergeht.“

Die Jeſuiten anzugreifen hieß bei den Mädchen ſoviel als gegen Gott ſelbſt ſich verſündigen.

„Die Jeſuiten!“ wiederholte die Verzückte.

„Die Jeſuiten!“ riefen die andern nach.

„Die guten Väter ſind wahre Heilige, aber wehe dem, welcher ſie antaſtet. Die franzöſiſche Revolution brach aus, der Kopf Ludwigs XVI. fiel auf dem Schaffot, Kinder, weil man die Jeſuiten vertrieben hatte. Karl X. fiel, weil er ſie nicht mehr ſchützte.“

„Sind denn die Jeſuiten ſo nothwendig, gute Mutter?“

„Nothwendig? Die Vorkämpfer der katholiſchen Kirche ſind ſie. Ohne die Jeſuiten gäbe es keine Religion mehr. Sie erhalten unſeren heiligen Vater, Papſt Pius IX., in Rom. Sie haben die unbefleckte Empfängniß der heil. Jungfrau bewirkt.“

„Ach, gute Mutter,“ fiel Liſette ein, „machen Sie doch, daß ſie auch die unbefleckte Empfängniß des heil. Joſeph bewirken.“

„Gewiß, liebes Kind; wenn die Zeit kommt, wird Gott es den Jeſuiten eingeben, und dann kommt Ihre glorreiche Zeit und Ihre Offenbarung wird in der ganzen Welt verbreitet werden. Beten Sie nur immer, Kind und vergeſſen Sie nie, daß das was geſchieht, durch einen Jeſuiten gethan wird.“

„Aber der gute Pater Basil!“ fiel Eines der Mädchen ein.

„Ach, der ist der Vorläufer dessen, welcher die große Angelegenheit des heil. Joseph in die Hand nehmen wird. Es kann in der Kirche nichts Gutes geschehen als durch die Jesuiten.“

„Ich liebe sie auch,“ meinte Eine, „aber nicht den unglückseligen Pfarrer.“

„Man darf nicht sagen, man liebe ihn nicht,“ bemerkte die Mutter Judas mit beißender Ironie, „aber man darf Gott bitten, von ihm erlöset zu werden.“

„Er spricht mit mir im Beichtstuhle nie von der heiligen Jungfrau.“

„Ich wollte ihn fragen,“ sagte eine Andere, „ob ich in das Kloster gehen sollte; er hörte mich nicht einmal ordentlich an und sagte: „davon wollen wir reden, wenn Sie zwanzig Jahre alt sind.“

„Ja, was hat er denn aus seiner Schwester gemacht? Eine Musikantin, eine Sängerin!“

„Mir spricht er immer von Pflicht.“

„Mir hat er auch gesagt, ich könne nur selig werden, wenn ich meine Pflicht thue; wenn man alle Morgen zum Abendmahle gehe, zwei Mal in der Woche beichte und seine Pflicht nicht erfülle, komme man doch nicht in den Himmel.“

„So hat er mir genau auch gesagt; man geht gar nicht getröstet aus dem Beichtstuhle von ihm. Der Pater Basil war ganz anders. Seine freundlichen Worte, die er mir im Beichtstuhle sagte, habe ich noch nicht vergessen. „Mein geliebtes Kind! Meine theure Toch-

ter! Mein Engel!“ Wie ſchön das klingt. Der da ſagt kurzweg: meine Tochter.“

„Seine Tage ſind gezählt, meine Kinder. Ich ſage Euch, der Erzbiſchof wird uns bald genug von ihm befreien. Aber betet auch zu der heiligen Jungfrau und zu dem heiligen Joſeph, daß man uns einen recht frommen Geiſtlichen ſende, der gütig gegen jede getreue Magd Gottes iſt.“

Als Julio von ſeiner Reiſe nach T. zurückkam und man die Benachtheiligung erfuhr, deren Opfer er und ſeine Schweſter geweſen, wurde die Theilnahme für ihn noch größer. Bei Vermächtniſſen an Klöſter macht ſich immer ein Gefühl der Gerechtigkeit geltend. Das Volk wird unwillig, wenn vermögensloſe Erben dawaren, welche ihrer Hoffnungen beraubt werden. Es kommt gewiß eine Zeit, in welcher der Volkszorn den Jeſuiten und andern Orden das Gute nicht anrechnet, das ſie mit ererbtem Gelde gethan haben.

Acht Tage waren ſeit Julios Rückkehr vergangen. Louiſe fürchtete jeden Poſttag, ein Schreiben des Erzbiſchofs könne eine für ihren Bruder verderbliche Entſcheidung bringen.

Es kam in der That in Aventin ein Schreiben mit dem biſchöflichen Siegel an. Louiſe übergab es zitternd dem Bruder.

„Da iſt das Todesurtheil.“

„Nein,“ antwortete Julio. „Siehe doch den Poſtſtempel. Der Brief kommt von . . . Es iſt auch kein erzbiſchöfliches Siegel.“

„Gott ſei Dank!“ betete Louiſe.

Der Brief an Julio lautete:

„Sie ſind ſehr nachläſſig, lieber Abbé. Ihre Briefe werden immer ſeltener und ich leſe ſie doch ſo gern. Sie wiſſen ja, daß wir Brüder ſind; es iſt ſo angenehm mit geiſtreichen Geiſtlichen ſich auszuſprechen, daß ich mich Ihrer Bekanntſchaft immer gefreut habe.

„Ich gedenke einen Theil der Badezeit in Luchon zuzubringen. Mir gefällt es eben nur in Paris und in den Pyrenäen, in Paris, dem Mittelpunkte der geiſtigen Bewegung unſerer Zeit, und in den Pyrenäen, dem unermeßlichen Garten mit ewigem Grün.

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich Sie ſehen werde.

„Sie wirken Wunderdinge in Aventin, wie ich höre. Eine unſerer vornehmen Damen, die eben ſo geiſtreich als tugendhaft iſt, eine Seltenheit in meiner Biſchofsſtadt, iſt von Luchon ganz verwundert über das zurückgekommen, was man ihr von Aventin erzählt. Sie ſollen das goldene Zeitalter in dem Gebirge wieder herſtellen und die Leute aus Ihrer Gemeinde Chriſten aus den erſten Jahrhunderten ſein.

„Wie haben Sie das bewirkt? Lehren Sie mich das und recht ausführlich. Ihre Briefe finde ich viel zu kurz.

„Unſere Pfarrer haben wenig Glück. Wenn Einer zwanzig Jahre im Amte iſt, kann er mit gutem Gewiſſen kaum behaupten, daß in ſeiner Gemeinde noch ſo viel Religion ſei, wie bei ſeiner Ankunft. An Frömmigkeit fehlt es ihnen nicht. Ich finde das troſtlos und da Gott Ihnen die Gnade erweiſt, daß Sie

es beſſer machen können, ſo theilen Sie mir Ihre Methode mit.

„Ein Wunder ſcheinen Sie auch in Aventin zu haben und ich gratulire. Aber nehmen Sie ſich in Acht. Salette und Lourdes werden es übel vermerken.

„Daß ein Wunder in Ihrer Gemeinde geſchehen iſt, glaube ich, daß nämlich der Geiſt des Evangeliums in einem Volke Eingang findet, das in ſeinen Laſtern und Cultusgewohnheiten eingeſchlafen war.

„Zerreißen Sie dieſen in flüchtiger Nachläſſigkeit geſchriebenem Brief, der einem Biſchofe nicht zur Ehre gereicht. Sprechen Sie auch nicht von unſerm Briefwechſel. Ich möchte in Frieden mit den Herrn Jeſuiten ſterben.

„Leben Sie wohl, mein lieber Abbé.

„Ganz der Ihrige,

„Biſchof von . . .“

Julio antwortete.

„St. Aventin, Aug. 1860.

„Sie ſind ſehr gütig, daß Sie noch an den Verbannten in St. Aventin denken und wie die Sachen ſtehen, werde ich nicht lange mehr Ruhe in meiner Verbannung haben. Vielleicht iſt Ihnen eine gewiſſe Angelegenheit noch unbekannt. Wir, meine Schweſter und ich, haben einen Prozeß, mit wem? Mit den Jeſuiten. Sie nahmen ſich die Freiheit, ſich das ganze Vermögen meiner Tante, unter einem andern Namen, ſchenken zu laſſen. Ich nehme mir nun die Freiheit, vor dem Gerichte gegen die Erbſchleicherei zu klagen. Der Erzbiſchof von T., welcher einen eigenthümlichen Begriff davon hat, wie er ſeine Geiſtlichen zu ſchützen

habe, verlangte, ich ſolle den Proceß einſtellen. Er forderte das bei dem ihm ſchuldigen Gehorſam.

„Sie ſehen ein, was ich darauf antworten mußte. Denken Sie: die Jeſuiten angreifen! Welches Verbrechen! Was werden ſie alles thun, um mich zu verderben!

„Aber laſſen wir dieſes traurige Capitel. Ich freue mich Ihrer Ankunft. Wir wollen dann viel von meiner „Methode" und von der kritiſchen Lage ſprechen, in welche die Geiſtlichkeit durch einige Fanatiker gebracht worden iſt.

„Genehmigen Sie die Verſicherung der höchſten Verehrung deſſen, den Sie ſo freundlich Bruder nennen.

„Julio."

„N. S. Den ganzen Mai-Monat hatte ich einen dicken Mönch hier, den mir der Erzbiſchof ſchickte, damit er bei mir predige und meine Leute erbaue. Er hat viel Wäſche verſchwitzt und meinen Wein ausgetrunken. Auch ſonſt that er viel Schaden. Ich erzähle Ihnen die Geſchichte ſpäter. Er iſt es, welcher die Offenbarung der Liſette Cabarous in der Welt umher trägt, damit ſein Name dabei genannt werde. Die Mönche! Aber ihre Zeit wird auch kommen."

10.

Ein neuer Vergès.

Es war einer der heißesten Tage des Sommers 1860, Sonnabend, den 29. Aug. früh. Alles kündigte im Gebirge einen der bei den Touriſten ſo beliebten Tage an, an welchem man die längſten Ausflüge machen und auf die höchſten Spitzen ſteigen kann. Ein friſcher, faſt ſcharfer Wind entführte die letzten weißen Nebel von der Seite der Vorberge, welche wie Pfeiler die rieſige Mauer des Mittelkammes ſtützen. Die Gletſcher glitzerten in den erſten Strahlen der Sonne und die tiefen Thäler lagen noch in dem tiefen friſchen Schatten, welcher die Dörfer ſchützt, bis die Sonne eine lange Linie an dem blauen ſchönen Himmel des Südens gezogen hat.

Die Pyrenäenmaſſen hatten den letzten geſchmolzenen Schnee in ſich aufgenommen und von ihren breiten Abhängen rannen, wie aus einem gedrückten Schwamme, Tauſende von Bächen, bald klein und ſtill, bald murmelnd, bald wild toſend und ſo raſch, daß das Auge ihrer Bewegung und ihrem Falle nicht folgen konnte, der ſie zu Schaum zerſpritzte.

Von einem der Gipfel, die nach der Ebene ſich vorbeugen, hätte man in dem weiten Becken, welches die Garonne durchfließt, eine ſchon warm gefärbte Atmoſphäre ſehen können.

Ein Reiſender, mit einem ganz kleinen Packet unter dem Arme, wartete auf der Straße von Luchon nach T. auf den Poſtwagen, der um fünf Uhr früh hatte ab-

gehen ſollen. Er ſah oft ungeduldig nach ſeiner Uhr, ging bald nach T. zu und bald kehrte er um, offenbar nur um ſich die Zeit zu vertreiben. Es war ein Pfarrer aus dem Gebirge in ſeiner vollſtändigen ſehr netten Tracht, Soutane, Käppchen, Gürtel und breitkrämpigem Hut. Der Mann des 19. Jahrhunderts ſah aber durch, denn er hatte das, was die vollkommenen Prieſter das revolutionäre Kleidungsſtück nennen, d. h. lange Beinkleider, die jene claſſiſchen kurzen Hoſen des alten Regimes erſetzen, das verehrungswürdige Zeichen, daß man von dem modernen Geiſte nicht angeſteckt iſt. Die dicken Schuhe verriethen den Mann vom Gebirge.

Endlich kam der ſchwere Poſtwagen mit ſeinen dürren und hochbeinigen Mähren.

„Iſt Platz?“

„Auch nicht einer, Herr Pfarrer.“

„Das iſt nicht möglich. Ich ſetze mich irgend wohin, auf den Bock, bei das Gepäck. Ich habe Geſchäfte in T.“

„Und wenn die Poſtverwaltung mich ſtraft?“

„So bezahlt man.“

Der kräftige Mann ſtieg auf. Junge Leute rückten zuſammen und machten Platz.

„Ein Herkules, ſehen Sie nur!“ ſagten Handelsreiſende im Innern des Wagens. „Ein ſchöner Menſchenſchlag in den Pyrenäen! Haben Sie das lebhafte Auge, die gebogene Naſe, die Feuerlippen bemerkt?“

„Ja wohl! Der da könnte eher ein Gendarme als ein Pfarrer ſein.“

„Schöne Männer ſind ziemlich ſelten. Wenn ich die Regierung wäre, ließe ich die Seminarien durch einen

Capitain muſtern und alle Figuren wie der da zu Soldaten machen.“

„Wo bliebe da die Freiheit?“

„Prieſter und Nonnen mögen Schwächliche und dergleichen werden, meintwegen. Es ließen ſich ſo keine geſunden Kinder von ihnen erwarten. Die Kräftigen müßten mir den Torniſter tragen. Später geben ſie dem Staate tüchtigen Nachwuchs.“

Der Pfarrer las unterdeß in ſeinem Brevier.

Als der Poſtwagen in die Nähe der Vorſtadt jenſeits der Garonne-Brücke kam, mußte unſer Pfarrer ausſteigen und zu Fuß weiter gehen. Es war elf Uhr und der Mann vom Gebirge, der vor der Sonne aufgeſtanden war, hatte Hunger. Er trat in eine Reſtauration am Capitolplatze, ließ ſich ein Frühſtück nebſt einer Flaſche Wein geben, ruhete aus, bezahlte und ging weiter. Er gelangte in die Mitte der Stadt.

Im Erdgeſchoſſe des dritten Hauſes links befand ſich das bekannte Gewehrlager von Audran. Der Pfarrer trat da ein und ſagte zu dem Commis:

„Ich möchte einen guten Revolver haben.“

Audran, der im Comptoir war, kam ſelbſt herbei und fragte:

„Wünſchen Sie eine theurer Waffe, Herr Pfarrer?“

„Ach nein, eine große Summe will ich nicht anlegen, aber etwas Dauerhaftes wünſche ich. Ich bin Pfarrer im Gebirge, man iſt bisweilen ſpät noch auf dem Wege.“

„Ich verſtehe.“

Der Waffenhändler nahm aus einem Glasſchranke einen vierläufigen ſchönen Revolver und ſagte:

„Das iſt etwas für Sie und ich bürge für die Waffe. Mein Name ſteht daran.“

„Der Preis?“

„Sie werden ihn etwas hoch finden: 90 Frcs., ohne Handel.“

„Ohne Handel?“ wiederholte der Pfarrer, der die Waffe nahm, ſie von allen Seiten beſah und den Hahn ſpielen ließ. „Damit kann man ſich ſchon einen Mann vom Halſe halten.“

„Mehrere, Herr Pfarrer, namentlich bei Ihrer Statur.“

Der Pfarrer zog ſeinen ledernen Geldbeutel und zählte die 90 Frcs. hin.

„Ihr Name? Wir ſchreiben die Namen derer auf, welche Waffen bei uns kaufen.“

„Sehr wohl. Die Vorſicht iſt gut. Schreiben Sie: Johann Loubère, Pfarrer in . . .“

Er wollte nun gehen, kehrte aber um und ſagte:

„Es wird doch beſſer ſein. Laden Sie mir die Waffe. Die Kugeln werden Sie zugeben.“

„Darauf ſoll es mir nicht ankommen. Auch Zündhütchen aufſetzen?“

„Allerdings.“

Der Mann übergab nun den geladenen Revolver. Der Pfarrer ſteckte denſelben in die Taſche ſeiner Beinkleider und ging.

„Nun wollen wir unſern Herrn Le Cricq aufſuchen,“ dachte Loubère bei ſich.

Es ſchlug Eins an der großen Uhr der St. Stephanskirche. In den Straßen war es ſtill. Je weiter unſer Pfarrer mit dem Revolver in das ariſtokratiſche

Viertel hineinkam, um ſo weniger Menſchen begegnete er. Endlich klingelte er an einem großen Portal, die Thür öffnete ſich und er trat an die Wohnung des Portier.

„Guten Tag, Florentin.“

„Ach, Sie ſind es, Herr Loubère?“

„Ich bin es. Wie geht es Dir?“

„Ganz gut, Herr Loubère.“

Der Pfarrer von ... kannte Florentin ſehr genau, weil derſelbe der Sohn des Portiers des großen Seminars war und Loubère ihn ſchon als kleinen Jungen geſehen hatte, weshalb er ihn auch noch Du nannte.

„Sind Alle im Palaſt?“

„Die Herren ſind ausgegangen; nur der Erzbiſchof befindet ſich in ſeinem Arbeitszimmer.“

„Sehr gut. Mit ihm habe ich eben zu reden.“

„Soll ich Sie anmelden?“

„Nicht nöthig, mein Junge. Ein Dorfpfarrer wie ich macht ſich wenig aus der Etikette. Ich kenne die Treppe.“

„So gehen Sie, Herr Loubère.“

„Ich habe ziemlich lange mit dem Herrn zu reden. Wenn zufällig Jemand kommt, ſo ſage nur, der Herr ſei nicht zu ſprechen. Du weißt, wir ſind gute Freunde.“

„Ach, Herr Pfarrer, um dieſe Zeit kommt Niemand; es iſt zu heiß. Jetzt hält in T. Jedermann Sieſta. Dann iſt's ja auch Sonnabend und an dem kommen niemals Geiſtliche. Wie haben Sie es denn angefangen, daß Sie da ſein können?“

„Ich fahre Abends mit der Poſt zurück.“

„Herr Loubère, Sie ſind ſehr roth im Geſicht.“

„Das macht die Hitze, vielleicht auch eine Flaſche Wein.“

„Sie ſind doch noch immer wie ſonſt.“

„Gott ſei Dank! Ich gehe hinauf. Auf Wiederſehen!“

Der Geiſtliche ging im Hofe hin, durch eine große Vorhalle und ſtieg langſam die Treppe hinauf. Im erſten Stock ſtand er vor einem Vorzimmer, deſſen Thür nur angelehnt war. Er trat hinein, machte die Thür zu und drehete innen den Schlüſſel zweimal herum. Von da gelangte er in einen Salon, durch den er ebenfalls ging und deſſen Thür er ſodann ebenfalls von innen verſchloß. Nun folgte das Schlafzimmer des Erzbiſchofs, in welchem Julio den Cardinal von Flamarens hatte ſterben ſehen, und auch die Thür zu dieſem ſchloß Loubère zu.

Obgleich ihm das Herz gewaltig ſchlug, klopfte er doch leiſe an die Thür des Arbeitszimmers des Erzbiſchofs.

„Herein!“ rief eine Stimme.

Der Pfarrer trat ein.

Der Erzbiſchof ſaß in einem großen Seſſel vor dem Arbeitstiſche, auf welchem Bücher, Zeitungen, Briefe und Papiere lagen. Da ſein Geſicht der Thür zugewendet war, ſah er den Pfarrer von ... ſogleich und erkannte ihn auch.

„Ew. Gnaden, ich habe die Ehre . .“

„Was giebt's? Was wollen Sie?“ fragte der Erzbiſchof kalt und ſtolz.

„Ich kam . .“

„Ich habe Ihnen nichts zu ſagen. Kehren Sie in

Ihre Gemeinde zurück und erwarten Sie dort meine Befehle.“

„Aber, Ew. Gnaden . .“ fuhr Loubère in dem früheren Tone fort.

„Es giebt hier kein „aber“, ſage ich. Gehen Sie! Guten Tag!“

Der Erzbiſchof ſaß während dieſer Scene und der Pfarrer ſtand in einiger Entfernung von ihm.

„Iſt das Ihr Ernſt, Ew. Gnaden?“

„Vollſtändig. Gehen Sie oder . .“

Der Prälat ſtand auf und wollte nach dem Kamine zugehen, um die Klingel zu ziehen.

Der Pfarrer aus den Pyrenäen ſah dieſe Bewegung, ſprang vorſichtig wie der Jäger, dem das Wild erſcheint, ehe es erwartet wird, nach dem Kamin hin und ſchnitt mit einem großen Meſſer, das er raſch zog, die Klingelſchnur ab.

„Herr, Sie thun mir in meinem Hauſe Gewalt an! Sie ſind ſuspendirt.“

„Schlagen Sie dieſen Ton an, Herr Erzbiſchof? So gehen Sie mit Ihren Geiſtlichen um? Unter ſolcher Behandlung ſtehen Ihre „geliebten Mitarbeiter?“ Nun werden Sie aber mich hören.“

Er nahm die Soutane auf, zog aus der Taſche der weiten Beinkleider den blinkenden Revolver, ſpannte den Hahn, zeigte ihn dem Erzbiſchof und ſagte:

„Da die ultima ratio.. Sie können wieder Platz nehmen.“

Er ſelbſt ſetzte ſich auf einen Stuhl dem Prälaten gegenüber und fuhr fort:

„Jeder Widerſtand gegen mich würde nutzlos ſein.

Drei von Innen verſchloſſene Thüren trennen uns von Jedem, der Ihnen zu Hilfe kommen wollte. Florentin iſt benachrichtigt, daß ich lange mit Ihnen zu reden habe und hat mir verſprochen, Niemand heraufgehen zu laſſen. Auch ſagte er mir, daß Alle ausgegangen. Die Domeſtiken ſind in der Küche oder halten Mittagsruhe. Sie ſind in meinen Händen, verſtehen Sie? in meinen Händen."

Das Auge des Mannes vom Gebirge blitzte unheimlich.

Der Erzbiſchof glaubte, daß er einen Wahnſinnigen vor ſich habe. Seine Lage war jedenfalls eine gefährliche und er ſuchte vor allen Dingen den Mann zu beruhigen.

„Nun, Freund, ſo wollen wir denn mit einander reden; ich bin bereit. Sie haben Recht gethan, daß Sie die Thüren draußen ſchloſſen, ſo werden wir nicht geſtört. Aber ſtecken Sie die Waffe ein, die für uns Beide nicht paßt. Wie leicht könnte ein Unfall.. bei Ihrer Aufregung .. Sie würden ſich nie wieder zufrieden geben."

„So? Bin ich nun Ihr Freund? Sie wollen mit mir reden? Ei! Se. Gnaden, der Herr Erzbiſchof von T., der Nachfolger Sr. Eminenz des Cardinals von Flamarens, will ſich zu einer Unterredung mit einem armſeligen Pfarrer vom Gebirge herablaſſen! Welch wunderbare Veränderung!"

„Wir ſind nun einig, lieber Freund... Nun, wie ſteht es in Ihrer Gemeinde? Sie haben ſie heute früh verlaſſen?.."

„Genug der Späße! Ich habe den großen Entſchluß

nicht gefaßt, nur ſolcherlei Reden zu führen oder anzuhören. Ich merke an Ihrem Tone, daß Sie ſich fürchten und Sie thun wohl daran. Sie meinen wohl auch, daß ich Sie im Fieber überfallen könnte? Darüber können Sie ſich beruhigen; ich bin Vergès nicht, der Narr, welcher den unglücklichen Sibour ſtrafen wollte, weil er gegen ſein Gewiſſen das Dogma von der unbefleckten Empfängniß bekannt gemacht. Ich habe meinen ganzen Verſtand bei mir, wie Sie, nur daß Sie wegen Ihrer eigenthümlichen Lage befangen ſind. Mein Entſchluß aber ſteht feſt. Sobald Sie Miene machen, um Hilfe zu rufen — ſehen Sie das Ding da?"

Er hielt ihm den Revolver vor und fuhr fort:

„Zwei Kugeln für Sie, zwei für mich und Alles iſt vorbei."

„Vielleicht iſt er doch nicht wahnſinnig," dachte der Erzbiſchof bei ſich; „dann um ſo ſchlimmer."

„Jetzt hören Sie mich an," begann Loubère. „Seit Sie Erzbiſchof ſind, und das iſt noch nicht lange her, haben Sie mich bereits in die dritte Gemeinde geſchickt. Ich habe in dem Sprengel hin und her wandern müſſen, nach Süden und nach Norden. In der Gemeinde ... mißfiel ich der Gräfin von B., weil ich die Jeſuiten nicht genug liebte. Sie entzogen mir meine Pfarre und ſetzten mich herab, indem Sie mich als Vicar nach St. Bertrand ſchickten. Da denuncirten mich die Brüder der chriſtlichen Schule, daß ich nicht an die unbefleckte Empfängniß glaube. Sie ſperrten mich vierzehn Tag in dem großen Seminare ein und verwieſen mich in das Gebirge. Ich ſtand da gut mit den Hirten des Lilienthales. Sie vertrieben mich aber, weil ich nicht Eifer

genug in meiner Kirche zeige, Alles in Unordnung da ſei, was weiß ich? Jetzt drohen Sie mir, mich nach L. zu ſchicken, weil man Ihnen erzählt hat, ich beſuche zu häufig die Familie meines Maire im Lilienthale. Sie ſollen nun Alles wiſſen. Ich bezahlte meine kleinen Schulden und kaufte dieſen Revolver für 90 Frcs. So bleiben mir noch 10 Frcs., die dem gehören ſollen, der mein Grab gräbt. Ich bin mit dem feſten Vorſatze hierher gekommen, die Geiſtlichkeit von einem Tyrannen, von Ihnen, zu befreien und mir dann ſelbſt das Leben zu nehmen. Nun, Erzbiſchof, ſind Sie zu ſterben bereit? Ich bin es."

Dieſe Worte, die der ſchreckliche Menſch, welcher unglaublich ruhig und kalt geworden war, langſam ſprach und an einen Fürſten der Kirche richtete, als ſei derſelbe ein Untergebener, erfüllten den Erzbiſchof mit Entſetzen.

„Du zitterſt?" fuhr Loubère fort. „Du biſt alſo nicht bereit? Dann . . nieder auf die Knie!"

Der Erzbiſchof rührte ſich nicht, murmelte aber: „in Deine Hände, mein Gott . . ."

„Auf die Knie, ſage ich! Nicht vor mir, ſondern vor Gott!"

Der Erzbiſchof ergab ſich in ſein Schickſal, wendete das Geſicht nach einem Crucifix von Elfenbein auf ſchwarzem Sammt und kniete nieder.

„Gott verzeihe Ihnen, Bruder!" betete er.

„Höre mich weiter . . Du biſt gegen mich nicht Biſchof, nicht einmal Menſch geweſen. Du haſt mich wie Schmutz mit Füßen getreten und Dich an deinem Opfer geweidet wie das wilde Thier an ſeiner Beute. Ich werde Dir beweiſen, daß ich beſſer bin als Du. Ich

werde Dich nicht tödten. Ich ſchließe Dich hier in Deinem Cabinet ein und jage mir draußen in Deinem Salon eine Kugel durch den Kopf. Auf den Lärm wird man herbeikommen und mein Gehirn auf dem Boden und auf Deinen Möbels umhergeſpritzt finden. Die Waffe, die ich in der Hand habe, wird unfehlbar für den Selbſtmord zeugen. Auch würde Dich überhaupt kein Verdacht treffen, denn ſo pflegen die Biſchöfe nicht umzubringen. Sie nehmen ſich mehr Zeit dazu. Aber eine Bedingung ſtelle ich . . Unter den zahlreichen Opfern Ihrer Verwaltung, Herr Erzbiſchof, befindet ſich ein Mann, der alle Verehrung verdient. Er iſt kein Verzweifelter wie ich. Er wird nie ein bitteres Wort über ſeinen Biſchof ſprechen. Ich weiß, welche ſchändliche Rolle Sie ihm gegenüber geſpielt haben. Ein gemeinſchaftlicher Freund hat es mir mitgetheilt. Sie waren ſo ſchamlos, Ihre Stellung als Erzbiſchof zu mißbrauchen, um ihn zu nöthigen, der Habſucht der Kinder Loyolas eine reiche Erbſchaft zu überlaſſen. Ich weiß, daß er muthig bei ſeinem Rechte geblieben iſt. Aber Ihre Drohungen ſchweben noch über ihm. Ich ſah ihn vor wenigen Tagen. Er ſpricht noch immer Ihren Namen mit Achtung aus. Ich ſagte ihm, daß ich Alles wiſſe, konnte aber keine Klage gegen Sie entlocken. Da bewunderte ich ihn und nahm mir vor, ſein Rächer zu werden. Wenn Sie mir nun vor Gott und dieſem Gekreuzigten da ſchwören (er zeigte auf das Crucifix), jenen würdigen Prieſter und vortrefflichen Menſchen in Frieden zu laſſen und ſein ſchönes Prieſterleben nicht weiter zu beunruhigen, ſo will ich Ihnen die Ehre anthun, Sie für fähig zu halten einem Schwure treu zu bleiben und

ſchenke Ihnen das Leben. Sie verdanken es der Tugend Julios von La Clavière, den Sie verfolgt haben. Schwören Sie vor dieſem Crucifixe?“

„Ich ſchwöre es,“ antwortete der Erzbiſchof zitternd, „und werde des Schwures immer eingedenk ſein.“

„So ſtehen Sie auf, ich glaube Ihren Worten. Nehme ich doch die Ueberzeugung mit, mein Leben mit einer guten That beſchloſſen zu haben.“

Er ging raſch nach der Thür zu und ſagte dabei:

„Leben Sie wohl, Erzbiſchof und beten Sie für den, welcher Ihr Opfer iſt. Vielleicht fließt mein Blut nicht ganz vergebens; vielleicht werden Sie milder gegen die armen Geiſtlichen.“

Die Ueberzeugung, daß der Unglückliche ihm nicht mehr nach dem Leben trachte, hatte das Blut in dem Herzen des Erzbiſchofs, der mehr todt als lebendig geweſen war, wieder in Bewegung gebracht. Er war im Grunde kein ſchlechter Menſch und fühlte ſich ergriffen von dem rauhen Edelmuthe jenes Mannes, welcher das Leben des von ihm gehaßten Prälaten unter der Bedingung ſchonte, gütig und ſanft gegen die Prieſter zu ſein.

Blitzſchnell kam ihm der Entſchluß, womöglich Loubère zu retten. Da er für ſein Alter noch rüſtig war, ging er dem Geiſtlichen raſch nach und kam ſo dicht an ihn, daß er ihn hindern konnte, die Thür hinter ſich zu ſchließen.

„Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich!“ rief der Unglückliche im Tone höchſter Wuth und ſuchte das Rohr des Revolvers ſich auf die Stirn zu drücken.

Es gelang ihm auch und der Schuß knallte. Der Erzbiſchof ſah verzweiflungsvoll den Unglücklichen blutend zuſammenbrechen.

11.

Nützliche Vorbereitungen bei einem Prozeſſe.

Ein Lakai in großer Livrée erſchien im Hauſe der Jeſuiten und fragte nach dem Pater Bonifaz Er überbrachte nachſtehenden Brief:

„Hochwürdiger Pater,

im Intereſſe eines Unternehmens, das mich intereſſirt, muß ich den Namen des Advokaten kennen, welcher Ihre fromme Geſellſchaft vertheidigt. Schicken Sie ihn mir gefälligſt durch den Ueberbringer.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrer frommen Einſamkeit ſtöre. Beten Sie für eine arme Seele, die noch immer recht lau iſt und ſo geringe Fortſchritte in ihrer Vervollkommnung macht.

„Empfangen Sie zugleich die Verſicherung meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit.

„Gräfin von . . . .“

Der Lakai brachte, nebſt tauſend Empfehlungen von den frommen Vätern, folgenden Namen, der auf ein Stück Papier geſchrieben war:

Herr Delpas, Advokat, Muſeumsſtraße.

Die Gräfin von . . . hatte in ihrem weiblichen Inſtincte erkannt, daß ſie Madelette den Ueberrumpelungen

eines Verhöres während des Prozeſſes nicht ausſetzen dürfe und daß es ſehr nützlich ſein werde, ihr die Rolle genau vorzuzeichnen, die ſie ſpielen ſolle. Schon hatte ſie die Alte zu überreden gewußt, daß ihr Aerger über Tournichon ihr Urtheil verkehrt habe und daß es ihre Pflicht ſei, alles zu widerrufen, was ſie in der Leidenſchaft geſagt. Die vornehme Dame beredete ſich und die Alte, ſie handelten keineswegs gegen das Gebot: du ſollſt nicht falſch Zeugniß ablegen.

So meinte ſie denn auch, es dürfte gut ſein, Madelette mit dem Advokaten der Jeſuiten zuſammen zu bringen, denn ſie vertraute dem Manne, daß er der Alten vollends einſtudiren werde, was ſie zu thun habe.

Sie holte alſo Madelette in ihrem Wagen ab und fuhr mit ihr zu dem Advokaten.

Delpas war der unbekannteſte und mindeſt beredte Advokat in ganz T., aber der ſchlauſte und hatte in der That eine bedeutende Praxis. Als er ſich für die Advokatur beſtimmte, hatte er erkannt, daß er einen mächtigen Schutz bedürfe, um zwiſchen ausgezeichneten Männern durchzukommen, die entweder den Glanz eines ſchon berühmten Namens oder ein außergewöhnliches Talent beſaßen, das immer zu Erfolgen führt. Delpas, der mit der Geſchmeidigkeit des Affen die Schlauheit des Fuchſes verband, warf ſich gleich im Anfange ſeiner Laufbahn, noch vor ſeinem erſten Prozeſſe, in die Arme der Jeſuiten. Zu gleicher Zeit trat er in die Geſellſchaft des heiligen Vincenz von Paula, die in T. ſehr mächtig war und über große Mittel verfügte.

Den Jeſuiten, deren Zögling er war, hatte er unter

allen Umständen unbegrenzte Ergebenheit bewiesen und er war schon sehr jung ein äußerst frommer Mann.

Drei oder vier Jahre nach seinem Eintritte in die Advokatur in T. hatten ihn die Jesuiten eine gute Heirath verschafft.

Der Pater Provinzial war zu der Superiorin des Klosters vom heiligen Herzen gegangen, in welchem alle jungen Mädchen der großen Familien der Umgegend erzogen werden.

„Mutter," hatte er gesagt, „ich brauche eine junge Erbin, die sehr fromm und sehr reich, auch, wo möglich, aus einflußreicher Familie ist. Auf Schönheit machen wir gerade keine Ansprüche. Wir wollen ihr die Perle der jungen Männer in T. geben, den frommen Advokaten Delpas, Einen unserer Schüler, Einen unserer Freunde, einen Mann, auf den Sie und wir rechnen können."

Die Bestellung wurde ausgeführt und Delpas gut bedient. Zehn Monate darauf heirathete er Fräulein Eleonore Bertal, die einzige Tochter eines ehemaligen Gerichtspräsidenten, die zwar ansehnlich häßlich, aber außerordentlich reich war und bald die intriganteste und gefährlichste Frau in ganz T. wurde. In Folge der Gunst und des Schutzes der Jesuiten, in Folge des Einflusses des Präsidenten, der sein in allen Freuden und Genüssen verbrachtes Leben als guter Christ beschließen wollte, sowie in Folge der Rührigkeit der jungen Frau Delpas, sah sich der Advokat bald mit bedeutenden Geschäften überhäuft.

Seine Vertheidigungen waren allerdings schwerfällig, er hatte eine schlechte Aussprache und einen langweiligen Styl, aber er wußte eine Sache geschickt zu verwirren,

chicanirte die Richter und gab ſich für einen Advokaten aus, dem um keinen Preis in der Welt ſein katholiſches Gewiſſen die Führung einer Sache geſtatte, deren Recht und Gerechtigkeit nicht anerkannt war, ſo daß die redlichen Richter vor dieſem großen Comödianten in Verlegenheit kamen und ihn ſchließlich faſt alle Prozeſſe gewinnen ließen. Selten trat er vor den Aſſiſen auf, weil da die Geſchworenen tüchtige Reden hören wollen. Er würde abgefallen ſein und begnügte ſich deshalb mit Civilprozeſſen.

Madelette konnte ſich vor Stolz faſt nicht laſſen als ſie mit der Gräfin im Wagen ſaß. Dieſe ſetzte ſie bei dem Advokaten ab und fuhr dann nach Hauſe. Sie hatte ihre Rolle geſpielt. Der Advokat ſpielte die ſeinige nicht minder gut und Madelette nahm die Ueberzeugung mit, daß ſie ihrem Gewiſſen folge, wenn ſie alles widerrufe was ſie Verdelon geſagt.

Die Jeſuiten, denen ſich der Generalvicar Gaguel verkauft hatte, bedienten ſich ſeiner, um auf den Pfarrer von Clavière einzuwirken. Aber hier hatten ſie nicht den erwarteten Erfolg. — Gaguel ſcheiterte. Der würdige Pfarrer war ſchon zu weit gegangen und hatte laut und öffentlich erklärt, er habe ein Gewiſſen und wenn Madelette ſchwach und vergeßlich werden ſollte, ſei er da und er werde ihre Erzählung faſt wörtlich wiederholen.

Nach dem alten Herkommen, das in der Provinz noch nicht abgeſchafft iſt, kann man zu den Richtern gehen und bittend bei ihnen einkommen. Tournichon, der ja allein vortreten mußte, verſäumte keinen ſolchen Beſuch und die Jeſuiten verſtanden, ohne ſich zu compromittiren, den Einfluß auf ihre Beichttöchter zu benutzen, und ſie

bei den Richtern in der fraglichen Sache wirken zu laſſen.

Alles wurde bei dem wichtigen Prozeſſe ins Werk geſetzt. Auch die Zeitungen, die den Jeſuiten zugänglich waren, thaten das Ihrige, namentlich um Julio, als den Anſtifter des Prozeſſes, in ſo ſchlechtem Lichte als möglich darzuſtellen.

Seit Leotade hatte kein Prozeß die öffentliche Meinung im Süden ſo ſehr beſchäftigt als jener der Erben Clavière gegen Tournichon und die Jeſuiten. Er erhitzte alle Köpfe in dem Lande, wo die guten Väter zahlreiche Anhänger und glühende Gegner haben.

Acht Tage vor dem Termine ſprach man in keiner Geſellſchaft von etwas Anderem. Das Volk, der liberale Bürgerſtand, die Profeſſoren, Advokaten und die Künſtler waren für Julio. Selbſt die Beamten, die doch ſo vorſichtig ſind, verheimlichten ihre Theilnahme für die beiden Waiſen nicht. Der Adel, die Klöſter, die Betſchweſtern, die hohe Geiſtlichkeit, die Ehrgeizigen und die Fanatiker in der niedern Geiſtlichkeit waren für die Jeſuiten.

Julio mochte nicht ſelbſt vor Gericht erſcheinen, noch Louiſen da erſcheinen ſehen. Er kam mit Verdelon überein, nach St. Aventin zurückzukehren.

Verdelon hatte dagegen den Pfarrer von Clavière als weſentlichen Zeugen vorladen laſſen für den Fall, daß Madelette ſich nicht beſtimmt gegen die Jeſuiten erkläre. Uebrigens hatte er Madelette wieder geſehen und ſie ihm verſprochen, die ganze Wahrheit zu ſagen.

12.

Die Prozeßverhandlung.

Die Sache war zur Verhandlung am Montag, dem 6. Septbr. 1860 angeſetzt und es drängte ſich eine außerordentliche Menge in das Gerichtshaus. Die Wichtigkeit der Entſcheidung fühlte Jedermann. Welcher Schlag für die Jeſuiten, wenn das Teſtament für nichtig erklärt wurde! Es handelte ſich in der That weniger um fünf oder ſechsmal hunderttauſend Francs als um eine gerichtliche Brandmarkung der frommen — Erbſchleicher.

Verdelon führte die Sache im Namen Julios und Louiſens. In den Provinzialſtädten kennt jeder den andern und alles wird erzählt; der Klatſch herrſcht endemiſch. Trotz dem Geheimniß, mit welchem Verdelon und Louiſe ihr Liebesverhältniß umgeben hatten, wußte man, daß der Advokat dies Mal für die Geliebte auftrete. Es knüpfte ſich alſo ein romantiſches Intereſſe an den Prozeß. Man erwartete, der Redner werde ſich ſelbſt übertreffen und das Herz, der größte Rednermeiſter, ihm beiſtehen.

Die junge Welt hatte die trefflichen Predigten Julios noch nicht vergeſſen. Sie kam in Maſſe wie überall dahin, wo es ſich um Fragen der Freiheit, Ehre und Liebe handelt, für die ſie ſich ſtets begeiſtert. Sie kam aber dies Mal doch noch mehr aus Haß gegen die Jeſuiten, die kühnen Verſchwörer, welche die moderne Welt überall

da findet, wo es gilt, ſie in ihren Plänen ſocialer Verbeſſerungen aufzuhalten.

Der Sitzungsſaal ſollte ein Kampfplatz werden. Zwei Parteien, wie zwei Welten ſtanden einander gegenüber, — eine glühende, unverſöhnliche, die ſeit Jahrhunderten ihre Aufgabe darin ſuchte, Gott zu rächen, den heterodoxe Meinungen beleidigten, und eine andere, die der Zukunft entgegenſah und den Verehrern der Vergangenheit die unerträgliche Züchtigung ertheilte, mit anſehen zu müſſen, wie vor ihren Augen die moderne Civiliſation jeden Tag mehr und mehr ſich ausbreitet.

Die Repräſentanten der alten Welt vor dieſer Menge von begierigen Zuhörern waren Tournichon, Delpas und Madelette. Hinter ihnen hielt ſich mit gewaltigen Beifallsäußerungen die von den Jeſuiten gemodelte Menge.

Die Welt der Zukunft vertraten der Advokat Verdelon und der Pfarrer von Clavière als Zeuge. Sie forderten Recht und Gerechtigkeit für zwei Waiſen und wollten vor ganz Europa das Erbſchleicherverfahren eines Ordens enthüllen, deſſen Ehrgeiz kein Geſetz mäßigen kann.

Die Rede Verdelons war vernichtend für die Jeſuiten. Er ſchilderte namentlich Tournichon als einen Mann, den ſie als Spürhund zur Aufſuchung von Erbſchaften abgerichtet hätten. Vor zehn Jahren ſei er auf Empfehlung des Pater Briſſard, des Beichtvaters der Frau von Clavière, in das Haus dieſer Dame gebracht worden, die ſehr eingezogen gelebt. Kein früheres Freundſchaftsverhältniß, keine Verwandtſchaft erklärte das bald tägliche Erſcheinen Tournichons. Es mußte ein ſehr ernſtes Intereſſe vorliegen, da Tournichon faſt jeden

Abend ſeine Familie und ſeine Bekannten verließ, um Karten mit einer alten kränklichen Frau zu ſpielen, die wenig ſprach und Herrn Tournichon keine Erholung bieten konnte.

Dann führte der Advokat Madelette vor, eine mehr als ſimple Perſon, die ſehr jung ihre Berge verlaſſen und nie einem andern Hauſe als dem der Frau von Clavière gedient. Die Jeſuiten glaubten zwar durch Tournichon allein das Teſtament erlangen zu können, aber die alte Dame, die freilich ſehr ſchwach war, liebte Julio und Louiſe doch ſehr, deren zweite Mutter ſie geweſen. Sie konnte alſo einmal, namentlich wenn ſie ihr Ende fühlte, das erſte Teſtament widerrufen, auf die Stimme der Natur hören und den Waiſen zurückgeben, was ſie von den Jeſuiten ſich hatte abſchmeicheln laſſen. Und ſo ſei es allerdings gekommen. Der Advokat erzählte ausführlich, was in ſeiner und des Pfarrers von Clavière Gegenwart geſchehen und wie Madelette aus Verdruß, daß man ihr zu wenig gegeben, alle Schritte enthüllt, die man bei ihr gethan, damit ſie die letzten Augenblicke der Sterbenden bewache.

Aus allem Dem ging hervor, daß Pater Briſſard vor zehn Jahren einen Plan angelegt, daß er das Teſtament unter dem Namen Tournichons verlangt, daß Frau von La Clavière nahe daran geweſen, neue Anordnungen über ihr Vermögen zu Gunſten Derer zu treffen, die ſie ihre „armen Kinder“ nannte, daß aber Madelette und Tournichon die unglückliche Frau dahin gebracht, den bereits gerufenen Notar wieder fortzuſchicken.

Verdelon erhob ſich während der Rede zu Höherem. Er zeigte, daß die Jeſuiten in allen Städten des Landes

daſſelbe Syſtem befolgten ſich zu bereichern, indem ſie die Frauen durch die Schrecken der Religion in Furcht verſetzen und ihnen das Geld über das ſie verfügen können, die Schmuckſachen und Diamanten als eitele Nichtigkeiten entziehen, die ſie von ſich thun müßten. Er ſchilderte Candal, der als Triumphator in Frankreich umherreiſe und in den ariſtokratiſchen Salons die werthvollen Schmuckſachen, die reichen Spitzen ꝛc. vorzeige, welche er durch ſeine Beredtſamkeit der Weltluſt entriſſen habe. Er erzählte die im neunzehnten Jahrhundert unglaubliche Thatſache, daß ein Jeſuit ſich in einer Lotterie ausgeſpielt, d. h. ſich verpflichtet habe, der Perſon, die das Gewinnloos beſitze, einige Tage anzugehören. Dieſe Geſchichte hatte ihrer Zeit die Runde durch die Zeitungen gemacht und ſie iſt unbeſtreitbar wahr. Das Loos koſtete hundert Francs und konnte nur an Damen verkauft werden. Verkauft aber wurden ſie in Paris in den ultrareligiöſen Kreiſen. Die Lotterie wurde dann gezogen und das große Loos gewonnen, d. h. der Pater ſtellte ſich wirklich einer vornehmen Dame, die das Glück begünſtigt hatte, zur Verfügung. Verdelon nannte die Städte Lyon, Marſeille, Poitiers u. ſ. w., wo daſſelbe Verfahren, mit Ausnahme der Verloſung eines lebendigen Jeſuiten im Angeſichte Frankreichs und zum großen Verdruße der Weltgeiſtlichen angewendet wurde, die leiſe murren, aber den mächtigen Herrſchern gegenüber ſchweigen müſſen.

Die Rede Verdelons erregte allgemeine Bewunderung und wurde zu verſchiedenen Malen beklatſcht, obgleich der Präſident drohete, den Saal räumen zu laſſen.

Delpas, welcher der Abläugnung Madelettes ſicher war, ſpottete über die geräuſchvolle Rede ſeines Gegners

und nannte das Ganze ein Mährchen, das erfunden worden ſei, um eine unhaltbare Sache zu ſtützen. Er verſuchte nachzuweiſen, daß Frau von Clavière in der That die Abſicht gehabt habe, durch die Hinterlaſſenſchaft einem alten Freunde dankbar zu ſein. Madelette hätte wohl in einem Augenblicke, als ſie ihre Anſprüche zu hoch geſteigert, übele Laune gegen Herrn Tournichon zeigen können, aber dieſer Unwillen habe nicht lange gedauert und ſie würde jedenfalls freiwillig hier erſcheinen, um ihre Aeußerungen bedauerlicher Lebhaftigkeit zurückzunehmen.

Dieſe Erklärung des Vertheidigers der Jeſuiten erſchien wie ein Blitzſchlag und erregte die allgemeine Neugierde in hohem Grade. Da indeß die beiden Reden die ganze Sitzungszeit in Anſpruch genommen hatten, ſo wurde die Abhörung der Zeugen auf den nächſten Tag verſchoben.

Fünftes Buch.

Eine Freiheitsberaubung im 19. Jahrhundert.

1.

Getäuſchte Liebe.

Madelette, die gern die Summe verdienen wollte, welche die Gräfin von B. ihr in ihrer Brieftaſche gezeigt hatte, die ſie aber erſt nach Beendigung des Prozeſſes erhalten ſollte, ſpielte ihre Rolle vortrefflich. Sie läugnete nichts von dem, was ſie im Beiſein des Pfarrers von Clavière geſagt, behauptete aber fortwährend, alle jene Reden habe ihr der Aerger und Zorn eingegeben. Nachdem ſie ſich beruhiget, müſſe ſie die Wahrheit ſagen und die Wahrheit ſei, daß die Jeſuiten nichts mit der Sache zu thun gehabt hätten.

Der Präſident, dem ſolche Abläugnungen nichts Neues waren, richtete an die alte Jungfer Fragen verſchiedener Art und ſelbſt Drohungen, ſie antwortete aber immer:

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, Herr Präſident, was ich weiß; mehr kann ich nicht ſagen.“

Von wirklicher Bedeutung war die Ausſage des Pfarrers; ſie beſtätigte einfach die Erzählung Verdelons und gab eine Menge Hauptumſtände an, die ein immer helleres Licht über die Sache verbreiteten.

Verdelon nahm das Wort noch einmal und zeigte wie verdächtig die Abläugnung Madelettes nach ihrer

erſten Erzählung ſei, welche der Pfarrer ſo genau wiedergegeben habe.

Nachdem die Debatte geſchloſſen war, ſprach der Staatsanwalt. Der Wille der Teſtirenden, ſagte er, ſei vor dem Geſetz das Teſtament; Worte, die einer dienenden Perſon im Aerger entſchlüpft wären, könnten unparteiiſche Richter nicht beirren; die Hauptſache ſei das Teſtament, das nach allen Regeln ausgeſtellt und in einer Zeit übergeben worden, als die Frau ihre volle Geiſteskraft beſeſſen.

Der Gerichtshof zog ſich zur Berathung zurück, erſchien indeß ſehr bald wieder und fällte ein Urtheil, das Herrn Tournichon einfach im Beſitz des Vermögens der Schenkgeberin beſtätigte.

Das Urtel erregte unbeſchreibliche Ueberraſchung.

Verdelon war wie vom Blitz getroffen.

Die Partei der Jeſuiten aber nahm das Urtel mit größter Freude auf. In der Kapelle der Inquiſition wurden Dankmeſſen geleſen, bei denen ſich die ganze Ariſtokratie von T. einfand. Die Frömmſten der Frommen ließen viele Kerzen vor der Madonna verbrennen. In den Sacriſteien, in allen Klöſtern ſah man den Vorgang für eine wunderbare Vermittlung der unbefleckten Jungfrau an. Ueberall in der Stadt feierte man ſie.

Alle Frommen machten dem Pater Provinzial ihren Beſuch oder ſchickten ihm Karten. Der Erzbiſchof kam, in Begleitung des Generalvicars Gaguel, faſt zuerſt, um ſeinen Glückwunſch darzubringen. Alle religiöſen Zeitungen in Paris und in der Provinz meldeten, daß die Verleumder der Jeſuiten zu Boden geſchlagen worden.

Verdelon hatte auf einen Sieg gerechnet und aller-

dings durch ſeine Rede einen gewonnen, aber den Prozeß verloren. Er machte ſich keine Illuſionen über den Einfluß der Jeſuiten in T. und über den Erfolg einer Appellation. Dennoch ſchrieb er Julio den Ausgang des Prozeſſes und forderte ihn auf, Appellation einzulegen, weniger aus Hoffnung bei dem höhern Gerichtshofe zu gewinnen, als um den Handſchuh aufzuheben und vor den mächtigen Gegnern nicht zurückzuweichen.

Julio antwortete, er habe nicht nur die Abſicht, Appellation einzulegen, ſondern auch ſie mit allen Mitteln zu unterſtützen; für ihn ſei es weniger eine Sache des Intereſſes, wie ſchwer ſie auch ſeine Schweſter treffe, als eine Pflicht, bis ans Ende gegen die Verfolger zu kämpfen und ſie der civiliſirten Welt zu enthüllen. Er kündigte alſo ſeinem Freunde eine „Denkſchrift gegen die Jeſuiten" an, welche er ſogleich herauszugeben gedenke. Wenn er keinen Erfolg vor den Richtern habe, wolle er doch einen Sieg vor der öffentlichen Meinung erringen. Das hieß bei ihm den Prozeß gewinnen.

Man erfuhr in T. bald genug, daß Julio appelliren wolle, daß eine ſchreckliche Schrift erſcheinen werde, daß die Verhandlungen noch mehr Aufſehen machen würden als das erſte Mal und daß die berühmte Geſellſchaft noch einmal durch die Worte Verdelons gegeißelt werde ſolle. Es entſtand alſo neue Beſorgniß, mit derſelben neue neuntägige Andachten und eine Intrigue.

Julio ſeinerſeits bot alles auf, um Louiſen den Verluſt des Vermögens und — des Herzens minder ſchrecklich zu machen. Er übertrieb die Wichtigkeit der Appellation und der Wirkung, welche die Vertheilung ſeiner Denkſchrift machen werde. Louiſe ſtellte ſich als glaube

ſie an dieſe ſchönen Hoffnungen, aber ihr Herz war getroffen. Sie ſchloß ſich noch mehr als ſonſt in ihre ärmliche Zelle ein und ſuchte einige Erleichterung ihres Schmerzes in Thränen.

Verdelon hatte, trotz ſeiner Gewandtheit, dem weiblichen Scharfblicke ſich nicht entziehen können. Seine Briefe, die ſeit einiger Zeit ſeltener und minder mittheilend waren, verriethen Louiſen, daß ſeine Liebe erkalte. Der Verluſt des Prozeſſes mußte auch die letzte Flamme derſelben erlöſchen. Louiſe war davon überzeugt und Herzensgeheimniſſe errathen die Frauen leicht und ſicher. Bald kamen von Verdelon nur noch verlegene Briefe. Louiſe antwortete würdevoll, daß ſie Alles errathe. Verdelon verſuchte es nicht ſich zu rechtfertigen. Der Briefwechſel hörte faſt ganz auf und das liebende Herz Louiſens war gebrochen.

Sie verſuchte die Liebe, die ein Undankbarer entweiht hatte, auf den Bruder überzutragen. Sie blieb häufiger bei ihm, anfangs um ſich ſelbſt zu betäuben und nicht allein mit einer zu bittern Erinnerung zu ſein. Wenn Verdelon den Zauber der Liebe beſaß, hatte Julio die ganze reine Zärtlichkeit der Freundſchaft. Eins war nicht das andere, aber nach einer ſchmerzlichen Täuſchung in der Liebe iſt die warme Freundſchaft eines Bruders doch der ſüßeſte Balſam, welcher auf die Wunde des Herzens gelegt werden kann.

Louiſe empfand allmälig die heilſamen Wirkungen dieſes Mittels. Wenn es ſie auch den Mann nicht vergeſſen ließ, dem ſie zuviel von ihrem Herzen gegeben hatte; ſo erkannte ſie doch den hohen Werth des Tauſches, den ſie genoß. Allmälig ſah ſie ein, daß der Gatte, der ihr

Treue zugeſchworen, ihr kein innigeres Glück zu bieten gehabt haben würde als der ſo liebende, ſo aufopfernde Bruder, deſſen einzige Neigung ſie ſei. Louiſe war im Ganzen weder ein Kind, noch ein excentriſches Weſen. Sie ſagte ſich, daß die Wunde mit der Zeit vernarben werde und in der Liebe iſt man von der Zeit an faſt ſchon geheilt, wenn man vorausſieht, daß man geheilt werden könne.

Julio verfolgte mit ängſtlicher Spannung das Herzensdrama zwiſchen ſeiner Schweſter und ſeinem Freunde. Niemals deutete er daſſelbe irgendwie an und dies Schweigen war ſowohl Achtung als Beſcheidenheit. Es kam ihm vor, als werde das arme verwundete Herz ſanfter an dem ſeinigen ruhen.

2.

Kühner Plan der Gräfin von . . .

Die große Kunſt der Jeſuiten beſteht darin, Nutzen aus dem weltlichen Element zu ziehen, das ſie ſich aneignen. Von allen religiöſen Orden ſind ſie — und wir tadeln ſie nicht darum — diejenigen, welche die jungen Beichttöchter am wenigſten zu dem Kloſter hin drängen, beſonders wenn ſie die Vorzüge der Geburt, des Vermögens, der Schönheit und des Geiſtes für ſich haben. Es ſcheint ihnen viel wichtiger zu ſein, ihre Verheirathung zu leiten, ſie zu Gönnerinnen ihrer Geſellſchaft zu machen, in ihnen Mütter einer Generation von jungen Männern zu

bilden, deren Erziehung ihnen anvertraut wird, als ſie in ein Kloſter zu ſchicken. Wenn der Pater Briffard Louiſen zu einer Nonne hatte machen wollen, ſo war es nur geſchehen, um ein Hinderniß bei der Erbſchleicherei zu beſeitigen.

Nicht ſo bei den andern Orden. Ein Carmeliter glaubt ſich ſehr verdient zunächſt um die heilige Thereſe und dann um Gott gemacht zu haben, wenn er ein junges Mädchen, das in der Geſellſchaft zu einem glänzenden Geſchicke berufen geweſen wäre, in das härene Gewand gebracht hat. Der Mönch glaubt etwas Großes gethan zu haben, wenn er ein ſolches Mädchen fanatiſirt und ſie überredet, dadurch, daß ſie den Leib geißele, der an die ſorgſamſte Pflege gewöhnt war, werde ſie ein Buß-opfer für die Sünden der Menſchen und erwerbe ſtatt der Freuden der Geſellſchaft und Familie, die ſie auf immer aufgegeben, die ſeraphiſchen Entzückungen einer Seele, die ſich frei mache von dem Körper. Ein ſolcher Mönch weiß nicht, daß er dadurch einen Geiſt in eine Art Wahnſinn oder vielmehr zu wirklichem Wahnſinn trieb, denn der Myſticismus in ſeinem höchſten Grade iſt nichts Anderes. Wie die Liebe eine grauenhafte Wuth wird, wenn ſie durch die Geſetze der Moral, der Vernunft und der Scham nicht geregelt iſt, ſo wandelt ſich das edle Gefühl, das die ſchöne Seele treibt Gott zu ſuchen und zu lieben, in etwas Abnormes um, das grö-ßere Aehnlichkeit als man glaubt mit der Gluth ſinn-licher Liebe hat. Daher ohne Zweifel jene ſchrecklichen Kämpfe mit dem böſen Geiſte, die in dem Leben der Heiligen, namentlich der heiligen Frauen in ſo glühen-den Farben beſchrieben ſind. Die Natur und die Ver-

nunft, die durch ſolche Unſinnige verletzt werden, rächt ſich an ihnen dadurch, daß ſie ihre Phantaſie mit ungeheuerlichen Träumen füllt und in ihrem durch Bußhandlungen erſchöpften Körper die heißen Triebe der Luſt entzündet, denen ſie entſagt haben. Die frommen Geſchichtsſchreiber dieſer ſchmerzlichen Kämpfe zwiſchen dem Engel und dem Thier im Menſchen ſchieben Alles auf den alten Satan und ſehen nicht ein, daß der alleinige Grund das unvorſichtige Aufheben des Gleichgewichtes zwiſchen dem Körper und dem Geiſte iſt. Nur die Thoren wünſchen ſich Glück, welche unglückliche junge Mädchen, Frauen in der Kraft der Jahre auf die Spitze des myſtiſchen Berges, wie ſie ſich ausdrücken, führen!

Die religiöſe Freiheit iſt die heiligſte von allen, aber die Wahnſinns- und Selbſtmordfreiheit iſt nicht religiöſe Freiheit und die katholiſche Freiheit würde unverletzt bleiben, wenn die Regierung weder Carmeliterinnen, noch Clariſſinnen, noch Trappiſtinnen ꝛc. duldete.

Die Jeſuiten, wie geſagt, treiben am wenigſten zu dem Kloſter; ſie wiſſen die Frauen in anderer Weiſe für ſich zu benutzen.

So war es ein Meiſterſtreich, daß ſie ſich, ohne daß ſie es ſelbſt ahnte, der Gräſin . . bedienten, das Stillſchweigen Madelettes zu erkaufen. Man hatte ſich nicht compromittirt und brauchte nicht in die Caſſe der Geſellſchaft zu greifen; es war auf allen Seiten Gewinn. Nur hatte man vergeſſen, daß es gefährlich ſein dürfte, gerade dieſe Frau gewiſſermaßen ſelbſtſtändig handeln zu laſſen. Man hatte nicht berechnet, daß ſie nach ihrem erſten Erfolge freien Handels ſich nicht leicht wieder unter das Joch ſtrenger Leitung beugen und daß es ſchwer ſein

dürfte ihren übermäßigen Eifer zu zügeln. Den Frauen werden die Jesuiten das perinde ac cadaver nicht begreiflich machen.

Die Gräfin von . . . hatte sich in der That für die Sache der Jesuiten in der Testamentsangelegenheit so passionirt, daß es fast zur Manie bei ihr geworden war. Konnte sie die guten Väter nicht noch ein Mal retten? Es war in der That leicht möglich, daß das Appellationsgericht gegen die Jesuiten entschied. Alle Gegner derselben hofften darauf. Die Denkschrift Julios sollte, hieß es, Thatsachen enthüllen, die, wenn sie bekannt gewesen wären, den ersten Richtern eine ganz andere Ansicht von der Sache gegeben haben würden. Jedenfalls übte die Schrift einen großen moralischen Einfluß aus. Auch Verdelon, hieß es, werde sehr schwere Enthüllungen gegen die Jesuiten bringen. Ihr Ansehen mußte leiden, gleichviel ob sie gewannen oder verloren. Man sprach sogar von Maßregeln, welche folgen könnten. Man wollte, hieß es, bis zur Schließung ihrer Schule gehen.

Alle diese offenbar übertriebenen Gerüchte brachten die Gräfin von . . . in Verzweiflung. Sie war auch nicht ganz ohne persönliche Besorgniß. Wenn Madelette erzählte was zwischen ihnen beiden vorgekommen? Es war dies zwar nicht wahrscheinlich, weil sie die Summe noch nicht erhalten hatte, die ihr versprochen worden war; aber den schändlichen Liberalen ist ja alles zuzutrauen; sie konnten bei Madelette nachforschen und ihr das Reden vielleicht besser bezahlen, als sie das Schweigen hatte bezahlen wollen. Die Gräfin zweifelte nicht daran, daß die Freimaurer die Sache in der Hand hatten. Der

ſchlechte Geiſtliche, der Julio, gehörte gewiß zu ihnen trotzdem, daß alle Freimaurer mit Excommunication bedrohet ſind. Eine Verhinderung der Appellation allein konnte die Jeſuiten vor den Freimaurern und Freigeiſtern retten.

Aber wie war dieſer Zweck zu erreichen?

Eine Frau, die auch nur mittelmäßig geiſtig begabt iſt, kann einen Roman ſehr leicht erſinnen. Die Gräfin von . . dachte eine kurze Zeit nach . . . erdachte einen, nicht um ihn zu ſchreiben, ſondern um ihn wirklich in Scene zu ſetzen . . Sie vertheilte die Perſonen und die Rollen, welche ſie ihnen übertragen wollte. Wenn Alles gelang, mußten die Jeſuiten gerettet ſein.

Zeit war nicht zu verlieren. Der Termin rückte heran, in welchem der Prozeß vor das Appellationsgericht kommen ſollte. Die Jeſuiten hatten durch ihre Spione erfahren, daß der Drucker Julios in wenigen Tagen das Manuſcript der Denkſchrift erwarte. Ein Buchhändler in T. bauete eine Speculation darauf. Die Schrift wurde ſicherlich zu Tauſenden verkauft und verbreitete ſich über ganz Frankreich.

Julio pflegte alle Wochen einmal die Kranken in ſeiner Gemeinde zu beſuchen. Seine Anweſenheit, ſeine freundlichen und tröſtlichen Worte wurden zur Wohlthat für die Leidenden. Der Ton ſeiner Stimme ſchon milderte ihre Schmerzen. Er gab verſtändigen Rath über das Verhalten, man befolgte denſelben und die Krankheit ſchwand wie durch Zauberei. Man war nahe daran, Wunderthaten darin zu ſehen und wenn Julio Anlage gehabt hätte die Rolle eines Wunderthäters zu ſpielen,

würde ihn seine Gemeinde sofort als solchen gefeiert haben.

An einem dieser Donnerstage kam ein zehn- oder zwölfjähriger Junge, der nicht nach Aventin gehörte, in das Pfarrhaus und fragte nach Fräulein Louise von La Clavière. Martha ließ ihn eintreten.

Er übergab Louisen ein Briefchen, das lautete:

„Eine ehemalige Freundin Ihrer Mutter, so wie Ihrer Tante hat Ihnen eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit für Sie selbst, namentlich aber für den Herrn Abbé Julio zu machen. Wenn Sie sich in die Kapelle St. Aventins begeben wollten, würden Sie da Diejenige finden, welche Ihnen dies schreibt und aus besonderen Gründen nicht selbst zu Ihnen kommen kann. Ein Gespräch von einer Stunde vielleicht wird hinreichen, Ihnen Alles mitzutheilen. Kommen Sie sogleich. Die Augenblicke sind kostbar."

Dieser Brief überraschte Louisen sehr und im Anfange war sie geneigt, der Aufforderung, die man an sie richtete, nicht nachzukommen. Dann besah sie das Billet genauer. Es war eine weibliche Handschrift, eine geübte und völlig orthographische. Das Glanzpapier duftete angenehm und alles deutete sonach auf eine aristokratische Lebensweise der Schreiberin. Wahrscheinlich war sie eine Dame aus T., die mit ihr zu sprechen wünschte. Nach einigem Zögern entschloß sich also Louise doch, nach der St. Aventins-Kapelle zu gehen.

Dort sah sie eine sehr einfach gekleidete Dame vor einer Madonna knien. Sie schien andächtig zu beten. Louise, die nicht wußte, ob es die Dame sei, welche sie erwarte, ging einige Schritte in der Kapelle hin, da sah

ſich die Dame um und ſie erkannte die Gräfin von . ., welche ſie bisweilen bei ihrer Tante geſehen hatte.

Da wichen die unklaren Beſorgniſſe von ihr. Sie verneigte ſich vor dem Altare und verließ, nach einem kurzen Gebete, die Kapelle zugleich mit der Gräfin. Dann entfernten ſie ſich von der Straße, die um dieſe Zeit immer ſehr belebt iſt und wendeten ſich nach dem Gebirge zu. An einer Einbiegung der Felſen, die mit dem friſcheſten Grün bekleidet und durch einige Fichten geſchützt war, ſo daß die Sonnenſtrahlen nicht dahin dringen konnten, ſetzte ſich die Gräfin und forderte Louiſen auf, neben ihr Platz zu nehmen. Sie hatte, nach der erſten Begrüßung, völliges Schweigen bewahrt. Jetzt brach ſie daſſelbe und ſagte:

„Ich hatte nur ſelten Gelegenheit, Sie in der Geſellſchaft zu ſehen, Fräulein, aber ich fühlte immer ein lebhaftes Intereſſe für Sie.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar.“

„Dieſes Intereſſe gründete ſich ohne Zweifel auf Ihre Tugenden, beſonders auf Ihre Frömmigkeit. Ich wußte, daß Sie die Stellung, die Sie nach Ihrer Geburt, Ihrer Schönheit und Ihrem wahrſcheinlichen Vermögen hoffen durften, Gott opfern und in das Kloſter zum heiligen Herzen treten wollten. Das war ein guter, ein ſchöner Gedanke, mein Kind. Sie beſitzen Talente und eine nicht gewöhnliche geiſtige Begabung; dieſe der Erziehung junger vornehmer Mädchen widmen zu wollen, war ſchön, heldenmüthig ſogar und ich liebte Sie um dieſes Ihres Muthes willen.“

Louiſe erröthete. Solche Gedanken waren jetzt ſehr

ern von ihr und die Lobeserhebung durch die Gräfin fing an ſie verlegen zu machen.

„Dieſe meine Zuneigung für Sie,“ fuhr jene fort und zwar in dem liebkoſendſten Tone, „dieſe meine Zuneigung, die größer iſt als ſie glauben können, giebt mir vielleicht das Recht, mich in eine für Sie und den Herrn Abbé höchſt wichtige Sache zu miſchen.“

Der geſunde Sinn Louiſens und eine gewiſſe Ahnung veranlaßten ſie, vor den Schmeicheleien der Gräfin auf der Hut zu ſein. Der ſüßliche Ton der Stimme kam ihr nicht recht natürlich vor. Indeß machte ſie ſich dieſes Gefühl faſt zum Vorwurfe, ſo wie auch die Kälte, mit der ſie antwortete:

„Ich bin bereit, Sie anzuhören, Frau Gräfin. Worum handelt es ſich?“

Die Gräfin war mit ihren Einleitungen noch nicht zu Ende. Es entging ihr nicht, daß ſie den gewünſchten Eindruck auf das Mädchen noch nicht gemacht hatte. Es ſtand ihr indeß noch ein anderes Mittel zur Verfügung und zu dieſem griff ſie nun.

„Liebe Louiſe,“ ſagte ſie, — „erlauben Sie, daß ich in dieſem vertraulichen Tone mit Ihnen rede — ich kannte und liebte Ihre Mutter und deshalb beſonders liebe ich auch Sie.“

Die Erinnerung an die Mutter, die ſchon vor fünfzehn Jahren geſtorben, in dem Herzen Louiſens aber noch immer unvergeſſen war, wurde nicht vergebens geweckt. Es traten ihr die Thränen in die Augen und ſie ſagte zu der Gräfin:

„Sie waren die Freundin meiner Mutter und wollen

auf mich Ihre Liebe zu ihr übertragen? Ach, wie danke ich Ihnen!"

Und ſie drückte die Hand, die ihr die Gräfin hinreichte.

Nun war das Eis gebrochen. Die eifrige Freundin hielt die Hand Louiſens feſt und fuhr fort:

„Ja, mein Kind, ich habe Ihre Mutter ſehr geliebt, wie ſie mir großes Vertrauen ſchenkte. Wenn ich auch wegen des eingezogenen Lebens Ihrer Frau Tante ſelten Gelegenheit fand, Sie zu ſehen, ſo blieb Ihnen meine herzliche Zuneigung doch immer zugewandt. Ich ſah mit Freuden, daß Sie ganz ſo geworden, wie Ihre Mutter Sie gewünſcht haben würde, wenn ſie am Leben geblieben wäre. Ihre Mutter ſtarb ſo jung und an einem Leiden, über das die Aerzte nie klar geworden ſind. Sie trug wohl einen Schmerz in ihrem Gemüthe; ich bin faſt überzeugt davon."

Louiſe, welche dieſe Erinnerungen mehr und mehr bewegten, ſah ihren bisherigen Widerwillen mehr und mehr ſchwinden und die Gräfin, welcher ihr Triumph nicht entging, fuhr fort:

„Einzig, weil ich Sie lieb habe, Louiſe, intereſſire ich mich auch für das Schickſal eines Mannes, dem Sie, wie ich weiß, ſehr zugeneigt ſind. Dieſer Mann befindet ſich jetzt in einer großen Gefahr."

„Mein Bruder Julio?" fragte Louiſe ſchnell.

„Ja, liebe Louiſe, der Abbé Julio, Ihr Bruder. Sie wiſſen, daß er gegen die Jeſuiten in der Perſon des Herrn Tournichon einen ungerechten Prozeß angefangen hat."

„Nein, Frau Gräfin, ein ungerechter Prozeß iſt es

nicht; wir ſind überzeugt, daß Tournichon nicht der wirkliche Erbe unſerer Tante iſt.“

„Nun, Louiſe — ich will mit der Offenheit reden, die ich der Tochter der Frau von La Clavière ſchuldig bin — müßte Ihnen der Wille Ihrer Tante nicht auch heilig ſein, wenn ſie in der That ihr ganzes Vermögen den Jeſuiten hätte hinterlaſſen wollen?“

„Ja, er würde mir heilig ſein, wenn wir nicht die Gewißheit hätten, daß ſie bei ihrer Geiſtesſchwäche verleitet worden ſei. Die Tante beweinte bis zum letzten Augenblicke, daß ſie einem Einfluſſe nachgegeben, dem ſie nicht habe widerſtehen können. Seit ich bei meinem Bruder hier bin, habe ich alle meine Erinnerungen genau durchmuſtert und alles Herrn Verdelon mitgetheilt.“ — Die Stimme Louiſens zitterte ein wenig, als ſie dieſen Namen ausſprach. Die Gräfin bemerkte es und lächelte. — „Er iſt dadurch auf Thatſachen gekommen, die ein neues Licht auf die Angelegenheit werfen, und der Ausgang der Appellation kann nicht zweifelhaft ſein —“

„Nun hören Sie mich, Louiſe. Vor allen Dingen ſchwöre ich Ihnen vor Gott, daß ich die Gewißheit habe, Ihre Tante wollte ihr Vermögen Ihrem Bruder nicht hinterlaſſen. Sie ſelbſt werden wiſſen, daß die ſeltſamen und revolutionären Anſichten des jungen unvorſichtigen Menſchen das Herz Ihrer Tante brachen. Sie wird oftmals mit Ihnen darüber geſprochen haben.“

„Allerdings, Frau Gräfin, aber ich weiß auch ſehr gut, wie boshaft man meinen Bruder gegen ſie verleumdet und ſeine Anſichten übertrieben hat. Dennoch liebte ihn die Tante zärtlich. Sie glaubte zwar, er täuſche ſich, aber der Reinheit ſeiner Abſichten ließ ſie immer

Gerechtigkeit widerfahren. Endlich konnte die Tante mir nicht dieſelben Vorwürfe machen wie Julio und gleichwohl hat ſie mich wie ihn behandelt. Er wurde alſo nicht ſeiner Anſichten wegen enterbt.“

„Aber, liebe Louiſe, das kleine Vermögen, das ſie Ihnen hinterließ, ſo unbedeutend es zu einer Heirath iſt, reicht zu dem Einbringen in das Kloſter zum heiligen Herzen ſehr wohl aus. Sie glaubte gewiß, wie auch ich, daß Sie in der That in das Kloſter gehen wollten. Darum handelt es ſich übrigens in dieſem Augenblicke nicht, ſondern um Ihren Bruder. Ich geſtehe Ihnen offen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Sie zu verletzen, daß ich kein eben großes Intereſſe an ihm habe. Die Feinde der Kirche und der von ihr gebilligten Orden ſind auch meine Feinde; andere habe ich nicht. Ihretwegen aber und um ein großes Aergerniß zu vermeiden, bin ich bereit, Ihnen eine hilfreiche Hand zu bieten. Die Zeit drängt, mein Kind; wenn die Appellation nicht binnen zwei Tagen zurückgezogen wird, ebenſo die ſchreckliche Streitſchrift Julios gegen die Jeſuiten, wird Ihr Bruder von dem Erzbiſchof mit dem Interdict belegt. Daß ihm bereits damit gedroht worden, wiſſen Sie wahrſcheinlich. So erfahren Sie denn, daß das Schreiben, welches ihm das Interdict anzeigt, bereit liegt und unterzeichnet iſt.“

Louiſe brach in Thränen aus. Sie war noch zu ſehr in den Vorurtheilen einer Erziehung befangen, welche Michelet trefflich mit den Worten „Byzantiniſche Erziehung“ bezeichnet, als daß ſie ein Interdict nicht für die ſchmachvollſte aller Erniedrigungen hätte anſehen ſollen. Dann hatte ſie ja auch Hoffnungen gehegt, in denen der Stolz und die Bruderliebe verſchmolzen. Julio, meinte ſie, der durch

ſeinen Geiſt Allen überlegen, müßte nothwendig zu den höchſten Würden der Kirche gelangen. Und ſtatt dieſer glänzenden Ausſicht die tiefſte Erniedrigung!

„Noch etwas Ernſteres," fuhr die Gräfin fort, die ſeit einigen Augenblicken geſchwiegen hatte.

3.

Die Privilegien der Jeſuiten.

Louiſe blickte geſpannt auf und fragte:

„Was könnte es noch Ernſteres geben?"

„Das Interdict trennt, wie Sie vielleicht wiſſen, einen Prieſter nicht von der Kirche. Es iſt eine Strafe, eine große, welche die geiſtliche Behörde auferlegt, aber der Schuldige gehört doch noch immer der chriſtlichen Familie an. Es giebt eine noch ſchrecklichere Strafe, die in unſern Tagen nur ſehr ſelten angewendet wird, und dieſe droht Ihrem Bruder."

„Um des Himmels Namen, Frau Gräfin," fiel Louiſe ein, „ſprechen Sie! Was iſt es? Was kann es noch Schrecklicheres für ihn geben als das Verbot, an den Altar zu treten? Ich beſchwöre Sie, erklären Sie ſich näher!"

„Die große Excommunication," ſagte die Gräfin leiſe als ſcheue ſie ſich die fürchterlichen Worte auszuſprechen.

Die Worte „große Excommunication" klangen vor den Ohren Louiſens wie ein gewaltiger Donnerſchlag. Sie wurde ganz blaß. In ihrer Nichtkenntniß der theologi=

ſchen Fragen konnte ſie das Lächerliche und Unmögliche in der Behauptung der Gräfin nicht ſehen.

„Excommunication!“ wiederholte ſie. „Da müßte er ja Verbrechen begangen haben!“

„Den Bullen und Einrichtungen der Päpſte ſich zu widerſetzen iſt für jeden Katholiken ein Verbrechen, ein noch weit größeres für einen Geiſtlichen.“

„Wo und wie hat ſich mein Bruder dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht?“

Die Gräfin hatte in theologiſchen Schriften und zwar in den extravaganteſten geblättert und ſich daraus eine Lehre gebildet, auf die ſie den Roman baute, welchen ſie für Louiſe erſonnen.

„Sie müſſen wiſſen,“ antwortete ſie, „das zweite Grundgeſetz der Conſtitutionen der Jeſuiten ſpricht aus, daß, nach dem Glauben der wahren Katholiken, der Papſt, der höchſte Gebieter und Herr im Geiſtlichen und Weltlichen, ſeine unbeſchränkte Macht der Geſellſchaft in der Perſon des Generals übertragen hat zur Erhaltung und Vermehrung des geiſtlichen und weltlichen Wohles der Geſellſchaft. Sie begreifen, liebe Louiſe, daß hiernach der General der unfehlbare Richter in allem Geiſtlichen und Weltlichen ſeines Ordens eben ſo iſt wie der Papſt in allem Geiſtlichen und Weltlichen des Papſtthums.“

Louiſe hatte ſich nie mit ſolchen Fragen beſchäftiget, aber ſie war in den Ideen des übertriebenſten Ultramontanismus erzogen. Ihr natürlicher Verſtand und die Meinungen, die ihr Bruder gegen ſie ausgeſprochen, hatten einiges Licht in ihren Geiſt gebracht, aber doch nur einen

ſchwachen Schein. Es gehört bekanntlich eine lange Zeit dazu, ehe man die erſten Eindrücke vergißt. Louiſe hatte ſich, ſelbſt gegen ihren Willen, oftmals fragen müſſen, ob ihr Bruder nicht in ſchwere Irrthümer verfallen ſei, da er ſich von den Anſichten des Pater Briſſard und aller derer entfernt habe, welche ſie bei ihrer Tante ſah. Die Worte: Excommunication, unbeſchränkte Gewalt der Jeſuiten und Uebertragung der Unfehlbarkeit, brachten eine ſchreckliche Verwirrung in ihre Gedanken und die Gräfin triumphirte als ſie an der Angſt derſelben ſah, daß die Arme alles glaube was ſie ihr einreden wollte.

„Man kennt in Frankreich," fuhr ſie fort, „die ganze Größe der Macht der Jeſuiten nicht. Unſere unkatholiſchen Geſetze geſtatten ihnen nicht immer, im Weltlichen ſie anzuwenden, können aber freilich Rechte nicht aufheben, welche der höchſte Gerichtshof auf Erden gegeben hat, Rom. Die Päpſte ſind in ihren Gunſtbezeugungen gegen dieſen dem römiſchen Hofe ganz ergebenen Orden ſo weit gegangen, daß Paul III. den Jeſuiten geſtattete, in allen Theilen der Welt und trotz aller kirchlichen und weltlichen Macht zu bauen und zu erwerben. Der heilige Pius V. ging noch weiter. In einer Bulle ertheilte er dieſem Orden alle Privilegien, welche die Päpſte den verſchiedenen geiſtlichen Orden früher gegeben hätten und in Zukunft geben könnten. Er verbot, irgend etwas von dieſen Privilegien zu entziehen und geſtattete dem General der Geſellſchaft, zu jeder Zeit ſich wieder in den Beſitz des Entzogenen zu ſetzen . . Sie erſehen daraus, daß jeder, der ſich den Jeſuiten und deren In-

tereſſen widerſetzt, dem Papſtthume ſelber ſich widerſetzt. Das geht nun beſonders Ihren Bruder und Sie ſelbſt an, wenn Sie auf dem bisherigen beklagenswerthen Wege bleiben. Es giebt noch die große Excommunication, welche durch die That ſelbſt gegen jeden König, Fürſten oder Adminiſtrator verhangen wird, welcher die Geſellſchaft, Perſonen oder Güter, mit einer Steuer oder Abgabe belegt. Allerdings können die Jeſuiten unter dem unglückſeligen bürgerlichen Geſetzbuche, das jetzt in Frankreich gilt, dieſes Recht nicht durchführen, aber ſie haben doch dieſes Recht und die, welche der Geſellſchaft einen Schaden zufügen, etwas, das ihnen gehört, behalten, das Inſtitut angreifen und den Ruf der Jeſuiten antaſten, ſind excommunicirt. Ihr Bruder, der das Teſtament Ihrer Tante für nichtig erklären laſſen will, taſtet das Eigenthum der Jeſuiten an. Wenn er eine Denkſchrift gegen ſie verfaßt, vergreift er ſich an ihrem Rufe. Sie ſehen ein, daß, wenn auch unſer bürgerliches, wahrhaft heidniſches Geſetzbuch ihn nicht zurückhält, die geiſtliche Gewalt den ungetreuen Prieſter dennoch trifft. Es erwartet ihn das Interdict, das bereits über ihm ſchwebt, und dann die ſchreckliche Excommunication. Das Urtel iſt aus Rom angekommen und binnen zwei Tagen wird es der Provinzial dem Erzbiſchofe zuſenden, der es bekannt machen muß."

„Binnen zwei Tagen!" rief Louiſe aus, welche die Reden der Gräfin ganz betäubt hatten.

„Ja, binnen zwei Tagen," antwortete die Gräfin kalt, „wird das Urtheil, nach einem ſtrengen Befehle, in der Kirche verkündet und angeſchlagen werden."

Louiſe war außer ſich.

„Sie ſehen ein, mein Kind, daß die Väter Jeſuiten zu dieſem Aeußerſten greifen mußten, um ſich zu vertheidigen. Sie ſind aber ſtets ſo gütig, ſo nachſichtig, der Pater Briffard namentlich nimmt ſo innigen Antheil an Ihnen und fürchtet ſo ſehr, Ihre ſchöne Seele könne im Umgange mit dem Bruder gefährdet werden, daß er noch einmal, Ihretwegen, Ihren Bruder zu retten verſuchen will. Seine Rettung liegt alſo in Ihrer Hand.“

„Sprechen Sie! Was ſoll ich thun? Ich bin zu allen Opfern für meinen Bruder bereit.“

„Dann werden Sie ihn und ſich ſelbſt retten, ja,“ ſetzte die Gräfin wie beiläufig hinzu, „Sie werden auch Verdelon einen ſehr großen Dienſt erweiſen.“

„Herrn Verdelon?“ fragte Louiſe hoch erröthend.

„Dachte ich mir es doch,“ ſagte ſich die Gräfin, welche das Mädchen aufmerkſam beobachtete, im Stillen. „Jetzt iſt kein Zweifel mehr: ſie liebt den Advokaten. Ja,“ ſprach ſie laut. „Er hat vor zwei Tagen um die Hand eines ſehr reichen Mädchens angehalten. Den Namen kann ich Ihnen nicht nennen, denn die Sache iſt noch ein Geheimniß, aber die Aeltern, die ſehr religiös ſind, antworteten ihm, ſie könnten in die Heirath nur willigen, wenn Herr Verdelon ſich von dieſem unglückſeligen Prozeſſe zurückziehe. Er hält nun ſeine Ehre für verpfändet, denſelben durchführen zu müſſen. Wenn alſo die Appellation zurückgenommen würde, könnte Herr Verdelon eine glänzende Heirath machen. Das Mädchen liebt ihn.“

Louiſe war todtenbleich geworden.

„Was kann, was soll ich thun?“ fragte sie fast tonlos.

„Sie sind überzeugt, daß Ihr Bruder den Prozeß nur Ihretwegen fortsetzt?“

„Zunächst des Rechtes wegen und dann in meinem Interesse.“

„Das Recht kann nur auf Seiten der Jesuiten sein; sie allein sind da competente Richter.“

„Ich sehe vorläufig nur ein, daß wir uns vor ihnen werden beugen müssen. Aber, sagen Sie, wie kann ich die Gefahr abwenden, die meinen Bruder bedrohet?“

„Der Pater Briffard, der mich zu Ihnen gesendet hat, verlangt nur zweierlei. Wenn Sie einwilligen, wird die Excommunicationsbulle, welche die Jesuiten aus Rom erhalten haben, verbrannt und das Interdict ebenfalls nicht ausgesprochen werden. Der Pater Briffard übernimmt es, die Sache bei dem Erzbischofe zu vermitteln.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie! Mir liegt an dem Vermögen nichts. Wozu nützte es mir auch unter diesen Verhältnissen!“

„Die Anzeige von der angeblichen Heirath Verdelons hat gewirkt,“ dachte die Gräfin bei sich. „Ich glaube sehr gern,“ fuhr sie laut fort, „daß Ihr Herz an solchen vergänglichen Dingen nicht hängt. Die Welt ist gar nicht werth Sie zu besitzen.“

„Um mich handelt es sich gar nicht, Frau Gräfin, sondern um meinen Bruder. Ich beschwöre Sie! Die Augenblicke sind kostbar.“

„Nun, so entsagen Sie zunächst für sich selbst der

Appellation. Das iſt die erſte Bedingung des Pater Briſſard. Ich will Ihnen die Entſagung dictiren."

Die Gräfin nahm aus einer kleinen Reiſetaſche Schreibgeräth.

„Wenn dies Document abgegeben iſt, wird Ihr Bruder wohl fühlen, daß eine Klage ſeiner Seits nutzlos ſein dürfte. Er hätte dann ja ſich nicht mit der Liebe zu der Schweſter zu entſchuldigen . .

Sie dictirte:

„Ich, Louiſe Julio von La Clavière, wohnhaft in ꝛc., erkläre, daß ich durch mir gewordene Aufklärung vollkommen überzeugt worden bin, es ſei in der That der Wille meiner Tante Suſanne Guitval von La Clavière, geb. Julio von La Clavière, geweſen, ihr ganzes Vermögen Herrn Tournichon, abgeſehen von den in dem Teſtamente erwähnten Legaten, zu überlaſſen und ich gebe deshalb die Appellation auf, die in meinem und meines Bruders Namen eingereicht worden iſt, weil ich nicht mehr glaube, mit gutem Gewiſſen die Verfügung zu Gunſten des Herrn Tournichon anfechten zu können.

„St. Aventin, 15. Septb. 1860."

„Frau Gräfin," ſagte Louiſe als ſie ihren Namen unterzeichnet hatte, „ich thue Dies, um meinen Bruder zu retten, aber ich verheimliche mir nicht, daß er dieſe Handlung tadeln würde, wenn ſie ihm bekannt wäre, denn ich behaupte ja darin, was ich weiß ſei nicht wahr. Gott verzeihe mir und Denen, die mich zu alle dem zwingen!"

„Sie ſehen die Sachen nicht ſo wie ſie in der That wirklich ſind. Auf die Ausdrücke kommt es nicht an."

„Welche zweite Bedingung iſt mir auferlegt, um die Ruhe meines Bruders zu erkaufen?“

„Dieſe legt Ihnen Pater Briſſard nur in Ihrem eignen Intereſſe auf.

„Was iſt es?“

„Ihr Bruder darf jetzt nicht wiſſen was zwiſchen uns vorgegangen iſt. Ich hoffe ſogar, daß Sie ihm auch ſpäter nur das ſagen, was die Klugheit erfordert. Ziehen Sie ſich alſo bis zur Beendigung der Sache in ein Kloſter zurück. Sie werden in dem ſtillen Hauſe ſich auch prüfen, ob Sie wirklich einen Beruf für das Kloſter haben. Der Pater Briſſard glaubt an einen ſolchen und fragt ſich, was in der Welt Sie wohl ſo weit verführt haben könnte, daß Sie heilige Verſprechungen vergeſſen konnten.“

„O, ich würde nichts vermiſſen als meinen guten Bruder!“ entgegnete Louiſe, deren Herz tief trauerte bei dem Gedanken an die Untreue ihres Geliebten.

Sie hatte dieſelbe zwar vorhergeſehen und aus dem letzten ſo kalten Briefe Verdelons geahnt, aber von der Befürchtung bis zur Wirklichkeit iſt es ja immer weit. Die arme Louiſe zweifelte an dem Heirathsantrage nicht, von dem die Gräfin geſprochen hatte. Trotzdem widerſtand ſie dem Verlangen, der zweiten Bedingung ſich zu unterwerfen. Es war ihr nicht möglich, mit der Gräfin fortzugehen, Julio plötzlich zu verlaſſen, ohne ihn um ſeinen Rath gefragt zu haben und ihn in ſchmerzliche Beſorgniß zu ſtürzen.

Die Gräfin hielt ihr entgegen:

„Der Pater Briſſard legt auf die zweite Bedingung ſo viel Werth wie auf die erſte. Sie können und dürfen,

wenn Sie wollen, nach Ablauf der Frist das Kloster verlassen und nach St. Aventin zurückkehren. Schreiben Sie übrigens Ihrem Bruder."

Sie wiederholte nochmals die Drohung mit der Excommunication und dem Interdict.

Louise gab endlich auch hier nach und schrieb an Julio in dem ihr von der Gräfin angedeuteten Sinne:

„Mein lieber Julio, ich bin überzeugt, daß unser Prozeß gegen Tournichon ein ungerechter ist. Ich für meinen Theil lasse die Appellation fallen. Ich verlasse Dich auf einige Tage und es liegt nur an Dir, mich bald in St. Aventin wieder zu sehen. Gieb den unglücklichen Prozeß auf und unterlaß die Veröffentlichung Deiner Denkschrift gegen die Jesuiten, welche das größte Unglück über Dich und mich bringen würde. Thue das aus Liebe zu Deiner Schwester. Ich kann mich nicht näher erklären, aber ich bin fest entschlossen, erst dann nach St. Aventin zurückzukehren, wenn Du meinem Wunsche nachgegeben hast. Durch Deine Weigerung sprichst Du vielleicht eine ewige Trennung von mir aus."

Die Gräfin von . . ersuchte Louisen, ihr eine Abschrift von dem Briefe für den Pater Briffard zu geben. Als auch dies geschehen war, kehrten sie auf einem Umwege auf die Straße nach Luchon zurück. Der Tag neigte sich, ein Wagen wartete da und die Gräfin stieg in denselben mit Louisen.

4.

Die Staatsanwaltſchaft.

Als Julio nach Hauſe kam, war die Abendſtunde lange vorüber und er lachte ſchon bei ſich darüber, wie ihn Louiſe ſo hübſch auszanken werde, daß er die Mahlzeit der Mutter Martha habe kalt werden laſſen, die ja in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtehe. Aber er hatte ſich mit ſo guten Entſchuldigungen verſehen und er brachte Louiſen ſo viele Segenswünſche von den Kranken für das, was ſie ihm geſandt, zurück, daß der Frieden gewiß bald geſchloſſen wurde. Er ſtellte ſich vor, wie ſie dann lachend die kaltgewordenen Speiſen verzehrten, wie ſie gut ſchmecken würden und wie man die gute Martha nach Belieben ſchelten laſſe. Nie vielleicht hatte Julio die Freuden dieſes traulichen Lebens ſo ſehr empfunden.

Zuerſt wunderte er ſich als er erfuhr, daß die Schweſter das Haus etwa eine Stunde nach ihm verlaſſen habe und noch nicht zurückgekehrt ſei. Martha erzählte was geſchehen war, daß ein Junge gekommen ſei, der einen Brief gebracht, daß Louiſe ſodann ein anderes Kleid angezogen, Hut und Shawl genommen habe und fortgegangen ſei, ohne zu ſagen wohin.

Das beunruhigte Julio. Warum dieſer Putz? Bis jetzt hatte die noch ſo neue Trauer Louiſen verhindert in den wenigen anſtändigen Häuſern in St. Aventin und der Umgegend Beſuche zu machen. Wohin konnte ſie gegangen ſein? Sie kannte Niemand. Und von wem kam

der Brief? Einen Augenblick dachte Julio an Verdelon. Sollte er Louiſen um eine Zuſammkunft erſucht haben? Aber er wußte doch, daß das Pfarrhaus ihm immer offen ſtand — und keinen Nebenweg zu gehen brauchte, um mit Louiſen zu ſprechen, und dieſe hätte ein ſolches Verfahren für mindeſtens unpaſſend halten ſollen. Er war ziemlich erzürnt, aber nicht lange. Wenn Louiſe fortgegangen war, um Verdelon an irgend einer Stelle zu treffen, wäre ſie ſicherlich längſt wieder zurück geweſen. Fünf Stunden waren ſeit ihrem Weggange verlaufen Einen Scherz machte ſie ſich nicht, ihren Bruder zu ängſtigen. Von Verdelon konnte alſo nicht die Rede ſein. Da drängte ſich Julio ein anderer, ein ſchrecklicher Gedanke auf. War Louiſen ein Unfall begegnet?

Was thun? Wo ſie ſuchen? Martha wußte nicht, nach welcher Richtung hin ſie gegangen war. Die Nachbarn, die man fragte, wußten auch nichts. Alſo warten, warten!

Julio ſaß an dem Tiſche, auf dem Martha das Eſſen aufgetragen hatte, ſtützte den Kopf in die Hand und dachte nach. Seine Phantaſie hielt ihm nur ſchauerliche Bilder vor. Er antwortete Martha nicht, die ihn aufforderte, wenigſtens einige Löffel voll Suppe zu eſſen. Er ſtand dann auf, ging mit großen Schritten auf und ab, endlich hinaus und fragte ſich angſtvoll, auf welchem Wege die Schweſter wohl gegangen ſei. So verging der Abend und die Nacht brach an. Da wollte Julio zu den Leuten im Dorfe gehen, welche von ihren Arbeiten zurückgekommen waren und ſie auffordern, ihm ſeine Schweſter ſuchen zu helfen, auf verſchiedenen Wegen. Dann klopfte es an der Thür des Pfarrhauſes. Sie iſt

es, dachte Julio. Er öffnete und ſah einen halbblödſinnigen Burſchen aus einem Nachbardorfe vor ſich, den man im ganzen Gebirge kannte, weil er überall bettelnd umher lief. Er verſtand was man ihm ſagte ſo weit, daß man ihm kleine Aufträge geben konnte. Sprechen aber konnte er nicht, nur einige Töne oder einzelne Worte brachte er heraus wie: Brot — ich friere — Sou. Er ſtammelte das auch Julio vor, während er ihm zugleich den Brief der Schweſter übergab. Louiſe hatte ihn nicht weit von der Kapelle getroffen und ihm den Brief übergeben.

Der arme Blödſinnige hatte den jungen Pfarrer und deſſen Schweſter ſehr lieb, weil ſie immer freundlich mit ihm redeten und ihm auch häufig etwas Gutes zu eſſen gaben. Deshalb wahrſcheinlich war er auch ſehr raſch gelaufen, denn er ſchwitzte, was ihn indeß nicht hinderte, jammernd zu ſtammeln: ich friere — ich friere... Brod.. Sou. Julio ließ ihn eintreten und empfahl ihn der Martha, dann ſchlug er zitternd den Brief Louiſens auseinander.

Er erkannte ſofort eine gehäſſige Intrigue, eine Schlinge, die der Schweſter und ihm gelegt worden. Wer aber konnte das gethan haben als die, welche ein Intereſſe hatten, ſeine Schweſter zu erſchrecken und ſie zu einem ungewöhnlichen Entſchluſſe zu treiben? Nur die Jeſuiten.

Dennoch befreite ihn der Brief von einer ſchrecklichen Beſorgniß. Wo Louiſe ſich befand, erfuhr er ſicherlich bald. Brauchte er doch nicht in den Schluchten und Abgründen des Gebirges zu ſuchen, nicht zu fürchten, da irgendwo den zerſchmetterten Körper der Schweſter zu

finden. Nach all der frühern Angſt war der Brief faſt ein Glück. Um weiteres den Blödſinnigen zu fragen, war nutzlos. Wahrſcheinlich brachte am nächſten Tage ein neuer Brief Aufklärung des Dunkels.

Ruhe freilich fand er in der Nacht nicht.

Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke die Appellation aufzugeben und die Veröffentlichung der Denkſchrift zu unterlaſſen, im Gegentheil, da eine neue abſcheuliche Intrigue zu enthüllen war.

Am nächſten Morgen machte er ſich auf nach T. Hier übergab er dem Buchdrucker ſein Manuſcript und dann ging er zu der Staatsanwaltſchaft.

Der Subſtitut theilte Julio mit, daß die Anzeige von der Zurücknahme der Appellation von Seiten Louiſens ſchon ſehr früh eingegangen ſei und empfing dann die Nachricht von dem Verſchwinden dieſer Schweſter, das nur durch ein gehäſſiges Manöver bereitet worden ſein könne.

Gerade damals hatten die Behörden in Frankreich ein ſcharfes Auge auf die Klöſter. Es waren von verſchiedenen Seiten her Klagen eingelaufen und Unterſuchungen hatten nachgewieſen, daß junge Mädchen verbrecheriſcher Weiſe ihrer Freiheit beraubt und in Klöſter eingeſperrt gehalten worden waren. Dabei war zu Tage gekommen, daß Geiſtliche bei dieſen geſetzlich ſtreng verbotenen Handlungen nicht unbetheiligt geweſen waren.

„Wir werden die gemeſſenſten Befehle zur Nachforſchung nach dem Fräulein nicht blos in dem Departement, ſondern in ganz Frankreich geben," ſagte der Staatsanwaltsſubſtitut. „Wir wollen ihr Signalement auch an unſere Agenten im Auslande ſenden und die

Polizei wird nichts unterlaſſen, um ſie ausfindig zu machen. Weiter freilich können wir nicht gehen, gegen Niemanden eine Klage richten. Ihre Schweſter iſt mündig, ſie kann alſo thun was ſie will — nach dem Geſetz. Der Brief, den Sie mir übergeben haben, ſpricht von Unglück, dem ſie gleich Ihnen ausgeſetzt ſein würde; aber das Geſetz trifft nur Vergehen, gegen muthmaßliche Gefahren kann es nichts thun. Ohne Zweifel ſind die Jeſuiten bei der Sache im Spiele, aber wenn ſie ihren Ruf verdienen, ſo ſind ſie klug genug, bei einer Sache nicht ſelbſt vorzutreten, obgleich ſie allein ein Intereſſe dabei haben. Ich möchte Alles wetten, daß Ihre Schweſter ſich in keinem Kloſter vom heiligen Herzen befindet, deren Leitung ſie ausſchließlich haben. Wenn wir auch das Recht dazu hätten, könnten wir doch nur der Form halber Nachſuchungen anſtellen. Glauben Sie mir, wir würden nie einen Schuldbeweis gegen die Jeſuiten finden.“

„So iſt das Geſetz machtlos? Sie glauben ſelbſt, daß die Jeſuiten bei dieſem Verſchwinden meiner Schweſter betheiligt ſind. Man hat Gewalt angewendet, weil ſie von Gefahr ſpricht.“

„Sie nehmen das zu genau, Herr Pfarrer. Wenn ſie auch von Gefahr ſpricht, ſo braucht noch keine wirkliche Gefahr vorhanden zu ſein. Jedenfalls zeugt noch nichts von einem Vergehen und nur ein ſolches verfolgt das Geſetz. Es können auch fanatiſche Freunde der Jeſuiten irgend etwas unternehmen. Solche Dinge ſind vor einiger Zeit mehrfach vorgekommen und Sie wiſſen, daß man in zwei oder drei Städten binnen kurzem über Freiheitsberaubungen erkennen wird. Da aber, ich wie-

derhole es, handelt es ſich immer um Unmündige. Trotz dieſen meinen Erklärungen, die Sie, wie ich ſehe, überraſchen, wird Alles aufgeboten werden, um ein günſtiges Reſultat zu erreichen. Wenn Ihre Schweſter in eine ihr gelegte Schlinge gerathen iſt, wenn man ihrer Freiheit Gewalt angethan hat, ſo ſind wir ihr Hilfe ſchuldig, gleichviel ob ſie mündig oder unmündig iſt. Rechnen Sie ganz auf unſern Eifer und ſtellen auch Sie Nachforſchungen an. Ich werde Sie immer mit großem Intereſſe ſehen, wenn Sie zu mir kommen wollen und die ſcheinbar geringfügigſten Anzeigen, die Sie ſammeln, können uns auf die Spur des Schuldigen führen, wenn es überhaupt Schuldige giebt."

Julio entfernte ſich ſehr entmuthiget. Diejenigen, welche durch eine Ungerechtigkeit verletzt wurden, ſehen gewöhnlich nicht ein, daß das Geſetz nicht ſofort das Unrecht, das ihnen geſchehen iſt, wieder gut machen kann. Auch Julio war Feuer und Flamme geweſen und nun hatte der Beamte ihn mit kaltem Waſſer begoſſen.

Verdelon, zu dem Julio zunächſt ging, hörte das Abenteuer Louiſens faſt kaltblütig an.

„Wie hat ſie ſich in einer ſo plumpen Schlinge fangen laſſen können! Die Frauen nehmen ihre Gedanken doch ſo wenig zuſammen."

„Aber ein unerfahrenes junges Mädchen in ſolchen Händen . ."

„Wenn es ſich um ein Kind handelte, möchte es angehen, aber ein Mädchen von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren!"

Verdelon ſuchte offenbar eine Schuld auf Louiſe zu bringen.

„Was thun wir nun?“

„Viel wird nicht zu thun ſein. Lieber Freund, ſei vorſichtig in Deiner Denkſchrift. Die Jeſuiten könnten eine Verleumdungsklage gegen Dich anbringen. Das giebt Gefängniß. Sieh Dich vor. Wenn ſie ſich keine andere Rache ſchaffen können, werden ſie zufrieden ſein, wenn ſie ſehen, daß Du ſelbſt in das Verderben Dich ſtürzeſt. Und daß Du nicht mit Nachſicht behandelt werden würdeſt, kann man ſchon aus dem Urtel des Civilgerichts abnehmen. Es iſt traurig, aber wahr, daß auch die Göttin Themis eine gewiſſe Vorliebe für die Mächtigen und Starken hat.“

„Und Louiſe?“

„Sie iſt mündig. Wenn ſie ſich allerlei Thorheiten hat weis machen laſſen und wenn man ſie von Kloſter zu Kloſter ſchleppt, wo willſt Du ſie finden? Du weißt ſo gut wie ich, weſſen dieſe Menſchen fähig ſind.“

„Du giebſt ſchlechten Troſt.“

„Ja Freund, man muß im Leben die Sachen nehmen wie ſie ſind. Deine Schweſter hat jedenfalls einen nicht zu entſchuldigenden Streich gemacht und Ihr müßt beide die Folgen tragen. Sie hat Dich mehr oder minder freiwillig verlaſſen; die Worte in dem Briefe deuten keine Gewalt an; man hat Sie nur in Furcht geſetzt.“

„Du ratheſt mir alſo auch, die Appellation aufzugeben?“

„Nicht im Geringſten. Es iſt noch eine Möglichkeit auf Erfolg und dieſe muß man benutzen. Unſere Ehre iſt betheiligt. Nach dieſer Drohung darfſt Du noch weniger zurückweichen.“

„Das ist auch nicht mein Wille. Ich habe eben meine Denkschrift in die Druckerei gegeben.“

„Lies immerhin die Correcturen sehr sorgsam. Sprich vor allem von der Entführung Deiner Schwester nicht. Sie könnten mit einer Verleumdungsklage kommen, wie schon gesagt.“

„Und Louise?“

„Muß gesucht werden.“

Julio ging. Er hatte Verdelon nie so kalt gefunden. Die Liebe war erloschen und die Freundschaft vergessen. Julio konnte daran nicht zweifeln.

Er blieb mehrere Tage in T., denn seine Nachforschungen waren vergeblich. Die der Polizei, welche ihre gewandtesten Leute ausschickte, hatten kein besseres Resultat. Es schien bewiesen zu sein, daß Louise nicht in T. sei, ja daß sie nicht einmal von St. Aventin aus durch die Stadt gebracht worden sei.

Die Nachforschungen wurden in Paris, in den Departements, selbst im Auslande fortgesetzt. Die Staatsanwaltschaft hielt ihr gegebenes Wort. Es war eben die Zeit, in welcher man Eifer nach dieser Richtung hin zeigen mußte. Sogar der Justizminister erhielt durch einen Bericht des Staatsanwalts Anzeige von dem Vorgange in St. Aventin.

5.

Verlassenheit.

Der Anblick des Pfarrhauses, in welchem Julio seinen höchsten Schatz besessen hatte, weckte von neuem allen Schmerz, den die Bewegung, die Besuche und die verschiedenen Gänge in einer großen Stadt eingeschläfert zu haben schienen. Die Einsamkeit machte ihn fühlbarer. Einige Stellen aus seinem Tagebuche, die später gefunden wurden, sprechen die ganze Bitterkeit des auf immer gebrochenen Lebens aus . . . . . .

. . . . . .

. . . . Und nun bin ich allein!

„Alle meine Träume von Glück, alle meine Illusionen von reinen Freuden in Einem der bescheidensten Pfarrhäuser und von einem Leben in Gott, in der Natur und der süßesten Freundschaft, die es auf Erden giebt, alles währte nur einen kurzen Augenblick.

„Man hat mir meine Louise genommen, das einzige Gut, das ich mir von allen Dingen auf Erden von Gott erbeten hatte. Wo hält man sie zurück? Vielleicht jenseit des Meeres.. Die Jesuiten umfassen die Welt.

„Seit jener traurigen Entführung, an die ich heute noch kaum glauben kann, so ganz unwahrscheinlich ist sie, scheinen bereits Jahrhunderte über mein Leben hingegangen zu sein, als sei das sonderbare Ereigniß in einer Periode erfolgt, da das Gesetz noch Niemanden schützte und die Ritter sich waffnen zu müssen glaubten, um Wittwen und Waisen zu vertheidigen.

„Wenn das Verbrechen, das mein Herz mit Verzweiflung erfüllt, im Mittelalter geschehen wäre, würde das Gefängniß der Schwester im nahen Umkreise zu finden gewesen sein. Ich lebe aber im neunzehnten Jahrhunderte! Vielleicht schickt man sie mit einer Sendung von Mädchen nach den Missionen in China oder Australien. Julio, mache dich jetzt einmal zum irrenden Ritter!

„Aber verfluchen wir unsere Civilisation nicht. Wenn sie die Flucht der Banditen, die Entführung von Frauen und die Gefangenhaltung schwacher oder getäuschter Mädchen in Klosterzellen begünstiget, gestattet sie mir auch meine Klage bis zu den Grenzen der Welt ertönen zu lassen, wo man meine Sprache versteht. Ich kann die Elenden, die mich verfolgen, für jetzt und alle Zeiten brandmarken und selbst der Zukunft meine Protestation gegen den maßlosen Ehrgeiz eines Ordens übergeben.

„Freilich lachen diese Menschen über meine Ohnmacht. Vielleicht erlangen sie in demselben Augenblicke, da ich diese Zeilen auf das Papier werfe, um mich in meinem Schmerze zu betäuben und die Einförmigkeit meiner langen einsamen Stunden zu unterbrechen, von der Justiz eine zweite Gutheißung ihres Betrugs. Und die Frommen jubeln diesem Triumphe zu und danken Gott dafür. Sie lassen Dankmessen für die unwürdig angeklagten guten Väter lesen und der Beraubte, das Opfer dieser Menschen, gilt für ein Ungeheuer, den Gegenstand frommen Hasses, für den Verfluchten, den Paria, den die Geistlichkeit mit der Hand nicht berühren, mit dem Blicke nicht grüßen darf!

„Vernunft, wo sind deine Eroberungen?“

„Wie mächtig ſeid Ihr noch, Aberglaube und Fanatismus!“

„Und ſie wundern ſich über den Widerwillen, den ſie in der Welt finden! Eine unermeßliche Verſchwörung gegen ſie zieht ſich von einem Jahrhundert zum andern. Erholen ſie ſich auch immer von neuem zu Ehre und Glanz, ſie finden doch ſtets die bürgerliche Geſellſchaft unverſöhnlich, voll Beſorgniß vor der Herrſchaft über ganz Europa und immer vorſichtig bedacht, um nicht unter ein theokratiſches Syſtem zu gerathen, deſſen wärmſte Beförderer ſie ſind. Und ſie wundern ſich über den andauernden Haß der modernen Welt! Sie erklären ihr den Krieg. Die Welt vertheidigt ſich.

„Sehr ſtolz ſind ſie, wenn ſie ſagen können: nicht um unſertwillen verfolgt man uns, ſondern wegen der Religion, der Kirche, des Papſtthums, deren wärmſte Vertheidiger wir ſind.“

„Warum ſeid Ihr denn beſſere Stützen der Religion als 40,000 Geiſtliche in Frankreich, Ihr vier oder fünfhundert Jeſuiten, die Ihr unter uns prediget oder unterrichtet?“

„Hat Euer Predigen mehr Werth als das unſerige? Unterſcheidet ſich die Predigt des Jeſuiten weſentlich von der des Ortsgeiſtlichen? Wir finden es nicht. Habt Ihr bei dem Unterrichte irgend ein Verfahren, das nicht in allen Schulen bekannt wäre und geübt würde? Was ſagt Ihr den Frommen im Beichtſtuhle, was nicht Alle ſagen können? Ihr ſeid nachſichtiger, das iſt Alles. Ihr ſchmeichelt einer Kaſte, die Euch liebt und ihr Gold an Euch verſchwendet. Ihr ſchickt ſie auf einem mit Roſen beſtreuten Wege in den Himmel und wir ſind nicht da-

gegen. Gott iſt gütig gegen dieſe Welt, wie gegen die Welt der Armen, der Arbeiter, die uns angehört. Gebt um Gottes willen die ſtolze Anmaßung auf, Ihr wäret die Vorkämpfer des Katholicismus. Die Kirche war vor Euch und erſt ſeit Eurem ſchönen Syſteme kränkelt ſie, bricht das weltliche Syſtem zuſammen, das Ihr auf Euren Schultern tragt.

„Der heilige Ignaz ſtiftete Eure Geſellſchaft im ſechszehnten Jahrhunderte.“

„St. Vincenz von Paula ſtiftete die ſeinigen in den erſten Jahren des ſiebzehnten.“

„Warum ruft man überall in der Welt: nieder mit den Jeſuiten?“

„Warum rief man nie: nieder mit den Lazariſten?“

„Die zu gleicher Zeit gegründeten Sulpicier ſind ſehr bekannt. Sie haben das erſte Seminar in Frankreich. Aus ihrer Schule ſind viele Biſchöfe, Prediger und religiöſe Schriftſteller hervorgegangen. Sie leiten eine große Anzahl Seminarien. Ich war in T. ihr Zögling. Warum trifft der Haß des Publicums niemals dieſe Männer, die ſicherlich, ohne irgendeine Oſtentation und ohne in allem die Erſten in der Kirche ſein zu wollen, der Kirche mehr und dauerndere Dienſte leiſten als Ihr?“

„Man ruft, ſoviel mir bekannt iſt, niemals: nieder mit den Sulpiciern! Noch weniger iſt, ſoviel mir bekannt, das Wort Sulpicier in der Sprache gleichbedeutend mit Heuchler und Phariſäer.

„Iſt es ſo mit dem beleidigenden Worte „Jeſuit?“

„Die Welt iſt alſo gegen Euch, weil ſie ernſte Beſchwerden gegen Euch hat. Nicht die Religion haßt man in Eurem Orden, ſondern den Stolz, den Ehrgeiz, die

Herrſchſucht, die frommen Induſtrien, wie es Euch und andern Orden ſeiner Zeit Camus, Biſchof von Belley, vorhielt. Kein Jahr vergeht, ohne daß Euer Name in irgend einem Gerichte vorkommt. Als Ihr mächtig waret, unter der alten Regierung, handeltet Ihr ebenſo; Ihr handelt ſo unter der neuen Regierung und erntet immer denſelben Haß. Beklagt Euch nicht, das Volk iſt gerecht.

„Meine Schrift „die enthüllten Jeſuiten" wird mir mit Jeſuitenmünze bezahlt werden. Sie haben gehorſame Diener unter der hohen Geiſtlichkeit und ſie ſind die eigentlichen Biſchöfe, welche die Kirche regieren. Der arme Erzbiſchof wird ſehr klug zu handeln glauben, wenn er ihnen einen ſeiner Geiſtlichen opfert. Mein Pfarramt kann mir jeden Tag durch ein einfaches Schreiben entzogen werden.

„Nun, Verfluchter, erwarte die Rache! Paria, ſtähle Deine Seele, damit ſie der Schande widerſtehe!"

„Und Ihr, ſüße Bilder, Du heilige Erinnerung an das einzige weibliche Weſen, deſſen Herz an meinem Herzen geſchlagen hat, fügt mir nicht großen Schmerz zu, erinnert mich nicht an die reinen Freuden, welche vielleicht die letzten meines ſchmerzlichen Lebens geweſen ſind! Ich könnte dann mein Leid nicht ertragen. . . ."

6.

Der „ewige Jude" auf der Bühne.

In derſelben Zeit hatte die gegen die Jeſuiten erzürnte öffentliche Meinung eine laute Wiedervergeltung geübt. Alles iſt ſtürmiſch und ungeſtüm in den Kundgebungen der heißen Bewohner des Südens. Sie fühlen ſehr lebhaft und geben enthuſiaſtiſch ihre Liebe und ihren Haß zu erkennen. In manchen Stunden kennen ſie ſich gar nicht.

Aus Zufall oder Berechnung kündigte Reni, der Director des Theaters in T., eines Tages das Drama „der ewige Jude" nach dem bekannten Sueſchen Romane an. Ein talentvoller Künſtler ſollte als Rodin, der Jeſuit, auftreten. Das gab denn großen Lärm in der Stadt. Die Spione der Jeſuiten verfehlten nicht, die unangenehme Neuigkeit ſofort zu melden. Die Frömmlerwelt ſchrie Zeter.

Man rührte ſich in jeder Art. Die Behörde blieb unerſchütterlich. Der Maire, welcher die Theaterpolizei hatte, antwortete, er müſſe die Freiheit der Bühne wahren, ſo lange das Stück nichts Unmoraliſches enthalte, und es ſei in Paris aufgeführt worden. Der Präfect, dem man mit dem Einfluße der Frommen in der Stadt drohete, mußte, um ſich ſicher zu ſtellen, in einer telegraphiſchen Depeſche ſich an die Regierung wenden. Die fromme Partei erwartete einen Triumph. Der Miniſter des Innern antwortete aber, die Verwaltung habe ſich um die theatraliſchen Aufführungen nicht zu kümmern, welche der Aufſicht der Ortsbehörden überlaſſen wären.

Man ging an die Staatsanwaltſchaft, an die Präſidenten des Gerichts, alle aber lehnten die Einmiſchung in einer Sache ab, welche nicht zu ihrer Competenz gehöre.

Das Stück ſollte alſo geſpielt werden.

Das Volk kannte alle Schritte und alle Intriguen der den Jeſuiten ergebenen Partei. Man führte eine ſehr bedeutungsvolle Sprache in den Kaffeehäuſern. Die Orte, wo ſich die Liberalen gewöhnlich verſammelten, hörten faſt kein anderes Geſpräch. Es war die Hauptangelegenheit von T.

Am Tage der erſten Aufführung erhielt Herr Reni einen Brief, der geheimnißvoll überbracht worden war. Er lautete alſo:

„Der Pater Guillet, Provinzial der Jeſuiten, hätte dem Herrn Theaterdirector eine ſehr wichtige Mittheilung zu machen und er würde ihm unendlich verbunden ſein, wenn er ſich ſobald als möglich in das Haus der Väter, in der Inquiſitionsſtraße, bemühen wollte.

„Der Herr Director wird die Gründe der Schicklichkeit würdigen, die mir nicht erlauben, perſönlich zu ihm zu kommen und deshalb die Bitte entſchuldigen.

„Sein ergebener Diener,

„Guillet, G. J.“

Herr Reni, ein gebildeter Mann, war zu artig, als daß er der Einladung des Pater Provinzial nicht hätte Folge leiſten ſollen. Er machte ſich ſofort auf den Weg und trat gegen ein Uhr in das Haus der Väter.

„Herr Guillet, Provinzial der Jeſuiten?“ fragte er den Pförtner.

„Ich werde ihn benachrichtigen. Ihr Name?“

„Der Theaterdirector.“

Der Corridor, in welchem Herr Reni mit dem Bruder Pförtner ſprach, ſtand mit dem kleinen Hofe in Verbindung, in welchem die guten Väter eben promenirten. Einige hatten den übelklingenden Namen „Theaterdirector“ gehört und er ging von Mund zu Mund. Als Reni an ihnen nach dem Cabinet des Provinzial vorüberging, ſah er wie ſie ſich bekreuzigten, als ſei der Satan in ihr heiliges Haus eingetreten.

Das folgende Geſpräch, aus dem der Herr Reni kein Geheimniß machte, fand zwiſchen ihm und dem Pater Guillet ſtatt.

„Ich habe mich beeilt Ihrer Aufforderung nachzukommen.“

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Director. Ich möchte mich mit Ihnen über eine Sache verſtändigen, die uns ſehr peinlich iſt. Sie laſſen ein leider gegen uns gerichtetes Stück aufführen. Bei der jetzigen Stimmung der Gemüther kann dieſe Aufführung ernſte Folgen haben und ſie nährt jedenfalls die bereits ſo ſtark erregten Leidenſchaften in T. Könnten wir uns nicht dahin verſtändigen, daß die Aufführung unterbliebe?“

„Das iſt ſehr ſchwer, denn ich würde das Publicum ſtark verletzen.“

„Ich begreife. Wenn indeß den Schauſpielern eine genügende Entſchädigung . . .“

Der Director durchſchaute ſeinen Mann und wünſchte zu wiſſen, wie weit die Unterhandlung getrieben werde.

„Die Schauſpieler lieben ihre Kunſt. In ihren

Augen giebt es keine Entſchädigung für den Beifall, den ſie von dem Publicum erwarten, wenn ſie ihre Rollen gut geſpielt haben."

„Eine anſehnliche Summe . . ."

„Ich würde es nie wagen, meinen Künſtlern das vorzuſchlagen was ſie für eine Entwürdigung anſehen dürften."

Sehen Sie nur zu . . Sie ſelbſt . . Es handelt ſich darum, der Stadt ein Aergerniß zu erſparen. Die Gutdenkenden werden es Ihnen Dank wiſſen . ."

„Ich gehöre nicht zu denen, die ſich erkaufen laſſen."

Der Jeſuit ſah ſich noch nicht für geſchlagen an. Er fand immer noch die Fähigkeit, auch noch jene Antwort hinzuzuſetzen:

„Wir könnten bis 20,000 Francs gehen."

„Herr Provinzial, was Sie da ſagen, giebt die ſchönſte Reclame, die ſich denken läßt. Ich empfehle mich Ihnen."

Er ging und ließ den verblüfften Pater ſtehen.

Wie konnten ſich Leute, die für ſo klug gelten, einer ſolchen Antwort ausſetzen? Warum hatten ſie nicht bedacht, daß ihr Anerbieten ſie lächerlich machen würde? Ich erzähle, ich erkläre nicht. Wahrſcheinlich glaubte der Provinzial, ein Theaterdirector ſei ſammt ſeine Künſtlern ein gemeiner, leicht käuflicher Menſch. Er ahnte nicht, daß es auch auf den Bretern Ehre und Würde geben könne.

7.

Der Prozeß vor dem Appellationsgericht.

Drei Tage nach der Entfernung Louiſens erhielt Julio folgende Zeilen:

„Lieber Bruder, um Gottes Willen verlaß mich nicht, wenn Du mich lieb haſt! Glaube, daß es ſich dies Mal um meine Freiheit, vielleicht um mein Leben handelt. Laß ab! Ich bin fern von Dir, aber wenn Du die Appellation zurücknimmſt, erhalte ich die Freiheit wieder.“

Dies Mal ſchwankte Julio. Sollten die Jeſuiten eines Verbrechens fähig ſein? Daß ſie ihm die Schweſter entführt, zweifelte er nicht.

Bald aber fand er ſeinen Muth wieder und er ſagte:

„Nein und tauſend Mal nein! Man will mir Angſt machen. Man beutet die Furcht eines armen Mädchens aus, die man in irgend einer Kloſterzelle gefangen hält. Ein Verbrechen wagt man nicht. Die Worte „es handelt ſich vielleicht um mein Leben“ ſind eine Uebertreibung ihres Schmerzes.

Der Gedanke an die Verzweiflung der Schweſter verließ indeß Julio nicht.

„Was liegt mir denn eigentlich an dem Vermögen? Wenn Louiſe ihr Erbe erhalten hätte, würde Verdelon ſie geheirathet haben. Wenn ſie arm iſt, bleibt ſie mir und ſolchen Schatz wiegt die ganze Welt nicht auf. Vielleicht iſt der Verluſt unſeres Prozeſſes das Mittel, deſſen ſich die Vorſehung bedienen will, damit Louiſe friedliche

Tage bei mir verbringt fern von der frivolen und verdorbten Welt. Heben wir alſo die Fortſetzung des Prozeſſes auf. Er wird doch auch dies Mal verloren. Aber, Julio, Du haſt gar nicht das Recht, im Namen Deiner Schweſter zu entſagen. Sie iſt ein junges Mädchen, die in dem Leben, das ſie führte, das Leben gar nicht kennen lernte. Sie unterſchrieb zwar ihren Rücktritt von dem Prozeſſe, aber ſo lange Du nicht zurücktrittſt, hat er keine Wirkung. Du biſt immer noch ihr Vormund. Erfülle alſo Deine Pflicht bis zu Ende. Denke an ſie und ihre Zukunft. Haſt Du das Recht, ſie für immer in ein armes Pfarrhaus einzuſchließen? Du wirſt Dir eines Tages Vorwürfe machen, Vorwürfe von ihr hören und Dich dann einen Egoiſten nennen."

Auch kam ihm die Vermuthung, ob der Brief wirklich von Louiſen ſei. Er unterſuchte ihn genau. Es war ihre Hand, aber doch nicht ganz und ſo kam er bald zu der Annahme, daß er falſch ſei. Er fand manche Beweiſe dafür. Die Kommas waren kurz und dick, während ſie Louiſe dünn und lang zog. Die t in dem Briefe unterſchieden ſich namentlich ſehr von denen, welche Louiſe zu machen pflegte.

Nach zwei Tagen brachte der Briefträger einen andern Brief mit dem Poſtſtempel T. wie der frühere.

„Wenn Du binnen acht und vierzig Stunden die Appellation nicht zurückgezogen haſt, ſteht mein Schickſal unwiderruflich feſt und Du ſiehſt Deine Schweſter nie wieder. Bruder, erbarme Dich meiner."

Dies Mal war die Nachahmung minder ſorgfältig. Man hatte wenig Rückſicht genommen. Der Brief ent-

hielt große Buchstaben ganz anderer Form als sie Louise machte.

„Geduld!“ sagte sich Julio. „Auch dies Geheimniß wird sich aufklären.“

Der Prozeß kam endlich vor dem Appellationsgerichte zur Verhandlung. Die Bewohner von T. waren noch gespannter als das erste Mal. Es lief eine fast fieberhafte Aufregung durch die Stadt. Die Parteien, die einander entgegenstanden, die klerikale und die liberale, warfen einander wüthende Blicke zu. Im Süden steht man immer nahe an der Gewaltthat und greift auch nicht selten zu derselben. Es wurden viel mehr Wachskerzen verbrannt als das erste Mal. Es gab eine Menge neuntägiger Andachten. Die Frommen aller Classen betheiligten sich daran.

Auf der andern Seite hatte die Denkschrift Julios das ungeheuerste Aufsehen gemacht. Sie war als Buch und nicht als Denkschrift gedruckt. Die erste Auflage von mehreren Tausenden von Exemplaren reichte kaum für den ersten Andrang in der Stadt selbst aus und es folgten ihr mehrere andere. Die Independance belge hatte sich sehr eingehend und sehr pikant mit der Schrift und dem Prozesse beschäftigt. Man verlangte das Buch nach Brüssel, London, Turin und Petersburg. Es wurde in ganz Europa bekannt und gesucht.

Julio hatte es ruhig geschrieben. Kein Wort des Hasses kam darin vor, keine übelwollende Beschuldigung. Er ließ den Privattugenden der Mitglieder der Gesellschaft volle Gerechtigkeit widerfahren, dagegen war das Buch schrecklich in Bezug auf das allgemeine System des Ordens, auf den Geist der Herrschsucht, die unersättliche

Habſucht und das begierige Beſtreben, reiche Erbſchaften zu erlangen. Die Jeſuiten ſind eine Art Freimaurer, hieß es darin.

Verdelon ſprach vielleicht minder glänzend, minder warm als das erſte Mal. Es fehlte ihm eben was ihn damals begeiſtert hatte. Er hoffte nicht mehr und hatte deshalb Louiſen aufgegeben. Aber er war bitterer, vernichtender gegen die Jeſuiten.

„Ich weiß nicht," ſagte er, „wie das Gericht entſcheiden wird, unzweifelhaft nach den Geſetzen. Sollte die Entſcheidung anders ausfallen als ſie unſerer Anſicht nach lauten ſollte, ſo giebt es in der civiliſirten Welt eine andere, welche für die Angeklagten ein unverlöſchliches Brandmal ſein wird. Es wird hier ein Stück Zeitgeſchichte geſchrieben und nachgewieſen, daß mitten im neunzehnten Jahrhunderte eine Geſellſchaft, die ſich faſt für heilig ausgiebt, mit Vorbedacht und Anwendung aller denkbaren Mittel reiche Erbſchaften erſchleicht. Und ſoll ich es ſagen? Das Mädchen, das man des Erbes beraubt, das lange aller Gewandtheit eines Mannes wie des Paters Briffard widerſtanden hat, iſt endlich in eine Schlinge gelockt worden. Man hat Fräulein Louiſe von Clavière mit Liſt oder Gewalt aus der Wohnung ihres Bruders hinweggebracht und ſie ihrer Freiheit beraubt. Auch darüber wird das Gericht vielleicht bald zu entſcheiden haben. Möglich, daß den Jeſuiten die halbe Million Francs, um die ſie zehn Jahre lang ſich bemüht haben und mit der ſie die mächtige Citadelle zum Theil bezahlen wollen, welche ſie mitten in T. erbaut haben, wirklich in ihre Caſſe fließt. Sie haben ſie theuer bezahlt, bezahlt mit der — Ehre, welche ſelbſt der Aermſte

unter keiner Bedingung aufgiebt. Sie haben dafür das Brandmal der Schande erlangt, das ich ihnen hier vor dem Gericht aufzudrücken das Recht habe, bevor das Urtel gefällt iſt.“

Alle Beredtſamkeit half nichts. Der Spruch des Appellationsgerichts beſtätigte einfach das Urtel der erſten Inſtanz. Die Jeſuiten ſiegten.

8.

Brief des Jeſuitengenerals.

Der Prozeß Julios gegen die Jeſuiten fand einen lauten Wiederhall in ganz Europa. Der arme Pfarrer hatte ganz richtig vermuthet, daß, wie auch die Gerichtshöfe ſprechen würden, vor der öffentlichen Meinung ein Sieg zu erlangen ſei. Schließlich hatte er die Jeſuiten doch geſchlagen. Sein Buch war da.

Die Freude der Jeſuitenfreunde war indeß groß über den Ausſpruch des Gerichts und groß der Unwille gegen den Verfluchten, gegen den Geiſtlichen, der wie ein Antichriſt auftrat, in der frömmſten Stadt des Südens und Frankreichs überhaupt, den ſo verehrten Jeſuitenorden zu läſtern.

Ein ſtrenges Schreiben ging von Rom ab. Der General der Geſellſchaft ſchrieb offiziell an den Provinzial in T., daß er nicht begreife, wie der Prieſter, der jenes ſchändliche Buch gegen die großen Diener Gottes und des heiligen Stuhles geſchrieben, noch immer zu der

Zahl der Pfarrer eines Sprengels in Frankreich gehöre. Es ſei das ein Aergerniß, das aus der Kirche zu entfernen die höchſte Zeit werde und er trage dem Provinzial auf, in ſeinem Namen dem Erzbiſchof von T. ſeine ganze Verwunderung auszudrücken. Er kenne die Schwierigkeiten der Zeit ſehr wohl und wiſſe, daß die Biſchöfe ſchonend gegen ihre Geiſtlichen zu verfahren hätten, aber die Nachſicht habe eine Grenze und könne zu einer gewiſſen Zeit Mitſchuld werden; er ſei weit entfernt, dem Erzbiſchof Gleichgiltigkeit gegen die Ehre der Geſellſchaft zuzutrauen, aber nach dem Aufſehen, welches der ſchändliche Prozeß gemacht, bei dem Gott und die unbefleckte Jungfrau die unſchuldige Geſellſchaft ſo ſichtbarlich beſchützt, ſei es nur gerecht, daß der Anſtifter dieſer neuen Verfolgung und Verfaſſer der Schrift von kleinem Umfange, aber überreich an Schmähungen, durch die geiſtliche Behörde laut und öffentlich verurtheilt werde zum Beweiſe, daß dieſe Behörde ohne Nachſicht gegen den unglücklichen Prieſter ſei, welcher die Geſellſchaft anklage, im Gegentheil den Geſetzen der heilſamen Zucht entſprechend ſeine Perſon und ſeine Schriften brandmarke.

Er trug ſchließlich dem Provinzial die Verſicherung der höchſten Verehrung für den Erzbiſchof auf und meldete, daß er die heilige Congregation des Index wegen der Verdammung der Schmähſchrift des Abbé Julio angegangen.

Stark durch das ihm günſtige Urtel des Appellationsgerichts begab ſich der Pater mit jenem Briefe aus Rom in den erzbiſchöflichen Palaſt und theilte dem hochwürdigſten Herrn Le Cricq, in höchſt demüthiger Form, im

Grunde aber gebieterisch die Weisungen der Gesellschaft mit, ohne indeß den Brief selbst vorzulegen.

„Sie wissen," entgegnete der Erzbischof, „welchen Antheil Gaguel, ich, die Mitglieder des Kapitels und die ganze Geistlichkeit an der Sache genommen und wie wir uns alle über den Ausgang gefreut haben."

„Das weiß ich . ."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich mit diesem unseligen Geistlichen fast compromittirt bin. Ich forderte ihn förmlich auf, die Appellation zurückzunehmen. Aber er ist so eigensinnig."

„Jetzt aber . ."

„Sehen Sie, hochwürdiger Pater, ich hielt die strengen Maßregeln noch zurück. Wäre ich damit vor dem Ausspruche des Gerichts vorgetreten, so würde man mich gewiß beschuldigt haben, ich mische mich ein . ."

„Nun aber . ."

„Nun . . . bin ich in großer Verlegenheit. Ich schwanke und muß mit mir weiter zu Rathe gehen. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß er eine starke Partei im Volke für sich hat, selbst unter Leuten, die man aufrichtig fromm nennen muß."

„Um so mehr müssen Sie den Schein vermeiden, als duldeten sie noch länger . ."

„Ich dulden, Hochwürdiger? Die Sache liegt mir mehr am Herzen als Ihrer heiligen Gesellschaft selbst. Es trifft mich ja, wenn Einer meiner Geistlichen in T. sich Angriffe gegen sie erlaubt. Indessen die Klugheit . . ."

Der Provinzial sah wohl, daß der Erzbischof laviren wollte und entschlossen sei, gegen Julio nichts zu thun.

Es wurde also Zeit, mit dem schweren Geschütze vorzurücken. Er reichte dem Erzbischofe das Schreiben des Pater General.

Dieses fast drohende Schreiben brachte den Prälaten sichtbar in Verlegenheit. Um keinen Preis hätte er ungefällig gegen den General sein mögen, der in diesem Augenblicke, nach der vollständigen Aussöhnung Pius IX. mit den Jesuiten, so viel zur Erlangung des begehrten Cardinalshutes beitragen konnte. Auf der andern Seite fühlte er sich herabgesetzt. Der Jesuit sprach als Papst und bedrohete den Erzbischof fast als einen Untergebenen.

„Schreiben Sie dem hochwürdigsten Generale, daß Ihnen volle Gerechtigkeit werden soll. Schwer wiegende Gründe, die in den Staaten Sr. Heiligkeit vielleicht nicht so sehr vortreten, nöthigen uns zu großer Schonung unserer Geistlichkeit. Wir kennen die Stimmung der Regierung und müssen in der Zeit des Kampfes vorsichtig sein. Aber glauben Sie mir, ich werde offenbare Beweise für den Unwillen geben, welchen ich über das Verhalten des jungen Menschen empfinde."

Er schloß die Audienz, welche er dem Jesuiten gab, mit vielen freundlichen Worten, welche dafür zeugen sollten, daß er den Orden der Jesuiten hoch verehre.

An demselben Tage ging mit der Abendpost nach St. Aventin folgender eigenhändiger Brief ab:

„T., 29. September 1860.

„Mein lieber Pfarrer,

„ich habe eine wichtige Angelegenheit mündlich mit Ihnen zu besprechen. Wie groß meine Zuneigung zu allen meinen Geistlichen ist, hege ich doch für Sie

ganz beſondere Theilnahme. Kommen Sie alſo und ſprechen Sie mit mir. Ich bedauere freilich ſehr, daß ich Ihnen die Strapaze einer Reiſe zumuthen muß.

„Ich erwarte Sie am erſten Tage.

„Ihr ergebener

„Pat. Franz Le Cricq,

„Erzbiſchof von T.“

„An den Abbé Julio von La Clavière, Pfarrer in St. Aventin.“

Julio wußte durchaus nichts von dem ſchrecklichen Auftritte, bei welchem der Abbé Loubère dem Erzbiſchofe den Schwur abgenöthigt hatte, den armen Geiſtlichen in Ruhe zu laſſen. Der Brief, den er empfing, der wohlwollende, faſt liebevolle Ton deſſelben waren ihm räthſelhaft. Wo blieben die Drohungen?

Am andern Tage reiſete Julio nach T.

„Es thut mir wirklich ſehr leid, mein lieber Abbé, daß ich Sie hierher bemühen mußte. Aber ſchriftlich war die Sache nicht zu verhandeln; wir mußten einander ſehen. Verſtändigen wir uns zunächſt. Reden Sie offen! Sie haben niemals geglaubt, daß ich Sie liebe, nicht wahr?“

„Ich habe nie an Ihrem Herzen gezweifelt.“

„Sie ſind ſehr zart. Der Schein war gegen mich, ich geſtehe es. Aber, lieber Abbé, denken Sie ſich an meine Stelle! Man ſtürmt von allen Seiten auf mich ein. Es ſind tauſend Rückſichten zu nehmen. Es iſt auch in meinem Amte nicht alles Gold was glänzt. Ein Pfarrer, der ſtill dahin lebt, iſt viel glücklicher . . Aber, man muß ſein Kreuz tragen. Sie können ſich vorſtellen, daß man mich in allen Arten geplagt hat. Ihr Buch,

geſtehen Sie ſelbſt, kann wirklich nicht entſchuldiget werden. Sie greifen, mein lieber Abbé, einen in der Kirche verehrten Orden an, einen Orden, erinnern Sie ſich Ihres Breviers, der von Gott in der letzten Zeit zur Bekämpfung der Ketzerei eingeſetzt iſt. So lautet die Stelle; leſen Sie ſelbſt nach.“

Der gute Mann hatte in ſeinem Brevier die Stelle bezeichnet und las ſie Julio vor: Deum Luthero ejusdem temporis haereticis Ignatium et institutam ab eo societatem objecisse.

„Das iſt ſtark, nicht wahr?“ fuhr er fort. „Und dieſen Orden haben Sie angegriffen! Wie haben Sie ihn angegriffen! Wenn ich nicht mit dieſer Sache zu thun hätte und kein Geiſtlicher wäre, würde ich ſagen, Sie haben ihn zermalmt. Sie ſind ſchrecklich gegen ihn geweſen, weil Sie Maß hielten. Das ſage ich unter uns. Nun fällt aber alle Welt über Sie her. Und was ſoll ich thun? Ich las einen Brief aus Rom, der anzeigt, daß Sie dem Index zugewieſen ſind. Was wollen Sie thun? Sie müſſen ſich unterwerfen. Sehen Sie nur, in welcher Lage wir uns Beide befinden. Sie haben die Jeſuiten auf mich gehetzt und ſie laſſen mir keine Ruhe. Und die Jeſuiten verſtehen keinen Spaß und ſie vernichten einen Erzbiſchof von T. ſo gut wie einen Pfarrer von St. Aventin. Ich kenne ſie. Aber mir liegt daran, Ihnen zu beweiſen, daß ich Sie liebe. Ich möchte den Schmerz nicht haben, den Haß der Jeſuiten gegen Sie auszuführen. Reden Sie offen mit mir! Sie können anſtändig von der Rente leben, die Ihnen zugefallen iſt. Nun, treten ſie einige Zeit aus dem Amte, zwei, drei Jahre, wenn es möglich iſt. Mein

lieber Abbé, wer weiß, wie es nach drei oder vier Jahren in Rom und mit den Jesuiten steht. Jetzt geschieht in einem Jahre so viel wie sonst in hundert. Gestehen Sie mir zu, um was ich Sie in aller Freundschaft ersuche. Kommen Sie um Ihre Entlassung als Pfarrer von St. Aventin ein. Schreiben Sie mir gleich hier an meinem Tische ein Briefchen, in dem Sie mir anzeigen, daß Sie sich auf einige Zeit aus dem Sprengel entfernen wollen, um sich Ihrer Gesundheit wegen Ruhe zu gönnen. Ich werde Ihnen durch den Secretair die Genehmigung Ihres Gesuchs zustellen lassen. Ist die Ruhe wieder eingetreten, haben Garibaldi und seine Rothhemden den Index und die Jesuiten aus Rom vielleicht weggefegt — denn es ist alles zu erwarten — so übernehmen Sie in aller Stille wieder eine hübsche kleine Pfarre. Lehnen Sie es nicht ab, mein lieber Abbé. So kommen wir aus der Sache heraus und handeln wie gute Freunde."

Solchen Gründen des gutherzigen Erzbischofs war unmöglich zu widerstehen. Er hatte eine gar freundliche Art, Jemanden auf die Straße zu setzen. Julio sah auch ein, daß er sich in guter Manier fügen müsse.

Der Erzbischof wies ihm einen Platz an seinem eignen Schreibtische an und Julio schrieb das gewünschte Entlassungsgesuch.

Da klingelte der Erzbischof. Ein Secretair erschien und erhielt den Auftrag, die Genehmigung des Gesuchs an Herrn Abbé Julio von La Clavière, Pfarrer von St. Aventin, auszufertigen.

„Haben Ew. Gnaden die Güte, meinen Titel als Ehrenmitglied des Kapitels hinzu setzen zu lassen."

„Sehr gern. Es verſteht ſich von ſelbſt, liebes Kind, daß ſie vierzehn Tage und länger Zeit haben, Ihre Angelegenheiten in St. Aventin zu ordnen. Zeigen ſie nur durch ein Paar Worte meinem Secretair an, wenn das Pfarrhaus frei iſt.“

Der Secretair kam bald zurück.

Der Erzbiſchof umarmte den jungen Geiſtlichen und Julio ging. Er war in dem Sprengel T. nichts mehr.

Am andern Tage las man in einem Blatte: „Der Abbé Paul Caze, Vicar von . . ., iſt zum Pfarrer in St. Aventin ernannt.“

Der Erzbiſchof hatte die Jeſuiten befriediget.

Der väterliche Ton, die Freundlichkeit, die faſt bis zur Zärtlichkeit gegen Julio ging, erklärt ſich leicht. Der arme Abbé freilich konnte ſie ſich nicht erklären. Woher, fragte er ſich, dieſe Nachgiebigkeit? Der Fürſt, der mit einem Worte zertrümmern konnte, hatte ſich entſchuldigt, daß er Julio von St. Aventin her berufe. Er hatte ihm einen liebevollen Brief geſchrieben. Er nahm ihn in der allerfreundlichſten Weiſe auf. War es Heuchelei, um Julio leichter zu der Einwilligung zu bringen, den Sprengel T. zu verlaſſen? Nichts von allem dem. Der Abbé Loubère, der Mörder, ſchwebte dem Prälaten noch immer vor und Julio wußte von dem Drama im erzbiſchöflichen Palaſte nichts, bei dem ſein Name eine ſo große Rolle geſpielt hatte.

Der Erzbiſchof war trotz ſeiner hohen Stellung abergläubiſch wie ein altes Weib. Wie ein Alp laſteten auf ſeiner Erinnerung das Blut jenes Geiſtlichen, das ſeinen großen Divan im Empfangsſaal beſpritzt und der Leichnam, der vor ihm am Fußboden gelegen hatte. Es war

ihm, als habe er den Purpur, den er ſo ſehr erſehne, nun geſehen, und als ſei dieſer Purpur nichts als das Blut des Geiſtlichen, das ſein violettes Gewand geröthet, als er mit ſeinem Kammerdiener — damit kein anderer der Dienſtboten von dem ſchrecklichen Vorgange etwas erfahre — den Körper Loubères in ein Zimmer getragen.

Es war nämlich Folgendes geſchehen.

Als Loubère, von der Kugel getroffen, auf den Divan in dem Salon geſunken, war der Erzbiſchof aus Entſetzen geflohen. Ehe er aber aus dem Vorzimmer ging, um nach Hilfe zu rufen, beſann er ſich eines Andern. Sein Kammerdiener war ein bejahrter achtbarer Mann, der ſein ganzes Vertrauen genoß. Ihm klingelte er und ihm theilte er in Geheim mit, daß ein armer Geiſtliche, wahrſcheinlich in einem Anfalle von hitzigem Fieber, vor ſeinen Augen ſich den Tod gegeben.

Der Kammerdiener beſah die Wunde. Bei der raſchen Armbewegung, die der Unglückliche gemacht, um ſich von dem Erzbiſchof nicht feſthalten zu laſſen, hatte er die Waffe nicht recht gehalten. Die Kugel war ihm nicht durch den Kopf, ſondern außen an der Schläfe hingegangen und hatte eine klaffende Fleiſchwunde geriſſen, die zwar ſehr ſchlimm ausſah, aber offenbar nicht tödtlich war. Dem Erzbiſchof lag vor allem daran, die Sache zu vertuſchen, weil das Publicum ſie jedenfalls gehäſſig auslegte.

„Wir haben einen Arzt, einen zuverläſſigen Mann," ſagte der Erzbiſchof. . . „Wir wollen den Verwundeten auf ein Bett tragen. Der Arzt mag ihn unterſuchen. Im Hauſe ſagen wir, der Unglückliche habe hier im Saale einen Blutſturz bekommen. Iſt er geneſen, ſo

geht er ſtill fort. Die größte Unruhe, die wir haben, iſt nicht ſo ſchlimm als ein großes Aergerniß, das nicht ausbleiben würde.“

Der Kammerdiener fand, daß ſein Herr Recht habe. Der Schuß war im Hauſe nicht gehört worden, weil gerade ein Cavallerieregiment mit Muſik draußen auf der Straße vorübergezogen und die ſchweren Vorhänge zugezogen geweſen, um das grelle Licht und die Hitze abzuhalten.

Der Verwundete wurde bewußtlos von dem Erzbiſchof und dem Kammerdiener auf ein Bett getragen. Hier kam er zu ſich und wunderte ſich nicht wenig, den Erzbiſchof als ſeinen Krankenwärter zu ſehen. Der Kammerdiener war eben nach dem Arzte gegangen. Sprechen konnte der Verwundete nicht. Der Arzt kam endlich. Obgleich die Wunde nicht tödtlich, war ſie doch ſehr gefährlich und der Unglückliche konnte doch daran ſterben durch Hirnerſchütterung. Die Wunde wurde verbunden, Rand zierlich an Rand genäht und der Kranke der Pflege des Dieners überlaſſen. Wenn dieſer abgehalten war, löſete ihn der Erzbiſchof ſelbſt ab. Die Leute im Hauſe ſollten einmal nichts wiſſen.

Bei ſolchen Wachen, in der Nacht, war es, daß der abergläubiſche Erzbiſchof, im Halbſchlummer, ſich ganz in Roth gekleidet ſah. Erwachte er ganz, ſo dachte er an Julio. Dieſer ſtand dann ruhig vor ihm und ſagte mit ſeiner ſanften Stimme: ich habe Dich nie bedroht. Weder mein Herz noch mein Mund befleckt ſich durch einen Gedanken voll Haß. Ich habe Deine hohe Stellung und Deine Würde ſtets geachtet, aber — es

giebt einen Gott für die Unterdrückten, die ſich geduldig ergeben und nicht über ihn klagen.

Als Loubère ganz geneſen war, ließ der Erzbiſchof ihn zu ſeinen Aeltern bringen. Nach dem was geſchehen war bat er den Prälaten natürlich, ihm eine Stelle außerhalb des Sprengels geben zu laſſen. Le Cricq hatte nun in Rom, bei ſeiner Reiſe dahin, den Erzbiſchof von Chambery genau kennen gelernt. An dieſen gab er ihm ein Empfehlungsſchreiben mit. Freigebig fügte er eine Banknote von tauſend Francs bei."

„Ich nehme das Geld an," antwortete Loubère, „aber nicht um dieſes Geld, um nichts in der Welt entbinde ich Sie von dem Schwure, den Sie vor dem Crucifixe gethan. Mein Blut muß wenigſtens etwas nützen. Das vergeſſen Sie nie!"

Der erſchrockene Erzbiſchof wagte nichts darauf zu antworten. Unter dem Eindrucke des letzten Auftrittes, der zwar weniger erſchütternd war als der erſte, aber friſcher im Gedächtniß, empfing er den Beſuch des Provinzials. An dieſem Tage verwünſchte er von ganzem Herzen „die zudringlichen Jeſuiten". „Ja, ſie ſind unſere Herren," dachte er. „Der Abbé Julio hat Recht."

Er ärgerte ſich alſo, aber er war artig und gefällig gegen den Provinzial und kam dem von Rom ergangenen Wunſche nach, nur ſuchte er es ſo einzurichten, daß Julio ſich freiwillig zu entfernen ſchien und er ſelbſt dem rächenden Schatten, wenn derſelbe in ſeinen Träumen erſchien, ſagen konnte: „Julio hat mich ſelbſt um die Entlaſſung gebeten. Hier iſt ſein Schreiben."

9.

Berühmtheit Julios.

Dieſes Jahr war das Ende der Badeſaiſon in Luchon ſehr glänzend geweſen. Es erſchienen eine Menge Fremder. Der Prozeß Julios machte da das größte Aufſehen. Der kleine Bücherverkäufer, der die fünf ſchönſten Monate des Jahres da zuzubringen pflegte, ſpeculirte auf die Schrift Julios. Er ließ eine bedeutende Anzahl Exemplare kommen. Ein rieſiger Zettel mit der Aufſchrift: Die enthüllten Jeſuiten. Preis 1 Frcs. zog die Blicke der zahlreichen Spaziergänger an. Das kleine „ſchlechte" Buch wurde begierig geleſen und ein Ausflug nach St. Aventin eine modiſche Wallfahrt, ſo daß der Beſuch in dem Pfarrhauſe, ſo lange Julio noch da blieb, faſt nicht aufhörte. Angeſehene Männer, Beamte, Schriftſteller, vornehme Fremde ſtrebten nach der Ehre, die Hand des muthigen Mannes zu drücken, der ſein Recht in ſo edler Weiſe gegen eine mächtige und in ihrer Rache ſchreckliche Geſellſchaft behauptet hatte.

Der Biſchof von ..., der auch in das Bad gekommen war, unternahm die Freundſchaftswanderung ebenfalls zum großen Verdruſſe des Pfarrers von Luchon, der nicht begriff, daß ein Biſchof mit dieſem Verfluchten umgehen könne.

„Aber ich liebe den guten Abbé Julio," ſagte der Biſchof.

„Das ſteht Ihnen frei, aber Sie werden mich entſchuldigen, wenn ich Sie nicht begleite."

„Was hat er Ihnen zu Leid gethan?“

„Er hat die Kirche in ihren berühmteſten Vertheidigern beſchimpft. Sehen Sie nur, man verkauft ſeine Schandſchrift überall. Er hat nun auch die Schmach, von Zeitungen gelobt zu werden wie die Opinion nationale„ der Siècle, die Independance belge.“

„Das iſt freilich ſchlimm!“

„Es wird auch das Interdict über ihn ausgeſprochen werden. Sein Nachfolger iſt ſchon ernannt.“

„An das Interdict glaube ich nicht. Er hat ja auch nur ſein Recht vertheidigt.“

„Aber ſein Buch, ſein Buch, Herr Biſchof! Ich glaube nicht, daß ein Geiſtlicher noch mit ihm ein Wort ſpricht. . . Wer die Jeſuiten angreift, greift uns alle an.“

„Ich ſehe, mein lieber Pfarrer, daß die guten Väter einen warmen Freund in Ihnen haben. Guten Abend!“

Der Biſchof hatte ein Zimmer in dem Pfarrhauſe. Dahin begab er ſich und ſeinem Diener befahl er, für den andern Tag ſich bereit zu halten.

Der Ausflug wurde gemacht.

„Herr Biſchof,“ ſagte Julio, ſobald er denſelben erblickte, „Sie werden dieſe Handlung chriſtlicher Liebe, Ihren Beſuch bei einem Verbannten, theuer bezahlen müſſen. Cardinal werden Sie ſicherlich nicht.“

„Vielleicht,“ antwortete der Biſchof. „Ich bin noch jung und ſpare mich für andere Zeiten auf. Dann ſind die Jeſuiten vielleicht weniger mächtig in Rom.“

Der Biſchof blieb den ganzen Tag in St. Aventin und Julio geleitete ihn auch in das kleine Zimmer Louiſens.

„Sie iſt nicht mehr da. Was hat man mit ihr vorgenommen? Bin ich nicht recht unglücklich?“

„Möglicher Weiſe hat man etwas erſonnen, um Ihre Schweſter zu erſchrecken; Gewaltthat iſt heut zu Tage nicht wohl möglich.“

„Das hoffe ich.“

„Sie werden indeß wohlthun, ſelbſt die nöthigen Schritte zu thun, um ſie zu finden. Sie müſſen jedenfalls wiſſen, wo ſie iſt, gleichviel ob ſie freiwillig gegangen iſt oder nicht. Sie haben vielleicht auch mehr Glück als die Polizei.“

Eben als der Biſchof St. Aventin verließ, erhielt Julio folgenden Brief:

„Herr Abbé, ich habe den intereſſanten Fall, den Sie mir vorlegten, nicht aus den Augen verloren. Auf allen Punkten Frankreichs, wie im Auslande, ſind und werden Nachforſchungen angeſtellt. Ich kann Ihnen ſogar die Verſicherung geben, daß Se. Excellenz der Herr Juſtizminiſter der Sache ſich angenommen hat und ſie mit beſonderem Eifer fördert. Er hat mir einen leider etwas unbeſtimmten Bericht Eines unſerer Agenten in Italien mitgetheilt, welcher das Signalement des Fräuleins von La Clavière in einer jungen Perſon zu erkennen glaubte, die in der Mitte des Monats auf einem Dampfboote in Geſellſchaft zweier Nonnen und eines Mädchens von dreizehn bis vierzehn Jahren in Civita Vecchia ankam.

„Es ſind Befehle von Paris an meinen Agenten in Rom abgegangen. Nach langen und geheimen Nachforſchungen iſt ermittelt worden, daß die junge Dame ſich nicht in dem Kloſter della Trinita del Monte befindet,

dem einzigen Hauſe, das die Damen vom heiligen Herzen in Rom haben.

„Das iſt die einzige etwas genaue Angabe, die aus dem Auslande dem Juſtizminiſterium zugegangen.

„Ich muß indeß hinzufügen, daß wir aus den Berichten erſehen, die wir hier in T. erhalten haben, daß am 14. September, alſo zwei Tage nach dem Verſchwinden Ihrer Schweſter von St. Aventin, eine Dame nach der kleinen Eiſenbahnſtation Escalquens ein junges einfach gekleidetes Mädchen begleitete, deſſen vornehmes Weſen Aufſehen erregte. Ihr Signalement paßt einigermaßen auf Ihre Schweſter. Man konnte nicht genau ermitteln, wohin das Billet des Mädchens lautete, das mit einer Dienerin in ein Coupé erſter Claſſe ſtieg. Dem Agenten, welcher das meldete, fiel die Schönheit und die tiefe Traurigkeit der Reiſenden auf, weshalb er Notiz nahm.

„Genaues alſo haben wir nicht. Benutzen Sie die Notizen. Wir unſerer Seits ſetzen unſere Nachforſchungen fort.

„Im Vertrauen muß ich Ihnen noch mittheilen, daß wir durchaus keine Spur von einer Betheiligung der Jeſuiten bei der Sache haben.

„Genehmigen Sie ꝛc.“

10.

Condolenzbeſuch bei der weltlichen Macht des Papſtes.

Drei große Thatſachen ragen in der Geſchichte der neuern Zeit hervor: die Reformation im ſechszehnten Jahrhundert, die Revolution von 1789 und der Fall der weltlichen Macht der Päpſte im neunzehnten Jahrhunderte. Es ſind drei Kriſen in der abendländiſchen Menſchheit, deren letztes Ziel das große Wort Befreiung iſt.

Die Verbrennung der päpſtlichen Bulle durch Luther, die Verkündigung der Menſchenrechte durch den Convent und Pius IX. oder ſein Nachfolger als Kirchenoberhaupt im Vatican ſchließen die ganze Arbeit des menſchlichen Geiſtes in ſich, welche dazu gehörte die eherne Schale zu zerbrechen, damit der moderne Menſch hervorgehen könne.

Dieſe Arbeit dauerte tauſend Jahre. Der durch die Reformation gegebene Anſtoß iſt längſt zur Ruhe gekommen. Die Revolution von 1789 geht ihrem letzten Ende entgegen. Dem Sturze des Papſtkönigthums wohnen wir bei.

Vom religiöſen Standpunkte aus war die Reformation gänzlich unfruchtbar. Sie ſtürzte den alten Katholicismus, ſchuf aber keinen Chriſten mehr und heute ſtirbt bei ihr, wie in einem Lande voll Mönche und Prälaten, alles im Unglauben hin, welcher die Krankheit der Seele geworden iſt, die ſich von den alten Formen

vom Mittelalter her nicht befriediget ſieht. Aber die Erſchütterung, welche die Reformation dem Menſchengeiſte gab, war eine wahre intellectuelle Revolution. Sie verkündigte die Geiſtesrechte und das Königthum des menſchlichen Gedankens. Von dieſen Tagen an war dieſer Geſammtgedanke, Meinung genannt, in der That König der Welt.

Die Revolution, die Luther bewirkte, iſt die Befreiung des menſchlichen Geiſtes, der das ganze Mittelalter hindurch durch den Buchſtaben gefangen gehalten worden war.

Die Revolution von 1789 iſt die ſociale Befreiung der Menſchheit, die durch das alte Staatsrecht für ewig unmündig erklärt worden war.

Die Revolution, welche durch die Verkündigung Roms als Hauptſtadt Italiens bewirkt wird, iſt die Befreiung der evangeliſchen Idee, die ſo ſeltſamer Weiſe mit dem päpſtlichen Cäſarismus verbunden war.

Die Reformation glaubte eine religiöſe Bewegung zu bewirken und bewirkte eine intellectuelle.

Italien glaubte eine politiſche Bewegung anzuregen und bringt eine religiöſe hervor.

Alſo:

Intellectuelle Revolution,

Sociale Revolution,

Chriſtliche Revolution.

Das iſt das dreifache Werk des Menſchengeiſtes, der Befreiung ſuchte. Eigentlich und urſprünglich iſt der eingeſtandene Zweck Abhilfe von Beſchwerden, Bürgſchaften gegen Bedrückung oder eine beſſere Stellung in der Exiſtenz eines Volkes. Mit einem Male aber erhebt

ſich wunderbar eine neue Welt aus den Kämpfen, deren Bedeutung die Meiſten der Zeitgenoſſen gar nicht begriffen. Ahnte der Mönch Martin Luther, der ſich für eben ſo unfehlbar hielt wie der Papſt, daß ſeine Gewaltthaten gegen Rom die Verkündigung der philoſophiſchen Magna charta der Menſchheit wären? Der Convent war weit entfernt von dem Glauben, daß er auf ewigem Granit die Grundlagen des modernen Geſellſchaftsrechts lege, und die italieniſchen Patrioten, die vor den großen auf einander eiferſüchtigen Städten Turin, Neapel, Florenz und Mailand ſagten: Wir müſſen das große Rom als Hauptſtadt haben — wiſſen nicht, daß ſie damit die Kirche befreien.

Der letzten Revolution, welche jetzt in Italien vollbracht wird, ſetzt man Widerſtand, den heftigſten Widerſtand entgegen. Aber der rieſige Bau in Rom iſt zu zerſprungen und wankt, wird er berührt, gleichviel ob von einigen Berſaglieri oder einigen Freiwilligen, ja nur von einer kleinen diplomatiſchen Note, die einfach anzeigt, daß die Wache in Sant Angelo nicht mehr bezogen werde, ſo ſtürzt er unter einer gewaltigen Staubwolke zuſammen, ſein donnernder Fall erſchüttert die Welt und erſchreckt das chriſtliche Europa. Bannfluch und Excommunication erhalten ihn nicht mehr aufrecht.

Solche und ähnliche Gedanken beſchäftigten Julio, als er auf einer Bank auf dem Verdeck des Dampfers ſaß, der raſch die herrlichen Wogen des Mittelmeeres durchſchnitt. Er wollte nach Rom gehen und er nannte dieſe ſeine Reiſe einen Condolenzbeſuch bei der weltlichen Macht des Papſtes.

11.

Julios Irrfahrt.

Wir befinden uns auf dem Dampfboote von Marſeille nach Civita Vecchia. Julio iſt nicht in Prieſtertracht, aber ſchwarzgekleidet. Man kann ihn für einen Beamten, für einen Arzt, für einen Profeſſor halten, aber er verbirgt ſich nicht, um in ſeinem Brevier zu leſen. Die Paſſagiere wiſſen bald, daß er ein Geiſtlicher iſt; er hat es nicht verheimlicht, aber auch nicht geſucht es bekannt werden zu laſſen.

Auf dem Dampfer befindet ſich ein Mann in vollſtändiger franzöſiſcher Prieſtertracht. Er ſcheint ſich allerdings nicht viel mit ſeinem Brevier zu beſchäftigen; er macht leicht mit den Leuten Bekanntſchaft und thut ziemlich wichtig. Julio befindet ſich beſcheiden auf dem zweiten Platze; er iſt nach ſeinem Geſchmacke gut genug. Er fühlte aber auch das Bedürfniß ſeine Mittel zu ſchonen. Der Abbé Denis, wie ſich der Andere nennt, iſt auf dem erſten Platze und er legt Werth auf den Ehrenplatz, den ihm der Capitain bei der Tafel überläßt.

Dieſe beiden Männer ſind ſehr ungleich. Der Eine iſt die Aufrichtigkeit ſelbſt in allem Wahren und Guten, der Andere die leicht unter Gutmüthigkeit verhüllte Schlauheit. Der Eine ſpricht wenig und in gemäßigtem Tone, der Andere ſpricht laut über Alles und hat Alles geſehen.

Julio könnte ein halbes Jahr auf einem Dampfſchiffe ſein und kein Wort ſprechen, wenn nicht eine beſondere Gelegenheit käme, ein Geſpräch mit Jemand anzuknüpfen. Der Andere war noch nicht zwei Stunden

auf dem Deck, als er ſchon den erſten Platz verließ und keck auf den zweiten hinüberging. Da ſah er Julio im Brevier leſen und ſagte laut und ohne Weiteres zu ihm:

„Sie ſind ein Geiſtlicher, das freut mich; ſo bin ich doch nicht der Einzige. Sie reiſen ohne Zweifel nach Rom? Ich mache eine lange Reiſe, durch die ganze Halbinſel, von Stadt zu Stadt. Solches Reiſen in Italien iſt jetzt intereſſant.“

Ohne Julio Zeit zu einer Antwort zu laſſen, ſetzte er ſich neben ihm auf die Bank und erzählte ihm ausführlich ſeine ganze Lebensgeſchichte, ſowie die ſeiner Familie und daß er ſeine Studien bei den Jeſuiten gemacht, ſeinen theologiſchen Curſus in Lyon. Er gab an, wo er jetzt angeſtellt ſei, verſchwieg ſeine große Unzufriedenheit mit dem Cardinal Erzbiſchof nicht, der ihn in einem Winkel des Sprengels vernachläſſige, und erwähnte ſeine Beſchwerden gegen die Jeſuiten, die ihm Schutz wegen Gefälligkeiten verſprochen, die er ihnen habe leiſten können. Jetzt habe er die Abſicht, ſetzte er hinzu, die Welt ſich etwas anzuſehen, weil er ſeit einigen Jahren wohlweislich geſpart und weil ihm ein Großoheim reichlich mit Geld zu der Reiſe nach Italien verſehen habe, von der er ſich ſehr viel verſpreche, da er ſich vorgenommen habe vielerlei zu ſtudiren, was eben nur in Italien ſtudirt werden könne. Er ſprach von der Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe und der Beſeitigung der Malaria; er wandelte die römiſche Wüſte in blühende Städte um, durchſuchte den Grund der Tiber, führte Victor Emmanuel nach dem Quirinal und ließ ihn von Pius IX. umarmen, dem er die weltlichen Sorgen abnahm.

Julio hörte alles das ruhig an, doch aber mit einer gewiſſen Neugierde.

Es geſchah dies auf dem Deck am Morgen nach der Einſchiffung in Marſeille, als die Küſten der Provence langſam am Horizont verſchwanden.

Der Abbé Denis ging auf und ab, ſprach mit dem Capitain, als kenne er denſelben ſchon zwanzig Jahre, war außerordentlich artig gegen die Damen, ſehr freundlich und gefällig gegen alte Herrn und ſchien ſich nur nicht um die zu kümmern, die jünger als er waren.

Nachmittags kam er wieder zu Julio.

„Da bin ich wieder, lieber Abbé! Ich habe Ihnen zu viel von mir vorgeredet und Sie ſind ſehr geduldig geweſen. Ich habe nun einmal den Fehler, etwas viel zu reden. Das Reiſen hat ja auch das Angenehme, daß man von allem reden kann. Zu welchem Sprengel gehören Sie?“

„Zu T., Herr Abbé!“

„Ah, alte Stadt, berühmte Stadt! Sie haben da ein Capitol.“

Julio lächelte und dachte bei ſich:

„An dem iſt ein Weinreiſender verdorben.“

„Sie waren Vicar an einer Kirche in der Stadt?“

„Ich hatte eine Pfarre in den Pyrenäen.“

„Das ſoll eine prachtvolle Gegend ſein, ſchrecklich aber im Winter, nicht?“

„Nicht gar ſehr.“

„Und, wenn ich fragen darf, Ihr Name?“

„An meinem Namen liegt wenig.“

„Darf man ihn nicht erfahren?“

„Julio von La Clavière.“

„Julio! . . Warten Sie . . Der Name iſt mir ſehr bekannt . . Beſinnen wir uns! Sind Sie gar der Verfaſſer des famoſen Buches, das ich mir in Lyon gekauft habe, „die enthüllten Jeſuiten?“

„Allerdings.“

„Nicht möglich! Wie glücklich ſich das trifft! Ich habe in ſolchen Dingen immer viel Glück. Komme ich da mit Ihnen zuſammen, dem Abbé Julio, der es den Lojolas ſo geſagt hat!“

„Nicht mehr als was Recht war.“

„Natürlich! Ich liebe dieſe Jeſuiten auch nicht. Keiner der Geiſtlichen liebt ſie bei uns in Lyon. Sie vergelten aber Gleiches mit Gleichem. Der Cardinal fürchtet ſie. Wenn wir Geiſtlichen unter uns ſind, geht es ihnen ſchlecht.“

„Ich verehre ſie als Geiſtliche, weil ſie es im Allgemeinen verdienen; ich tadele nur den gefährlichen Geiſt ihres Ordens.“

„Ohne Zweifel! Gewiß! Das wollte ich eben ſagen. Ich las das auch ſogleich aus Ihrer Schrift heraus. Alle ſind ſie freilich nicht Heilige. Es giebt gar Manche, die ein heilloſes Leben führen. In Paris haben ſie hübſche Privatwohnungen, in denen ſie die vornehmen Damen empfangen.“

„An dergleichen glaube ich nicht.“

„Sie ſind zu gutmüthig, Herr Abbé Julio.“

Abends kam der ewige Abbé Denis nochmals zu Julio.

„Wir ſprachen von Ihnen bei Tafel,“ ſagte er. „Der Capitain hatte Ihr Buch auch geleſen. „Es iſt ein ſtarkes Stück,“ meinte er. Einige Jeſuitengeſichter ſaßen dabei, aber wir redeten von der Leber weg, der

Capitain und ich. Da miſchte ſich endlich ein Menſch ein, den die guten Väter nach Rom ſpediren. „Es iſt ein Schandbuch," ſagte er. „Was nennen Sie ein Schandbuch!" entgegnete ich und warf ihm einen grimmigen Blick zu. Wahrſcheinlich ſoll er bei den päpſtlichen Zuaven angeworben werden. Freilich! die adeligen Familien haben mitunter Söhne, mit denen nichts anzufangen iſt. Fort! Päpſtlicher Zouave! Die Jeſuiten geben ihm die Marſchroute und der Papa iſt den Herrn Sohn los."

Julio konnte nicht begreifen, woher der Menſch alle die Worte nahm, die er fortwährend ſprach. Er war wie eine immer laufende Quelle, ſchien aber im Ganzen gutmüthig zu ſein. Julio gehörte zu denen, die ſo leicht Niemand etwas Schlimmes zutrauen und immer nachſichtig ſind gegen Schwächen und Thorheiten. So ſtudirte er denn den ſchwatzhaften Geiſtlichen von Lyon wie etwas Eigenthümliches.

Leider war derſelbe auch äußerſt neugierig und ſo brachte er richtig von Julio bald heraus, daß er eine Schweſter ſuche, die wahrſcheinlich in irgend einem Kloſter in den römiſchen Staaten eingeſperrt gehalten werde.

„Das haben gewiß wieder die Jeſuiten gethan. Ich ſage immer, man darf ihnen nie trauen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ſuchte nicht an zehn verſchiedenen Orten. Sie iſt ſicherlich in Rom. In Rom iſt ſie, ſage ich Ihnen, ſo gewiß als wir Beide jetzt auf dem Mittelmeere ſchwimmen. Wenn ich dort wäre, wollte ich das Kloſter ſehr bald finden, in dem man ſie gefangen hält."

„Das iſt vielleicht nicht ſo leicht als Sie glauben."

„Ich holte mir die Schweſter vor der Naſe des Jeſuiten-Generals heraus.“

Julio wurde des Redens, des Tones und der Vertraulichkeit des Abbé Denis überdrüſſig, ſtand auf und ging in ſein Cabinet.

In Civita Vecchia hatte Julio nichts Eiligeres zu thun, als ſich zu dem Agenten der franzöſiſchen Polizei zu begeben, an den er einen Brief von dem Staatsanwaltsſubſtituten in T. beſaß. Der Mann war ſehr geneigt, Julio zu unterſtützen, wenigſtens mit ſeinem Rathe und mit ſeiner Erfahrung.

„Es iſt hier keine Polizei als die unſerige, ſehr thätig aber iſt dieſe in Rom und wenn ſie noch nichts entdeckt hat, nicht einmal Spuren von Ihrer Schweſter, ſo ſcheint daraus hervorzugehen, daß man ſie gar nicht daher gebracht hat oder daß ſie doch nicht lange hier geblieben iſt. Ein fremdes Geſicht, namentlich ein weibliches, entgeht unſeren Agenten nicht leicht. Wenn übrigens, wie Sie anzunehmen Gründe zu haben ſcheinen, die Jeſuiten die Entführung bewirkt haben, ſo haben dieſe Ihre Schweſter ſicherlich nicht in eine Stadt bringen laſſen, wo ſie, wie ſie recht gut wiſſen, von uns überwacht werden. Welche Idee z. B., die entführte Perſon in das Haus zum heiligen Herzen della Trinita del Monte, zu bringen, in dem die vornehme Welt Roms täglich erſcheint, die Kinder alles bemerken und man Jemand nicht vier und zwanzig Stunden verſteckt halten könnte. Nach den ſorgfältigſten Nachforſchungen durch unſere zahlreiche Polizei in Rom habe ich die Ueberzeugung, daß neue Nachſuchungen völlig nutzlos ſind, Geld und Zeit vergeblich aufgewendet werden würden. Wenn

mich dagegen meine Witterung nicht täuſcht, ſo haben die Jeſuiten, die überallhin Verzweigungen treiben, das Mädchen in irgend eines der alten Klöſter der Provinz gebracht, die kleine Citadellen ſind und in denen alle Gebräuche der alten Zeit noch herrſchen, auch das Aſylrecht noch gilt, die Polizei nie erſcheint und ein Gefangener hundert Jahre bleiben könnte, ohne daß es Jemand erfährt. Verlaſſen Sie ſich auf meine Erfahrung. Gehen Sie nicht nach Rom — außer zu Ihrem Vergnügen — ſondern durchſuchen Sie die Umgegend als Touriſt, als Archäolog, als Handelsmann, um beſſer überall hin zu gelangen. Sprechen Sie dabei immer Italieniſch, das Ihnen vielleicht geläufig iſt. Die römiſchen Staaten beſtehen nur noch aus vier Provinzen: der Delegation Civita Vecchia, in der wir uns befinden, Viterbo, in Norden angrenzend, Froſinone an der neapolitaniſchen Grenze im Süden und der provincia di Roma, wie die Italiener ſagen, in der Mitte. Alles zuſammen giebt ein Land von 50 St. in der Länge und 15 in der Breite. Sie können es alſo leicht durchwandern. In dieſem Augenblicke ſind auch die Straßen ziemlich ſicher. Beſuchen Sie die Kirchen fleißig. Geben Sie ſich ſogleich für einen Geiſtlichen oder für einen Handelsmann, für einen Alterthumsforſcher aus; da erregen Sie keinen Verdacht und der Zufall oder beſſer geſagt, die Vorſehung wird Sie unterſtützen. Die Gegend iſt ſehr reich an Biſthümern und Klöſtern. Gehen Sie überall hin; unterſuchen Sie Alles; reden Sie mit den Leuten in jedem Hauſe. Brauchen Sie aber immer Vorſicht. Sie ſehen ruhig und gelaſſen aus; das muß man den Italienern gegenüber immer ſein, denn ſie ſind unglaublich

ſchlau. Leben Sie wohl. Kommen Sie immer zu mir. Ich habe nebſt allen meinen Agenten ſtrenge Weiſung Ihnen behilflich zu ſein.“

Julio dankte dem Manne ſehr, der ihm wirklich wohlzuwollen ſchien und entfernte ſich. Kaum war er aus dem Zimmer deſſelben getreten, ſo rief ihn dieſer noch einmal zurück und ſagte leiſer zu ihm:

„Ich habe mir alles noch einmal überlegt und muß Sie erſuchen, hier zu Lande, namentlich in Rom ſehr auf Ihrer Hut zu ſein. Wir wiſſen, daß die Jeſuiten auch ihre Polizei haben. Wahrſcheinlich iſt es ihnen ſchon bekannt, daß Sie in Italien ſind. Sie haben ein Intereſſe daran, Sie zu verderben. Wären Sie kein Geiſtlicher, ſo würden wir ihnen Trotz bieten können in allem, außer den Dolchſtichen. Da Sie aber ein Geiſtlicher ſind, ſo haben Sie große Gewalt über das Inquiſitionsgericht, unter dem in Rom Alle ſtehen, welche zu den heiligen Orden gehören. Es iſt nichts leichter, als in Rom einen Geiſtlichen zu verderben. Man ſchreibt ihm ein Vergehen zu, das nicht der Civiljuſtiz unterliegt und er wird der Inquiſition überliefert. Ich habe Ihnen genug geſagt. Sie werden mich verſtehen und ich ſetze nur hinzu, daß die franzöſiſche Polizei bei dieſem Gerichte nichts vermag. Man erzählt ſchreckliche Dinge von ihm, obgleich es ſeit Pius IX. etwas milder geworden iſt. Trauen Sie ihm nicht, um Gotteswillen aber ſagen Sie nie, daß ich Ihnen dieſe Nachricht gegeben habe. Nachdem wir die Italiener fortwährend die heilige Inquiſition mit Entſetzen nennen hörten, ſind ſelbſt wir Franzoſen nicht ganz unbeſorgt wegen dieſes geheimnißvollen Gerichtes und mögen nicht gern etwas mit ihm zu

ſchaffen haben. Alſo verſchwiegen und vorſichtig! Noch einmal, leben Sie wohl! Möge Ihnen das Glück günſtig ſein!

12.

Fortſetzung der Irrfahrt Julios.

Der Erſte, welcher Julio auf der Straße begegnete, war der Abbé Denis.

„Sie reiſen nach Rom?“

„Keineswegs.“

„Gewiß hat man Ihnen abgeredet.“

„Allerdings.“

„Dann hat man Sie getäuſcht und will Sie ins Verderben bringen.“

„Welches Intereſſe könnte man dabei haben?“

„Wer weiß? Die Polizei dient manchmal zwei ganz entgegengeſetzten Parteien.“

„Ich habe von dieſer Seite nichts zu fürchten.“

„Sie kommen von dem franzöſiſchen Agenten.“

„Woher wiſſen Sie das?“

„Nur zufällig.“

„Nun ja. Er gab mir unwiderlegliche Gründe an, mich zu veranlaſſen, meine Zeit in Rom nicht zu verlieren.“

„Folgen Sie ſeinem Rathe! Thun Sie es! Meiner Meinung nach würden Sie freilich gerade in Rom die beſten Ausſichten haben. Aber — man darf Leuten

Wohlthaten nicht aufdringen. Auf Wiederſehn! Vielleicht begegnen wir uns wieder.“

„Möglich.“

„Ich habe Luſt, meine Wanderungen in dieſem Theile des alten Etrurien zu beginnen, das außerordentlich reich an Alterthümern iſt.“

„Viel Glück!“

Julio entwarf ſich ſeinen Reiſeplan. Er wollte den ganzen Norden des päpſtlichen Staates beſuchen, Corneto, Civitella, Viterbo, Civita Caſtanella und die Umgebungen dieſer Oerter durchforſchen, dann nach Süden über Tivoli, Velletri, Terracina und Froſinone gehen. Er änderte ſeinen Anzug etwas, um wie ein Handelsmann auszuſehen. Darauf begab er ſich zu Einem der Kaufleute, die in den großen Städten hier meiſt Gegenſtände aus dem heiligen Lande zu verkaufen haben und verſorgte ſich da mit Roſenkränzen von Olivenkernen und von wohlriechendem Holz, die in Jeruſalem geweiht waren, mit geſchnittenen Perlmutterſachen, die Scenen aus der Bibel darſtellten, mit Crucifixen, kleinen Medaillen, Perlmutterkreuzen ꝛc. Mit dieſen Dingen glaubte er leicht in die Klöſter gelangen und genau nach allen Perſonen in denſelben ſich erkundigen zu können.

Er fand eines der kleinen ſtarken und gutmüthigen Pferde, welche zu ſolchen Wanderungen trefflich zu gebrauchen ſind und brach auf nach Corneto.

Im Anfang war er gar nicht glücklich. Ueberall fand er eine ſehr kalte Aufnahme, doch verkaufte er Einiges von ſeinen Sachen in einem Paar Klöſtern. Den Abbé Denis traf er in dem erſten Gaſthauſe der Stadt, als er daſelbſt ankam.

„Sehen Sie an!“ rief ihm dieſer zu. „Wie verändert! Ich bin in dem Lande meines eigentlichen Gebieters und zeige mich überall wie ich bin.“

Julio wendete ihm den Rücken zu, denn der Menſch wurde ihm läſtig.

Von Corneto begab ſich unſer Wanderer nach Toscanella, einer kleinen ſehr intereſſanten Stadt, wie ſie es faſt alle in dieſem Theile des römiſchen Staates ſind, eines Theils wegen der Spuren etruriſcher Kunſt, die man überall findet, anderntheils wegen des ſo ſeltſamen Ausſehens der römiſchen Städte mit ihren Bauten aus dem Mittelalter, namentlich den viereckigen ſehr hohen Thürmen, die unregelmäßig in den Städten vertheilt ſind und ſonſt, in den Bürgerkriegen, als Zufluchtsſtätten gedient haben ſollen.

Julio wußte, daß die meiſten Städte in Italien ihren Alterthümler haben, der mit allerlei Kram handelt, halb Gelehrter, halb Trödler iſt, in den vornehmen Häuſern und den Klöſtern nach alten Emails, Münzen, Töpfergeſchirren, Bronzen ꝛc. ſucht. Dieſe Leute kennen die Oertlichkeiten ganz genau und ſind äußerſt zuvorkommend gegen die Fremden, weil ſie Geld von ihnen zu verdienen hoffen, obgleich die meiſten ihrer ſogenannten Alterthümer nachgemacht ſind.

Toscanella hatte einen ſolchen Mann, ein Muſterbild ſeiner Art, nur daß er die römiſchen Alterthümer wirklich ſtudirt hatte. Nichts deſto weniger war er ein armer Teufel, der mit ſeinem Handel kaum das liebe Brot verdiente. Er war, eine große Ausnahme, ehrlich und hatte nie eine falſche Antike verkauft.

Julio ging zu dieſem Manne, den alle Reiſende ge-

nau kennen, Signor Carlo Valloni, und handelte mit ihm über einige kleine Alterthümer, welche vor kurzem gefunden worden waren.

„Sie werden die Gegend genau kennen, Signor Carlo," ſagte dann Julio zu ihm.

„Ich glaube, Eccellenza. Seit den vierzig Jahren, die ich hier wohne, dürften meinen Forſchungen wenige Orte entgangen ſein. Wir befinden uns hier auf den Trümmern einer gar großen Civiliſation: Die Etrurier, Excellenz, waren ein religiöſes, kriegeriſches, künſtleriſches Volk . ."

„Sie intereſſiren mich weniger als der gegenwärtige Stand der religiöſen Orden in Italien. Das iſt mein Fach. Man kann ſich, wie Sie wiſſen, nicht mit Allem beſchäftigen . ."

„Sie haben ſehr Recht, Excellenz. Vor den Leuten, die Alles wiſſen, muß man immer auf der Hut ſein. Sie wiſſen meiſt gar nichts. Ich habe auch mein Fach und habe allen Eifer darauf verwendet. Es trifft mit dem Ihrigen etwas zuſammen, aber ich faßte es höher. Ich beſitze über die große Frage der Prieſter und Prieſterinnen ſeit dem höchſten Alterthume bis auf die katholiſchen Orden viele Documente, die ich herzlich gern Ew. Excellenz zur Verfügung ſtelle."

„Ich danke ſehr, ich beſchäftige mich nur mit Statiſtik."

„Da giebt es höchſt merkwürdige Dinge, welche es vollſtändig aufklären, wie das Prieſterthum der alten Religion in die chriſtliche übergegangen iſt. Rom war zu jeder Zeit die vorzugsweiſe religiöſe Stadt. Leider hat hier das Prieſterthum ſo große Macht, daß die Würde

des pontifex maximus jener des Kaiſers gleich gehalten wurde. Als dann Rom ſeinen Papſt hatte, den pontifex des neuen Glaubens, behielten die ſelbſt bekehrten Kaiſer, wie Conſtantin und ſeine Nachfolger, den ſo wichtigen Titel pontifex maximus wegen der Ehren und ungeheuren Einkünfte bei, die damit verbunden waren. Erſt unter Gratian kam in den Decreten der Kaiſer dieſer Titel nicht mehr vor, den ſie, unter der neuen Religion, trotz der Anweſenheit der Biſchöfe von Rom, angenommen hatten. Wenn jetzt noch dem päpſtlichen Rom ſo viel daran liegt ihn ganz ſo zu behalten, wie er im Mittelalter war, ſo kommt es daher, weil ihm jetzt, wie ſonſt, die Vermiſchung des Weltlichen und Geiſtlichen ſehr gut paßt. Gewöhnlich glaubt man, die Päpſte wären Könige von Rom. Das iſt nicht wahr. Das Königthum ſteht hier über dem Papſtthume. Unſere Päpſte halten viel mehr auf die Carabinieri, welche ihre Escorte als Fürſten ſind, als auf die Hausprälaten. Der Papſt war zur Zeit des Glanzes, in der guten alten Zeit, der erſte Fürſt in Europa. Und dieſer Fürſt that in Männern von der Art wie Julius II. dem Papſte die Ehre an, ihn mit unter ſeine Rüſtung zu nehmen. Er war der Kaiſer und pontifex maximus. Wundern Sie ſich alſo nicht, daß unſere Regierung ſich ſo hartnäckig weigert, in die Wünſche des italieniſchen Volkes einzugehen. Es liegt ihr an dem einigen Italien ſehr wenig. Man hat ein viel größeres Intereſſe. Die Franzoſen und andere Fremden begreifen das nicht. Wir armen Römer ſehen die Dinge in der Nähe . ."

„Dieſe politiſche Frage iſt allerdings . ."

„Verzeihen Sie, Excellenz, und laſſen Sie uns der

Ordnung nach gehen. Ich ſagte alſo, das alte Rom habe dem religiöſen Element eine ſehr bedeutende Entwickelung gewährt. Seine Politik beruhete mit darauf. Die Völker ſind eine Zeit lang recht wohl mit der Religion zu regieren. Wenn die Menſchen freilich erſt . ."

„Sie haben Recht, Signor Carlo, aber könnten Sie mir nicht . ."

„Sehr richtig; laſſen wir die Theorien. Man weiß es in der gelehrten Welt kaum, daß das alte Rom zwanzig Mal mehr berühmte Tempel, Kapellen oder Göttern gewidmete Gebäude hatte als das moderne Rom unter dem Namen aller Heiligen des Paradieſes. Wenn Sie mit mir die vierzehn Regionen der Stadt der ſieben oder eigentlich zehn Hügel durchgehen wollten, würden Sie ſich über die Menge der Tempel, fana, delubra, aedes und aedicula wundern, die den Göttern geweiht waren. Die erſte Region, Porta Capena, hatte vier Tempel, den Tempel der Iſis, den Tempel des Serapis, den Tempel der Fortuna der Reiſenden, den Tempel des Mars außerhalb der Mauern, dann ſechs aedes und zehn aedicula. Die zweite Region, Caeli Montium, der Berg Cälius, hatte fünf Tempel, den Tempel des Tullus Hoſtilius, den Tempel des Bacchus, den des Faunus, jenen des Claudius und den der Göttin Carnea, überdies acht aedicula."

„Dieſe Details . ."

„Ja, überſpringen wir Einiges. Die achte Region, die des forum, hatte einundzwanzig Tempel, zehn aedes und zwölf aedicula.

Julio hatte eine der ſtärkſten Geduldproben ſeines Lebens zu beſtehen. Er fürchtete gleichwohl den lang-

weiligen Gelehrten zu verletzen, der, ohne ſich irgendwie ſtören zu laſſen fortfuhr:

„Dazu kommen noch ſehr viele Tempel, deren genaue Lage man nicht kennt, z. B. der Tempel der jungfräulichen Fortuna, jener des ſiegreichen Jupiter, der der ſiegenden Venus und zwanzig andere. Ich habe darüber Unterſuchungen angeſtellt, die eine Lücke ausfüllen werden. Ich kann z. B. genau die Stelle der männlichen Fortuna bezeichnen und zwar genau da, wo die Säule der unbefleckten Empfängniß aufgeſtellt worden iſt. Was ſagen Sie dazu?“

„Es iſt höchſt intereſſant, aber . .“

„Sehen Sie, man hat immer geglaubt, Jupiter ſei der Erſte der Götter geweſen. Auch dies iſt ein Irrthum Nach meinen Unterſuchungen war die erſte, angeſehenſte, autochtone, möchte ich ſagen, etruriſche Gottheit der Janus, nach griechiſcher Etymologie der Anfang, das Ewige. Sein berühmteſter Tempel war der des Janus quadrifrons, in dem ſein Geſicht vier Seiten hatte, den vier Himmelsgegenden entſprechend, als Zeichen, Excellenz, daß er der Erſte der Götter, der allgemeine Gott, ſei.“

Es ſchien kein Ende zu nehmen und Julio erkannte, daß er ſeinen Mann auf die Frage zurück führen müſſe, die ihn weit mehr intereſſirte als alle Götter.

„Sie ſprachen von den religiöſen Orden im Alterthume.“

„Allerdings. Faunus, der Sohn Saturns, König von Latium, baute zuerſt Tempel, Opferaltäre und Prieſter- oder Opfererſchulen. Die älteſte Prieſtergeſellſchaft, die ich in der Urzeit finde, iſt die der Luperci, welche dem Gott Pan, d. h. dem Allgott, opferten. Die Schule der Brüder, die Varro Arvales nennt, gehört dem

äußerſten Alterthume an. Sie wurde, wie es heißt, von Acca Laurentia, der Amme des Romulus, geſtiftet. Das iſt aber eine Schmeichelei der Geſchichtsſchreiber. Ich könnte nachweiſen, daß die Einſetzung dieſer Opferer viel älter iſt. Der Brüder waren zwölf; ſie trugen die Inful und das weiße Gewand, auf dem Kopfe einen Eichenkranz. Vorzugsweiſe hatten ſie die Streitigkeiten über die Erbſchaften zu ordnen. Ihr Haus oder Kloſter iſt das Urbild der alten und neuen Orden. Nichts hat ſich in Rom geändert, ſage ich Ihnen; nur andere Namen ſind an die Stelle der früheren getreten. Sind die Luperci, die den Palatinus bewohnten und ſich mit den Fellen der friſch geopferten Thiere bekleideten, etwas Anderes als Kapuziner, die barfuß gehen und ihre Kutte wie ein Thierfell tragen? Sie werden von den Frauen verehrt wie jene von den römiſchen Matronen, die ſich freiwillig den Streichen der Luperci darboten, weil ſie glaubten, das mache ſie fruchtbar.“

Der unglückliche Julio fand dieſen Vergleich ziemlich gezwungen, mochte dem Alterthumsforſcher nicht widerſprechen, um die Auseinanderſetzungen deſſelben nicht noch mehr zu verlängern und endlich doch die Angaben zu erlangen, die der Mann jedenfalls geben konnte, der eine lebendige Encyclopädie zu ſein ſchien.

„Dann kam der Orden der Aruspices,“ fuhr derſelbe fort, „der eine der erſten religiöſen Geſellſchaften iſt.“

„Ich möchte Ihre koſtbare Zeit nicht mißbrauchen.“

„Meine Zeit ſteht Ihnen völlig zur Verfügung.“

„Die meinige iſt dagegen ſehr beſchränkt.“

„Das iſt etwas Anderes. Ich bedauere dann, die höchſt intereſſante Frage über das Kloſter der Veſtalinnen

unberührt laſſen zu müſſen, jene in Rom ſo verehrten Prieſterinnen, die Vorbilder der Carmeliterinnen und anderer Nonnen, welche das heilige Feuer unterhielten.“

„Ich möchte Sie erſuchen, mir Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand der geiſtlichen Orden in den römiſchen Staaten zu geben. Wir haben in Frankreich ſehr geringe Kenntniſſe davon.“

„Damit kann ich Ihnen dienen. Wir haben in Civita Vecchia Franziskaner, Hieronymiten, Carmeliter und Kapuziner; in Corneto Benedictiner, Carmeliter und Kapuziner. Die Kapuziner finden Sie überall, wie die Jeſuiten.“

„Ich möchte namentlich über die Nonnenklöſter Angaben haben.“

„Ueber dieſe habe ich Tabellen nach den Orten und den Delegationen entworfen. Da ſehen Sie, Excellenz.“

Und der unermüdliche Mann griff nach einem dicken Haufen von Manuſcripten, aus dem er ein Folioheft nahm.

„Sehen Sie her,“ ſagte er indem er das Heft aufſchlug. „Da haben Sie zunächſt die große Benedictinerfamilie, deren Hauptort Monte Caſſin iſt. Sie können die Häuſer dieſes Ordens in jeder Delegation, die Zeit der Gründung, den Namen des Stifters und das Einkommen jedes Hauſes finden. Die große Familie des heiligen Franciscus iſt die fruchtbarſte von allen, weil ſie ſich am leichteſten im Volke recrutirt. Dann folgt der Orden des heiligen Auguſtin. Es iſt alles methodiſch claſſifizirt. Wollen Sie ſich noch Notizen machen, da haben Sie das Inhaltsverzeichniß. Ohne ein richtiges Inhaltsverzeichniß kein gutes Buch, ſage ich. Da haben Sie: Auguſtinerinnen, Benedictinerinnen, Kapuzinerinnen,

Dominikanerinnen, Urſulinerinnen, Viſitandinerinnen. Auch die neueren Geſellſchaften habe ich hinzugefügt: die Schweſtern vom heiligen Herzen, die Schweſtern von St. Vincenz von Paul, die Schweſtern von St. Karl, die Schweſtern von St. Thomas von Villeneuve, die Schweſtern von St. Joſeph ꝛc.“

„Eine bewundernswürdige Arbeit, Signor Carlo. Erlauben Sie, daß ich mir einige Notizen mache.“

„Sehr gern, Excellenz.

Julio ſchrieb alle Frauenklöſter in den römiſchen Staaten auf.

„Kaufen Sie etwas von den kleinen Bronzen da?“ fragte der Mann, der nur ſolchen Verkauf beabſichtiget hatte, als er ſo weitläufig über das alte Rom geſprochen.

Julio handelte etwas und zahlte dann was der Händler verlangte.

Nach den erlangten Notizen wollte er zunächſt nach Valentano gehen.

Als er das Gaſthaus verließ, erſchien oben am Fenſter ein Kopf. Es war der des Abbé Denis.

„Glückliche Reiſe!“ rief er herunter.

„Der Menſch folgt mir wie mein Schatten“, dachte Julio.

13.

Begegnung.

Hoffnungsvoll wanderte Julio nach Valentano zu. Da gab es ein reiches und mächtiges Benedictinerkloſter. Eine prächtige Kirche mit großem Porticus nach dem Entwurfe Berninis war namentlich der Stolz der Schweſtern und obgleich das Kloſter ſeit dem Einfalle der Franzoſen unter der Republik nicht mehr in früherer Blüthe ſteht, gehört es doch zu den gedeihlichſten in den päpſtlichen Staaten. Da mußte jedenfalls nachgeforſcht werden. Louiſe konnte ſehr wohl in Valentano ſein, der kleinen Grenzſtadt, die von der Straße der gewöhnlichen Reiſenden abliegt. Die Gegend iſt herrlich und außerordentlich geſund. Etwas ſagte Julio, daß ſein Schatz, wie er ſich immer ausdrückte, ſich da befinde.

Wie es aber anfangen, um in das Kloſter hineinzukommen und alles zu ſehen? Mit der „Mutter" zu reden, ſeine Waare anzubieten, über die heiligen Oerter zu ſprechen, das konnte Julio wohl wagen. Freilich fehlte ihm die Keckheit und die Geſchwätzigkeit Denis. In der Oſteria della Campana, wo er abgeſtiegen war, ging er Abends umher wie ein ruheloſer Geiſt. Er ſprach dann mit dem Wirthe.

„Sie haben hier ein ſchönes Kloſter?"

„Ein Prachtkloſter, Signor."

„Sind die Schweſtern darin zahlreich?"

„Zwölf Chorfrauen und acht Laienſchweſtern."

„Alle aus hieſiger Gegend? Keine Fremden darunter?“

„Wir kennen die Nonnen nicht.“

Das ſagte der Wirth in einem Tone als wolle er nicht weiter über die Sache reden.

„Der Fremde iſt ein piemonteſiſcher Spion,“ dachte er bei ſich.

Bei der Wirthin, einer jungen, ziemlich beleibten Frau, die auf einem Sopha ſaß, war Julio auch nicht glücklich. Er brachte aus ihr nur die Worte:

„Wir wiſſen von ſolchen Dingen nichts.“

Bei ſich aber dachte ſie: „Der Mann iſt ein Feind der Klöſter, ein Revolutionsagent.“

Troſtlos ging er wieder in ſein Zimmer.

Ein flinkes Mädchen mit lebhaften Augen ſtellte ihm friſches Waſſer und Zucker, das er beſtellt hatte, auf den Tiſch. Sollte er ein Geſpräch mit ihr anfangen? Warum nicht?

„Schönes Kind, Sie ſind aus Valentano?“

„Ei ja, Signor.“

„Sie haben da ein prächtiges Kloſter.“

„Inwendig ſollten Sie das erſt ſehen! Die ſchönen Gemälde! Die Wände der Kirche ſind über und über vergoldet, Signor, und die Zimmer der Schweſtern ſehen aus wie kleine Kapellen. O, die Schweſtern ſind ſehr glücklich!“

„Sie waren bisweilen darin?“

„Bisweilen? Sehr oft! Erſt vor acht Tagen habe ich es verlaſſen. Ich hatte da eine junge Fremde zu bedienen, die aus Rom gekommen war, um einige Zeit

da zu bleiben. Auf Anordnung der Aerzte, hieß es. Das Kloſter liegt ſo geſund!“

„Iſt die Fremde groß?“

„Ja, ſehr groß.“

„Schön?“

„Wie eine Madonna.“

„Sprach ſie Italieniſch?“

„Kein Wort. Deshalb verſtanden wir ſie nicht. War das nicht recht traurig? Als ich drei Tage im Dienſt geweſen war, ſagte auch die hochwürdige Mutter zu mir: „Du biſt zu dumm. Du kannſt dich dem Fräulein nicht verſtändlich machen.“ Und ich wurde entlaſſen. Glücklicherweiſe fand ich gleich hier wieder eine gute Stelle.“

„Sprach die Dame Franzöſiſch?“

„Ich glaube, ja.“

„Wiſſen Sie ihren Namen?“

„Ich habe ihn mehrmals gehört, aber wieder vergeſſen.“

„Hieß ſie Louiſe?“

„Ich glaube, ja. Sie ſah ſehr betrübt aus, ſehr angegriffen, ſehr blaß. Sie litte an der Bruſt, hieß es.“

Etwas Weiteres konnte Julio über die ſchöne Fremde nicht erfahren. Das Mädchen lachte und ging.

Julio bedachte was er gehört hatte. „Sie iſt groß, wahrſcheinlich ſchön und ſie heißt Louiſe. Sie iſt es, meine Schweſter! Das Bruſtleiden, die Anordnung der Gebirgsluft haben die Jeſuiten erfunden, um ſie fortzubringen. Sie verſteht kein Wort Italieniſch. Wenn ſie in Rom oder einer andern Stadt geweſen wäre,

würde ſie ſich einer Dienerin ſchon verſtändlich machen können. Es iſt meine Louiſe!“

Er ging in ſeiner Freude mit großen Schritten auf und ab, aber das genügte ihm nicht. Er mußte noch einmal hinaus in das Freie.

Es war Abend geworden, aber noch nicht finſter. Er ging an der Kirche vorüber, die an einem kleinen regelmäßigen Platze ſteht, und folgte dann den engen Gäßchen, die ſich um das Kloſter herumziehen. Als er wieder auf den Platz kam, rief ihm eine Stimme von der Kirche her zu:

„Nun, Herr Abbé, haben Sie Glück? Haben Sie gefunden was Sie ſuchen?“

Es war die Stimme des Abbé Denis.

Der gewöhnlich ſo ſanfte und ruhige Julio hatte bisweilen Anwandlungen von Heftigkeit, die er kaum nieder zu halten vermochte. Er trat jetzt raſch auf den Zudringlichen zu und ſagte:

„Herr, was kümmern Sie meine Angelegenheiten? Ich wünſche ſehr, daß Sie mir nicht ferner in allen Städten zurufen: Herr Abbé! Auch finde ich es ſehr ſeltſam, daß unſere Wege immer ſo auffallend zuſammentreffen. Wollen Sie mich künftig hin nicht kennen?“

Das war jedenfalls ziemlich ungeſchickt. Er durfte ſich dieſen Landsmann nicht zum Feinde machen. Jedenfalls ſtand demſelben frei zu gehen wo er wollte.

„Ich werde Sie künftig alſo nicht mehr Herr Abbé nennen,“ antwortete Denis. „Leben Sie wohl, Herr. Wir könnten einander doch wieder ſehen.“

Er ſprach die letzten Worte in einem ſo bittern Tone, daß es Julio wohl hätte auffallen ſollen.

Am andern Tage meldete ſich Julio bei der hochwürdigen Mutter der Benedictinerinnen.

Sie war eine Frau von etwa fünfundfunfzig Jahren mit ſanften reinen Augen, die keine irdiſche Liebe beunruhiget hatte, mit feingeſchnittenen roſigen Lippen, mattweißer Geſichtsfarbe, die allein von dem langſamen Verblühen der Schönheit im Schatten des Kloſters zeigte, mit einer Stirn, auf der auch nicht eine Runzel zu ſehen war und mit reizenden Händen, alſo ein Frauenbild, das des Pinſels eines Meiſters würdig geweſen wäre.

Sie empfing Julio mit dem anmuthigen Ernſte wie eine vornehme Dame einen Fremden.

„Ich möchte Ihnen, hochwürdige Mutter, Andenken vom heiligen Lande anbieten, Roſenkränze von Olivenkernen vom Oelberge, welche die ehrwürdigen Franciskaner ſammelten, die Beſitzer jenes Gartens, den ſie ſeit mehreren Jahren mit einer Mauer umgeben ließen. Er enthält einige ſo alte Oelbäume, daß man glauben darf, ſie hätten ſchon zu Chriſtus Zeiten da geſtanden.“

In den Zügen Julios lag ſeine Ehrlichkeit ſo deutlich ausgeprägt, daß ſie nicht täuſchen konnte. Auch betrachtete die hochwürdige Mutter die kleinen Gegenſtände, die er ihr auf einem hübſchen runden höchſt werthvollen Moſaiktiſchchen vorlegte, der allein mit einigen Stühlen mit weißſeidenem Ueberzuge in dem Sprechzimmer der Mutter ſtand. Sie fand alles vortrefflich und auf ein Zeichen, das ſie gab, erſchienen alle ihre Damen und ſie geriethen gar in Entzücken als ſie ſahen was ihnen geboten wurde.

Julio ſah ſich muſternd um. Es waren ſchöne ächt römiſche Geſichter unter den Schweſtern und ſie folgten

auch unwillkürlich dem unwiderſtehlichen Bedürfniß zu gefallen. Julio hatte trotz ſeiner Kleidung, in der er ſich vorſtellte, ein edles Ausſehen. Sein Denkerblick war ja nicht zu verſtecken, eben ſo wenig der Klang ſeiner Stimme und jener Duft von gutem Ton, der allen edeln Naturen eigen iſt. Schon wegen ſeines Schweigens, wegen des geringen Schachereifers, den er zeigte, ſah er eher aus wie Einer der verkleideten Liebhaber, die man auf dem Theater ſieht, und die einen Blick oder ein Briefchen an die Geliebte zu bringen ſuchen, welche hartherzige Eltern in ein Kloſter geſperrt haben.

Der ſchöne Handelsmann blieb recht lange Zeit in der Erinnerung nicht blos Einer dieſer Benedictinerinnen, o nein, nicht mit ſündigen Wünſchen, ſondern als Bild, das zu Träumen von dem unbekannten Glücke veranlaßt, welches durch Gelübde für immer verbannt iſt, aus dem Herzen aber doch nie ſchwindet.

Louiſen bemerkte Julio nicht. War ſie in ihrer Zelle eingeſchloſſen oder wirklich krank?

Kaum konnte er auf die Fragen der Nonnen antworten.

Er hatte ungemein hohe Preiſe geſtellt, da er ja nicht verkaufen wollte. Sie erregten die Wünſche der Mutter nur noch mehr. Schon öffnete ſie die Börſe. Was konnte er thun, was ſagen, um die Fremde zu ſehen? Unmöglich konnte er wieder fortgehen ohne wenigſtens etwas verſucht zu haben. Er erhob ſeine Gedanken zu Gott, nahm all ſeinen Muth zuſammen und ſagte, ohne indeß ein leiſes Beben ſeiner Stimme unterdrücken zu können:

„Wenn die junge Dame, die Sie ſeit einiger Zeit hier haben, vielleicht . .“

Die hochwürdige Mutter ſah ihn mit einem ſtrengen Blicke an.

„Woher wiſſen Sie, daß wir hier . . Entfernen Sie ſich, Schweſtern! Herr, Sie ſind nur ein Spion. Ihre Verlegenheit verräth Sie. Entfernen Sie ſich. Ein Brief aus Rom hat uns ſchon angezeigt, daß man die zu ſehen verſuchen würde, welche ihre Familie uns anvertraut hat.“

Sie grüßte eiskalt, ließ den Unglücklichen ſtehen und kehrte in das Innere des Hauſes zurück. Eine Laienſchweſter kam ſodann, um Julio an die Pforte zu geleiten, die ſie hinter ihm ſchloß.

Die hochwürdige Mutter ließ noch an demſelben Tage durch den Pater Antonio die genaueſten Erkundigungen über den angeblichen Handelsmann einziehen, der ſich in Valentano befand. Sie zweifelte kaum, daß er der Entführer ſei, vor dem man ſie von Rom aus gewarnt.

Wenn auch Julio ärgerlich über das Mißlingen ſeines Verſuchs in dem Kloſter war, ſo wußte er doch, daß ſein Schatz da ſei. Und wenn ich die Mauer erſteigen und die Zimmer ſtürmen müßte, um zu der Schweſter zu gelangen, ich würde es thun. Laut will ich es ſagen, daß ſie meine Schweſter, meine geliebte Schweſter iſt, die man mir geraubt hat. Ganz Valentano wird für mich ſein.“

Reiflichere Ueberlegung ſagte ihm indeß, daß, wenn er einen Gewaltverſuch mache, die Polizei käme und ihn auf der That ergreifen könne und daß Zuchthausſtrafe die Folge ſein würde. War es nicht um Vieles ſicherer,

erſt ſich Gewißheit zu verſchaffen, daß die Fremde, welche krank ſein ſollte, wirklich ſeine Schweſter ſei? Wenn dies der Fall war, ſo vermochte gewiß die franzöſiſche Geſandtſchaft mehr als ſein perſönliches Eingreifen in einem Lande, in dem die Jeſuiten ſo mächtig ſind.

Er nahm ſich vor zu ſchreiben. In Italien findet man für Geld immer einen Vertrauten. Es iſt ja das Land des abenteuerlichen Lebens. So nahm er denn die Feder und ſchrieb;

„Liebe Louiſe,

„Dein armer, Dein glücklicher Bruder iſt in Valentano. Welche Schmerzen hat er ertragen ſeit Deiner Abreiſe von St. Aventin! Du ſelbſt haſt wahrſcheinlich ebenfalls viel gelitten. Endlich finde ich Dich wieder. Die franzöſiſche Polizei ſtellte fruchtloſe Nachforſchungen an. Indeß wußte ſie wenigſtens, daß Du auf dem Dampfer Marſeille verlaſſen hatteſt und mit zwei Nonnen in Civita Vecchia ausgeſtiegen warſt. Du ſiehſt, der liebe Gott hat uns geleitet. Ich denke, Du wirſt der hochwürdigen Mutter geradezu erklären, Du wollteſt um jeden Preis Deinen Bruder ſehen. Uebrigens gedulde dich; die franzöſiſche Geſandtſchaft wird handeln.

„Dein Bruder,

„Julio von La Clavière.“

Der Brief mußte durch eine ſichere Hand befördert werden. Julio berief das Mädchen in ſein Zimmer und ſagte zu ihr:

„Das Goldſtück das erhalten Sie, wenn Sie den Brief der Dame übergeben, welche Sie in dem Kloſter bedient haben.“

„Sehr gern. Die Schweſter Scolaſtica hat mich ſehr lieb und wird mich gewiß zu der Signora führen.“

„Ein zweites Goldſtück bekommen Sie, wenn Sie mir eine Antwort bringen.“

Das Mädchen ging, zog die Klingel an der Pforte, fragte nach Mutter Scolaſtica, ſchlüpfte in das Sprechzimmer und bat die gute Schweſter ihr Erlaubniß zu geben, die ſchöne Dame zu beſuchen, welche ſie bedient und ihr den Blumenſtrauß zu übergeben, welchen ſie mitgebracht. Die alte, taube und halbblinde Scolaſtica hatte nichts gegen den Wunſch des Mädchens einzuwenden und geleitete ſie ſelbſt an die Thür des Zimmers der Fremden.

Die Römerinnen haben heute noch in ihrem Blute etwas von ihren Vormüttern, den Sabinerinnen. Das Abenteuer des ſchönen Handelsmannes, ſo nannte man Julio in dem Kloſter, das mit Gemälden der beſten Künſtler Italiens geſchmückt war, beſchäftigte die Köpfchen der Benedictinerinnen ſehr. Wenn er noch einmal käme, hieß es. Ein ganzes Drama geſtaltete ſich in den italieniſchen Phantaſien, aber ein edles Drama, eine Liebesepopee. Einige ſeufzeten wohl auch: wie glücklich iſt die Fremde, ſie wird geliebt! In dem Kloſter, auch wenn man freiwillig hineingegangen iſt, gilt doch immer für das höchſte Gut — die Freiheit. In einer Entführung ſahen die jungen Schweſtern nur dies.

Unter einander ſprachen ſie, es geſchehe gewiß bald etwas. Die Liebhaber halten ſie nach einem mißlungenen Verſuche nicht für überwunden. Der ſchöne Handelsmann konnte hundert andere Geſtalten annehmen. Der Roman entwickelte ſich gewiß vor ihren Augen. Natürlich laſen ſie keine Romane, denn dieſe ſind verboten,

aber wenn einer in ihrem Kloſter wirklich ſpielte? Das wäre ein Glück!

Den ganzen Abend, den ganzen andern Tag ſtanden die jungen Schweſtern auf der Lauer. Ihre Augen, ihre Gedanken richteten ſich nur nach der Pforte, nach dem geliebten Sprechzimmer, durch das allein etwas von der Welt zu ihnen hineindrang. Als die Schweſter Scolaſtica in das Sprechzimmer gerufen wurde, ſagte ihnen ihr weiblicher Inſtinct, es handele ſich um eine große Sache. Bald erfuhren ſie die Entwickelung.

Die Zeit wurde Julio ſehr lang. Das Mädchen hatte indeß den Auftrag ausgerichtet und klopfte an der Thür Julios.

„Da, Signor! Und nun das Goldſtück!“

Julio zitterte, griff nach der Börſe, bezahlte das Mädchen und ſah dann die Adreſſe des Briefes an.

„Herrn Julio von La Clavière.“

„Es iſt nicht die Hand meiner Schweſter!“ ſeufzte er und erbrach den Brief, der lautete:

„Herr Julio von La Clavière wird erſucht, mir das Vergnügen zu machen, mich im Sprechzimmer zu beſuchen. Ich habe ihm eine Mittheilung zu machen.

„Schweſter Thereſe, Superiorin.“

„Gott, ich danke Dir! Ich habe die Schweſter wieder!“ rief er aus und er eilte nach dem Kloſter. Die Schweſter Pförtnerin erwartete ihn und hatte Befehl ihn einzulaſſen.

Im Sprechzimmer fand er die hochwürdige Aebtiſſin und ein junges kränkliches Mädchen.

Julio verbeugte ſich und wurde mit einen Lächeln empfangen.

„Erkennen Sie Fräulein Louiſe von La Clavière?“

„Das Fräulein iſt nicht meine Schweſter.“

„Ich ſah geſtern ſchon, daß Sie nicht ein Handelsmann waren, aber ich habe gut zu machen, ich hielt Sie für einen Entführer; ſie ſind ein ehrenwerther Mann. Nur eine Gewißheit wollte ich Ihnen geben.“

Julio war beſtürzt, dankte indeß mit warmen Worten. Als er nach Hauſe gekommen war, ſandte er ſeine ſchönſte Perlmutterſchnitzerei der Aebtiſſin mit den Worten:

Ein Pilger, der ſeine Schweſter ſucht
Der hochwürdigen Mutter Thereſe.

14.

Fortſetzung der Irrfahrt.

Am nächſten Tage ſchon reiſete Julio nach Aquapendente, einer reizend am ſchönen See von Bolſena gelegenen kleinen Stadt. Er folgte einem ſchlechten Wege mit prächtigen An- und Ausſichten in einer Gegend voll Bergen, deren Gewäſſer den See an ihrem Fuße ſpeiſten. Unſer bekümmerter Reiſender fand eine heilſame Zerſtreuung im Anblicke dieſer Landſchaften. Es war weder die Großartigkeit noch die üppige Vegetation der Pyrenäen — die Apenninenkette iſt leider kahl und man findet in ihr ſelten Wald — aber der Horizont ganz ſo wie ihn die Maler lieben. In den Pyrenäen wird der Menſch wie eine kriechende Ameiſe von den rieſigen Maſſen erdrückt, die ſich ſteil über ihm aufthürmen. Hier hat alles

rundliche weiche Formen und der Menſch wird hier nicht von der Natur beſiegt, er iſt vielmehr Herr und Gebieter.

Nichts erinnert auch in den ſchönen Seen der Apenninenkette an die der Pyrenäen. Die letzteren befinden ſich meiſt in großer Höhe, umgeben von ſteilen ſchneebedeckten Zacken, den unerſchöpflichen Brüſten, die ihnen das ſo kalte und ſo klare Waſſer liefern, welches ſie donnernd hinunter in die Thäler ſtürzen. Die Apenninen-Seen liegen in den untern Regionen und ſind mehr Waſſerbehälter, von denen wenig abläuft, einige bilden ſogar kleine Binnenmeere wie der See von Perugia. Deshalb ſind auch ihre Ufer meiſt mit Wohnungen bedeckt. Die Menſchen bringen da laue Winter zu, während ſie im Sommer angenehme Friſche finden. Der See in den Pyrenäen ſieht wild und ſchauerlich aus und iſt einſam. Er wird nur von den Touriſten und den Hirten in vier Monaten des Jahres beſucht, in den übrigen liegt er zugefroren unter Eismaſſen bis in der Sommerwärme alles dies ſchmilzt und in ſchauerlichen Wildbächen ſich hinab in die Tiefe ergießt.

Julio, der ein leidenſchaftlicher Freund der Natur war, fühlte wohl, daß es ſich angenehmer in den Apenninen leben laſſe, die den Menſchen nicht zurückweiſen, daß die Natur aber großartiger in den Pyrenäen ſei, die den Menſchen, der da fortwährend mit den wilden Elementen zu kämpfen habe, mehr zu Gott führen.

O, wenn er die Schweſter gefunden, wie gern hätte er ſeinen Aufenthalt in einem der Dörfer am weſtlichen Ufer von Bolſena genommen!

Ueber die Clariſſinnen und Kapuzinerinnen in Aqua-

pendente konnte er leicht Erkundigungen einziehen. Alles befand ſich da in tiefſter Ruhe. Nichts dringt in dieſen abgelegenen Winkel, wo die Civiliſation noch in ihrem vorſündfluthlichen Alter ſteht. Die Clariſſinnen und Kapuzinerinnen hatten ſeit langer Zeit keine Fremde aufgenommen. Wie ſollten ſie auch in Aquapendente? Man hielt Julio für einen verliebten Thoren, der rathlos in der Welt umherziehe.

Als er Aquapendente verließ, wurde ihm folgendes Briefchen übergeben:

„Sie irren ſich noch immer. Sie reiſen nach Norden und ſollten ſich nach Süden wenden. Gehen Sie nach Rom und Sie werden finden.“

Die Handſchrift war ihm unbekannt, der Rath aber nur eine Wiederholung deſſen, was der Abbé Denis ſchon geſagt hatte.

Der Menſch war ihm alſo nach Aquapendente gefolgt, immer nur zufällig? Hatte der Abbé irgend ein Intereſſe, Julio ſo ausdauernd die Reiſe nach Rom anzurathen?

Dahinter lag offenbar ein Geheimniß. Julio ſah bis jetzt noch immer nur ein ſeltſames Zuſammentreffen.

In Torruccio wurde er von den Dominikanerinnen übel aufgenommen. Auf einem öffentlichen Platze begegnete er wiederum Denis, der ihn affectirt freundlich grüßte und ihm zurief:

„Sie lieben den Norden ſehr hartnäckig.“

In Orvieto wollten die Benedictinerinnen ihn nicht einmal ſehen. Die Superiorin der Carmeliterinnen empfing ihn dagegen, kaufte ihm einen Roſenkranz ab, ließ ſich mit ihm aber in kein Geſpräch ein.

In Bagnorea empfingen ihn die Dominikanerinnen auch nicht eben artig; ſie hätten ſelbſt Roſenkränze genug, die ſie verkauften. Julio war für ſie ein Concurrent. Auch da zeigte ſich Denis.

Jeden dieſer Orte verließ Julio mit dem ſchmerzlichen Gedanken: vielleicht iſt meine liebe Schweſter gerade hinter den Mauern, in die man mich nicht einließ.

In Monteſiascone daſſelbe Mißlingen und überall Schwierigkeiten in die Klöſter zu gelangen. Der arme Wanderer verzweifelte bald.

Hier, als er um eine Straßenecke ging, lief er dem Abbé Denis faſt in die Arme.

„Lieber Mann", ſagte dieſer, „nehmen Sie ſich doch etwas in Acht! Sie haben mir immer nicht glauben wollen, daß ich ihr Freund ſei. Ich wiederhole Ihnen dennoch noch einmal: es iſt für Sie hier im Gebirge nichts zu entdecken. Gehen Sie nach Rom, Lieber, nach Rom."

„Ich danke Ihnen", antwortete Julio und ging weiter. Er änderte ſeinen Plan nicht, gerade weil der Zudringliche ihm davon abrieth. So reiſete er nach Viterbo auf der ehemaligen Via Caſſia hin, von welcher man noch Spuren in ungeheuren Baſaltblöcken findet.

Viterbo iſt voll von Klöſtern, die Reſidenz der Delegaten und merkwürdig wie die alten italieniſchen Städte, welche das Mittelalter mit ſeinen plumpen Bauwerken verſah. Julio ſtieg im Hotel Franceschini ab, ſah mehrmals den Abbé Denis auf der Straße, ſprach aber nicht mit ihm.

Hier war er glücklicher als in den bereits beſuchten Städten, denn er kannte einen jungen Geiſtlichen am

Dome und erhielt durch denſelben genaue Angaben über die Klöſter in der Stadt. Er entdeckte ſich dem jungen Manne ganz und dieſer ſtellte ſich ihm gern zur Verfügung. Aber es wurde bald ermittelt, daß keine Fremde in irgend einer Weiſe in eines der Klöſter gekommen ſei.

„Der franzöſiſche Agent hat Ihnen, glaube ich, gut gerathen," ſagte der Geiſtliche; „gewiß hat man Ihre Schweſter nicht in eine große Stadt gebracht. Sie werden ſie viel eher in einem einzeln ſtehenden Kloſter finden."

Julio reiſte nach Vetrala, einem Städtchen ſüdlich von Viterbo.

Es war am Dienſtag, 20. Novbr. 1860, bei noch prächtigem Wetter. Der Herbſt währt lange in dieſer ſchönen Gegend.

In dem einzigen etwas anſtändigen Gaſthauſe des Ortes erkundigte er ſich angelegentlich nach den Klöſtern in der Stadt und Umgegend.

„Wir haben hier," antwortete der Wirth, „die Clariſſinnen und die Dominikanerinnen; zwei Stunden von Vetrala liegt das ſchöne Kloſter der Benedictinerinnen zu Unſerer lieben Frau von Forcaſſi. Morgen iſt dort das Feſt der Schutzpatronin. Es giebt Muſik und großen Menſchenzulauf. Die ganze ſchöne Welt aus der Umgegend iſt dort."

In ein Kloſter zu Vetrala ſei lange keine Fremde gekommen, erzählte der Mann.

„Und zu Unſerer lieben Frau von Forcaſſi?"

„Davon weiß ich nichts. Es liegt abſeits und iſt ſchlecht unterhalten."

Julio beſchloß am anderen Tage dahin zu reiſen, wäre es auch nur um ein Kloſterfeſt in Italien zu ſehen und zwar nicht mehr in Verkleidung. Er gab ſich alſo von nun an für einen franzöſiſchen Reiſenden aus, welcher nach Alterthümern ꝛc. ſuche. Er bemerkte auch bald genug, daß er überall eine freundliche Aufnahme fand und Excellenz genannt wurde.

Er machte einen Spaziergang zu einem merkwürdigen etruriſchen Begräbnißplatze und kaum hatte er den Bau zu zeichnen angefangen, als er eine Stimme ſagen hörte:

„Herr Abbé — bitte um Vergebung, Herr kurzweg, Sie ſind nicht mehr Handelsmann?“

Es war wiederum Denis.

„Ich folgte auch Ihrem Beiſpiele und habe den geiſtlichen Rock ausgezogen,“ fuhr er fort und er ſah in der That wie ein eleganter Touriſt aus.

„Ich kann Ihnen kein Compliment machen,“ ſagte Julio, „denn der jetzige Anzug ſteht Ihnen nicht gut.“

„Das thut mir leid. Er iſt mir aber bequemer.“

„Sagen Sie, haben Sie ein Gelübde gethan, mir überall zu folgen?“

„Ja wahrhaftig, Lieber,“ antwortete der Menſch keck. „Ich möchte ſehen, wie weit der menſchliche Eigenſinn gehen kann. Sie machen mir Spaß, auf Ehre. Wenn ich eine Schweſter zu ſuchen hätte, ſuchte ich ſie natürlich nicht an der Welt Ende, in Vetrala. Ich wette, daß Sie morgen auch den ganzen Tag in Forcaſſi zubringen und ich habe mich heiſer geredet: nach Rom müſſen Sie gehen! Aber jetzt empfehle ich mich. Wahrſcheinlich wohne ich in demſelben Wirthshauſe wie Sie, weil

es nur dies einzige giebt. Ich hätte Ihnen gern den Aerger erſpart, mich unter einem Dache mit Ihnen zu ſehen. Auf Wiederſehen morgen!“

15.

Santa Maria di Forcaſſi.

Wenige Madonnen ſind ſo berühmt in Italien wie die von Forcaſſi. Sie iſt von ſchwarzem, vielleicht auch nur ſchwarz angeſtrichenem Holze wie die Jungfrau in Loretto und gilt für das Werk des heiligen Lucas, der freilich niemals Bildſchnitzer war. Aber in den römiſchen Staaten nimmt man das nicht ſo genau. Es klingt doch gut, wenn man ſagen kann: die Madonna iſt von dem heiligen Lucas gemalt oder geſchnitzt. Sie hat ſchon zahlloſe Wunder gethan und ihre Kapelle iſt voll von Votivgaben. Kein Gottesſchatz war ſo reich an Vaſen, Lampen, Leuchtern, Gewändern mit Edelſteinen als jener dieſer mächtigen Madonna, die alle Gebrechen heilt.

Beſonders merkwürdig ſind die ſieben Kleider zu ihrem Gebrauche, eines koſtbarer als das andere. Im achtzehnten Jahrhunderte, am Feſte des 21. Novbr., dem wir beiwohnen wollen, wurde ſie auf das Eleganteſte nach der neueſten Mode gekleidet, mit einer ſchönen blonden Lockenperrücke, Puder und Allem. Da jetzt die Crinoline unbeſchränkt auch in dem kleinſten Oertchen Italiens herrſcht, ſo wird die Madonna von Forcaſſi wahrſcheinlich auch bald in einer Crinoline erſcheinen. So

weit geht der Fortſchritt. Schon 1855 haben wir in einer Stadt des ſüdlichen Frankreich, in einer Kapelle, im Marien-Monate, eine Madonna mit einer majeſtätiſchen Crinoline geſehen.

Den guten Benedictinerinnen müſſen wir es zur Ehre nachſagen, daß 1860 ihre Madonna prächtiger als je gekleidet war und mit Bändern, Spitzen und Juwelen faſt überladen war. Julio konnte ſie ganz in der Nähe ſehen als ſie, von zwölf kräftigen Leuten aus der Umgegend getragen, majeſtätiſch auf einem wunderbar verzierten Throne daher gebracht wurde. Weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen auf dem Kopfe und einer Kerze in der Hand umgaben ſie. Dann folgten die Benedictinerinnen, freilich nur ſo lange als ſich die Prozeſſion im Chor des Kloſters bewegte. Dann zogen ſie ſich in ihr Chor zurück, das ein kunſtvoll gearbeitetes hölzernes Gitter von der übrigen Kirche ſchied. Am Gitter befand ſich zwar ein Vorhang, er war aber ſo fein und dünn, daß man die Geſichter und die Bewegungen der Nonnen deutlich ſehen konnte.

Die Kirche war innen und außen geſchmückt.

Der Gottesdienſt früh dauerte ſehr lange, denn außer zahlreichen Muſikſtücken mußte auch eine Predigt gehört werden. Eine italieniſche Predigt war eine Merkwürdigkeit für Julio. Der Prediger ſprach über die Nothwendigkeit ſein Herz der heiligen Jungfrau hinzugeben. Von den beiden Theilen entwickelte der eine die Nachtheile und die Vortheile; den zweiten füllte die Geſchichte einer außerordentlich ſchönen Prinzeſſin aus. Sie hatte ſich mit Leib und Seele der heiligen Jungfrau ergeben, durch den Tod ihrer beiden Brüder erbte ſie die

Staaten ihres Vaters, der auf ihre Bitten und Klagen keine Rückſicht nahm, ſondern ihre Hand einem Prinzen in der Nähe zuſagte. Der Prinz war zwar ſehr ſchön, aber ihr Herz blieb ungerührt. In der Nacht endlich vor der Hochzeit begab ſie ſich weinend in die Kapelle der Jungfrau und betete zu ihr, daß ſie alle Macht anwende, um ſie zu ſchützen. Augenblicklich bedeckte ein häßlicher Ausſatz ihren ganzen Körper und die ſchönſte Prinzeſſin unter der Sonne wurde ein Graus. Damit ſchloß der Prediger pathetiſch. Alle fielen auf die Knie. In Italien beſteht die Regel, daß man unter der Predigt weint. So weinte man denn, ſchluchzte, ſchlug ſich auf die Bruſt und ſagte laut, man wolle hinfort nicht mehr ſündigen.

Dann ſtieg der Prediger herab und das Weinen und Schluchzen war vorüber. Man ſah ſich neugierig um, man ſprach, man lachte. Das alles dauerte drei lange Stunden. Julio hatte ſich allmälig bis zu den Stufen des Amphitheaters gedrängt, auf dem ſich die zahlreichen Muſiker befanden. Von da konnte er ganz bequem in das Chor der Benedictinerinnen hineinſehen. Die Macht der Einbildung iſt ſo groß, daß er mehrmals eine Perſon in ganz anderer Kleidung als die Nonnen zu ſehen glaubte. Wenn es Louiſe wäre! Was hätte er darum gegeben, durfte er den Vorhang emporheben!

Abends iſt der Gottesdienſt noch glänzender als am Tage, weil nur muſikaliſch.

In der Mitte etwa, nachdem die Orgel eine Introduction geſpielt hatte, hörte man ein Solo hinter dem Gitter der Benedictinerinnen. Es war eine weibliche Stimme von wunderbarem Umfange und trotz dem Vor-

hange klang ſie voll und klar bis in die äußerſten Enden des Schiffes.

Julio hörte auf die italieniſchen Worte, die aber mit ſehr charakteriſtiſchem franzöſiſchen Accent geſungen wurden.

Er horchte und horchte. Es mußte die Stimme Louiſens ſein. Sie war es. Er konnte ſich nicht irren. Er zitterte. Sie iſt es, ja. Zwei Stimmen wie die ſeiner Schweſter kann es nicht geben. Unmöglich. Eine Landsmännin iſt die Sängerin unbeſtreitbar. Und eine Franzöſin hier in dieſem Winkel der römiſchen Staaten? Dahin hat man das arme Opfer gebracht?

Er hat endlich ſeine Schweſter gefunden. Er wird ſie wieder erhalten.

Julio konnte ſich nicht mehr beherrſchen. In dem Augenblicke als ein Beifallsgemurmel ſich hören ließ, eilte er durch das Schiff, ſtieg über den Platz, der für die vornehme Welt beſtimmt war, riß das Gitter auf, gelangte vor den Altar und rief laut, in italieniſcher Sprache:

„Meine Schweſter! Es iſt meine Schweſter! Man hat ſie mir in Frankreich geraubt. Ich fordere meine Schweſter zurück. Vor Gott und den Menſchen erkläre ich: ich will meine Schweſter wieder haben.“

Er trat darauf mit funkelnden Augen vor, und ergriff mit ſtahlfeſten Armen die durchbrochen gearbeitete zerbrechliche Thür, welche zu den Benedictinerinnen führte. Die Thür zerbrach und fiel zuſammen, ſo daß man von dem ganzen Schiffe der Kirche aus die junge Franzöſin, die ſich auf den erſten Ruf Julios unterbrochen und ihren Bruder erkannt hatte, in die Arme deſſelben fallen ſehen konnte. Es war Louiſe.

Julio faßte ſie vor allen Benedictinerinnen an der Hand, führte ſie hinaus und bat das ſtaunende Publicum ihnen Platz zu machen.

Einige entſetzten ſich über das Unerwartete, Andere freueten ſich.

„Sie iſt ſeine Schweſter. Er hat ganz Recht gethan.“

„Er hätte ſie aber durch die Juſtiz zurückfordern ſollen.“

„Ja, dann wäre ſie eher an Altersſchwäche geſtorben.“

„Gräßlich!“ jammerten Andere. „Gewalt! Eine Beſchimpfung der Madonna! . . . An einem heiligen Orte! . .“

Eine alles übertönende Stimme rief:

„Verhaftet den Mann! Er iſt ein Heiligthumsſchänder!“

Aller Blicke richteten ſich auf das Paar, das unaufgehalten nach der Thür zu ging. Allen flößte die Energie des Bruders und die Schönheit und der Adel der Schweſter Ehrfurcht ein.

Die Verwirrung hatte den höchſten Gipfel erreicht. Das Orcheſter löſete ſich auf. Die Nonnen kehrten in ihre Zellen zurück. Der Prieſter verließ den Altar und erklärte die Kapelle für entweiht. Man zog einen Schleier über die Madonna. Die Kerzen wurden ausgelöſcht. Die Menge verlief ſich allmälig in großer Aufregung.

Ein Reiter jagte unterdeß nach Vetrala, der Mann, welcher in der Kirche gerufen hatte, man ſolle Julio verhaften. Er wollte Anzeige von der Entweihung der Kirche machen und auf Verhaftung des Schuldigen an-

tragen, im Nothfall den Delegaten in Viterbo benachrichtigen.

Was aber that Julio als er aus der Kirche herausgekommen war? Zuerſt wollte er ſofort die Grenze der römiſchen Staaten zu erreichen ſuchen, aber ſie war ziemlich weit entfernt. Er glaubte die Stimme in der Kirche erkannt zu haben.

„Ich bin verloren," ſagte er ſich. „Die Sbirren werden bald da ſein. Was thun? In Viterbo ein Pferd oder einen Wagen für Louiſen holen? Sie könnte unmöglich bis zur Grenze gehen. War doch ſchon der Gang nach Vetrala eine Anſtrengung für ſie."

Die Zeit drängte. Vor allen Dingen mußte Louiſe gerettet werden. Sie ſchlugen Beide einen wenig betretenen Seitenweg ein, der hoffentlich zu einem Hauſe führte. Es war vier Uhr Nachmittags und um dieſe Jahreszeit wird es bald dunkel. In der Ferne hörte man die Wagen rollen, die nach Viterbo zurückfuhren.

Sobald ſich Julio mit Louiſe auf dem ſchmalen, kaum betretenen Fußwege ſah, wo jeder Erdhügel, jede Einſenkung ſie den Blicken verbarg, konnte er ſich die Freude nicht verſagen, die geliebte wiedergefundene Schweſter an ſein Herz zu drücken. — — —

Louiſe erzählte ihm, wie ſie durch die Gräfin von ... verleitet worden ſei, St. Aventin zu verlaſſen.

„Der Wunſch Dich zu retten," ſchloß ſie, „hat mich leichtgläubig und unvorſichtig gemacht und ohne Deine Aufopferung und Treue wären wir auf ewig getrennt geweſen."

16.

Die Moraltheologie der Jesuiten.

Nachdem Louise St. Aventin verlassen hatte, war Folgendes geschehen.

Die Gräfin von ... hatte alles für die Ausführung ihrer Pläne vorbereitet. Sie setzte Louisen in einem Clarissinnen-Kloster zwei Stunden von T. ab.

„Hier müssen Sie Ihre vierwöchentliche Andacht halten," sagte sie, „und dürfen Niemand sehen außer den frommen Schwestern, die nicht einmal Ihren Namen kennen. Sie wissen nur, daß Sie eine junge Dame sind, deren Glauben in Gefahr ist. Uebrigens steht Ihnen frei, in den Gärten umher zu gehen, in der Kirche zu beten oder in Ihrem Zimmer zu bleiben und Ihren Gedanken sich hinzugeben."

Die Gedanken Louisens, ach, waren sehr schmerzlich. Sie begann zu fürchten, in eine Falle gerathen zu sein und stellte sich lebhaft die Trauer, die Verzweiflung ihres Bruders vor, wenn er sie zu Hause nicht fand. Sie betete viel, aber es wollte ihr nicht klar werden, daß sie für das Kloster bestimmt sei.

Die Frist, welche Julio in dem Briefe Louisens gestellt worden, war verstrichen und die Appellation nicht zurückgenommen. Auch war die Denkschrift erschienen. Die Gräfin machte die Handschrift Louisens zwei Mal nach und schickte jene beiden Briefe an Julio. Die Verhandlung des Prozesses kam, aber das Gerücht von dem Verschwinden Louisens verbreitete sich auch in der Stadt.

Man ſprach davon, daß Julio Anzeige davon bei der Staatsanwaltſchaft gemacht habe. Da erſchrak die Gräfin über ihre That. Wenn Louiſe ſich nicht entſchloß, den Schleier zu nehmen, mußte ihr die Freiheit wieder gegeben werden. Allerdings konnte man unbedingtes Schweigen ihr zur Bedingung machen, aber würde ſie das halten? Die Gräfin bereute bitter, daß ſie ſo weit gegangen und ahnte, daß die gefälſchten Briefe ſie verrathen könnten. Sie begab ſich alſo in die Kapelle der Inquiſition und beichtete dem Pater Bonifaz alles. Der Jeſuit überſah ſofort das Gefährliche der Sache. Zum erſten Male ſeit zwanzig Jahren behandelte er die vornehme Dame ziemlich hart. Beſonders ſcharf tadelte er, daß ſie ſich des Namens des Paters Briſſard bedient habe. Die Gräfin ließ geduldig die Strafpredigt über ſich ergehen und verſprach alles zu thun, was man ihr auferlege und den Fehler wieder gut zu machen, ſollte es auch viel Geld koſten.

Der Pater Bonifaz begab ſich ſofort zu dem Provinzial und erzählte erzürnt, was zwiſchen ihm und der Gräfin vorgegangen, ohne aber zu vergeſſen, daß ſie ihre Caſſe zur Verfügung geſtellt.

„Mit Geld läßt ſich viel gut machen," meinte der Provinzial.

„Es verhinderte doch die Aufführung des „ewigen Juden" nicht und Gott weiß es, welche Noth ſie uns gemacht hat. Und nun macht die Gräfin aus Julios Schweſter eine zweite Adrienne von Cardonville. O, die Weiber! die Weiber! Der Pater Candal hat uns die Gräfin verdorben. Seit ſie mit der Madelette unterhandelt hat, glaubt ſie die Welt regieren zu können."

„Geduld! Geduld, Pater Bonifaz. Es wird sich alles machen lassen. Berufen Sie den Rath sogleich und gehen Sie zu dem guten Pater Ignacio. Unser General schickt ihn nach Frankreich in unsere Häuser, damit er über wichtige Fragen entscheide, deren schriftliche Verhandlung zu unvorsichtig wäre. Er ist ein ausgezeichneter Mann und wird uns guten Rath geben können. In der Diplomatie ist ein italienischer Jesuit so gut wie drei französische. Meinen Sie nicht auch, Pater Bonifaz?"

„Ohne Zweifel! Ohne Zweifel," antwortete Bonifaz, der nicht begriff, wie der Pater in solchem Augenblicke scherzen könne.

Die Väter kamen zum geheimen Rathe zusammen und bald erschien auch Pater Bonifaz mit dem italienischen Jesuiten.

Dieser war ein kleiner hagerer Mann mit tief liegenden Augen unter dicken schwarzen Brauen. Seine spitze Nase, seine dünnen Lippen, die oft sich zu einem feinen höhnischen Lächeln öffneten und dann spitze Zähne gleich denen des Schakals sehen ließen, sein vorstehendes Kinn, Alles an ihm deutete auf Schlauheit und Kraft.

Der Pater Bonifaz trug die fragliche Angelegenheit vor.

„Was meint unser hochwürdiger Pater Ignacio dazu?"

„In Frankreich ist die Sache ernsthaft. Ihr Civilrecht hindert die einfachsten Maßregeln. Ich frage mich oft, warum unsere Gesellschaft eine Vorliebe für das unglückselige Land hat."

„Weil es ein Land mit unerschöpflichen Hilfsmitteln

iſt. Bedenken Sie nur den Peterspfennig. Nirgends iſt er ſo einträglich geweſen als in Frankreich. Lieben wir alſo immer das Land. Es iſt die Henne mit den goldenen Eiern, nicht nur für die Jeſuiten, ſondern für alle Orden.“

„Mag ſein! Wenn wir in den römiſchen Staaten wären, würde der Abbé Julio ſammt ſeiner Schweſter als Ketzer, die ſie doch auch ſind, in einen Kerker geworfen und Niemand hörte weiter etwas von ihnen.“

„Wir müſſen zu Gott beten,“ ſagte ein ſehr frommer Pater.

„Ja, daß Julio ſchnell ſterbe,“ fiel Pater Ignacio ein.

„Was ſagen Sie?“

„Was Einer unſerer beſten Theologen geſagt hat, der große Hurtado de Mendoza: Man kann Gott bitten, daß er die ſchnell ſterben laſſe, die uns verfolgen wollen, wenn man ihnen nicht anders entgehen kann. Sie bewundern unſere Theologen, ſcheuen ſich aber ihre Vorſchriften auszuführen. Sie vergeſſen, daß kein Buch von Einem von uns erſcheinen kann, bevor es von dem General ſtreng geprüft und gebilliget worden iſt. Da nun der General alle Befugniſſe der Päpſte erhalten hat, ſo folgt daraus, daß er nicht irren kann und daß jede von einem General gebilligte Lehre von der Kirche gebilliget iſt.“

„Das ſagte auch die Gräfin . .“

„Sehr unnöthig,“ fiel Ignacio ein. „Laien, beſonders Frauen, ſollten von ſolchen Dingen nichts wiſſen. Freilich in Frankreich wollen die Frauen Alles leſen, Alles wiſſen. Wenn man ihnen die Romane verbietet, leſen

ſie theologiſche Schriften. In Italien leſen ſie gar nichts und das iſt viel beſſer. Sie denken an ihren Liebhaber oder beten ihren Roſenkranz. Aber um noch einmal auf unſere Theologen zu kommen, wiſſen Sie, wenn wir einen unſerer italieniſchen Bravi hier hätten, würden wir den Herrn Julio bald los ſein."

„Sie ſcherzen, hochwürdiger Pater."

„Nicht daß ich wüßte und unſer Pater Sanchez ſcherzte auch nicht als er ſagte: um ſein Leben und ſein Gut zu retten, könne man einen Zweikampf unternehmen und ſeinen Feind ſelbſt aus einem Verſtecke tödten. Das iſt für die Laien, werden Sie ſagen, denn wir duelliren uns nicht. Nun kommt es für uns. Die Patres Taurus und Caramuel ſcheuten ſich nicht zu ſagen, es ſei den Geiſtlichen und Mönchen erlaubt zu tödten, um nicht nur ihr Leben, ſondern auch ihr Gut und das ihrer Geſellſchaft zu vertheidigen. Der Pater Lamy erlaubt einem Mönche den zu tödten, welcher dem Orden die Ehre rauben will, wenn es nur dies eine Mittel giebt ihn daran zu hindern. Der Abbé Julio will uns die Ehre rauben durch ſeine Schmähſchrift und unſer Vermögen durch den Prozeß, den er gegen uns führt; die Geſellſchaft hat alſo das Recht ſich zu vertheidigen. Ich weiß wohl, daß das in Frankreich nicht angeht. Es iſt eben ſo wie mit der Lehre vom Königsmord. Mariana iſt nicht der Einzige, welcher geſagt hat, man dürfe einen Tyrannen tödten. Einer aus unſerer Geſellſchaft hat geſagt Jacques Clement habe eine edle und bewunderswürdige That vollbracht.

In Frankreich und andern Ländern können ſolche Lehren nicht ausgeführt werden, auch giebt es keine Bravi in einem Lande, das eine Polizei hat wie das Ihrige. Durch die Telegraphen, die Eiſenbahnen und andere fluchwürdige Erfindungen der Neuzeit wird man überdies auf jedem Schritte gehemmt."

„Aber hochwürdiger Pater, welchen Rath geben Sie in unſerer Sache?"

„Ruhig zu bleiben und der Gräfin aufzugeben, das Mädchen frei zu laſſen. Sie ſind ja nicht betheiliget."

„Wir können die Gräfin von . . . nicht im Stiche laſſen . . Sie hat jährlich 100,000 Francs Einkünfte. Ein Drittel davon reichlich giebt ſie uns ſchon jetzt, wenn wir ſie aus der Gefahr retten, der ſie ſich durch übergroßen Eifer ausgeſetzt hat. Die Louiſe von Clavière muß verſchwinden. Gewiß wird es dem Pater Ignacio leicht ſie in ein italieniſches Kloſter zu bringen, in dem ſie ſicher iſt. In Frankreich iſt das nicht möglich."

„Ich bin damit einverſtanden," ſagte der Provinzial. „Wir dürfen die Freunde unſerer Geſellſchaft nicht verlaſſen. Verſchwindet das Fräulein, ſo iſt die Gräfin gerettet. Es läßt ſich ja auch verbreiten, das Mädchen habe ſich freiwillig ihrem Bruder entzogen, weil ſie ſich vor den Lehren deſſelben entſetzt."

„Natürlich," meinte Pater Briſſard, „bezahlt die Gräfin die Koſten der Reiſe und des Aufenthaltes in Italien."

„Nicht mehr als billig," fiel der Pater Provinzial ein, „und ich trage dem Pater Bonifaz auf ihr das zu ſagen, ſowie, daß wir wegen der Ausſchmückung unſerer Kapelle der unbefleckten Empfängniß auf ſie rechneten.

Sie hat prächtige Diamanten. Dieſe zu opfern als Buße für ihren Fehler würde verdienſtlich von ihr ſein.“

„Nun,“ ſagte Pater Ignacio, „ich habe eine Schweſter, die Superiorin eines Benedictinerinnen-Kloſters in Forcaſſi iſt. Dahin geleite Ihre thörichte Gräfin das Mädchen oder laſſe ſie geleiten. Meine Schweſter, der ich Nachricht geben werde, wird ſie wohl hüten. Und das Kind nimmt dann auch den Schleier, zweifeln wir nicht.“

So verfügten die Väter Jeſuiten über das Schickſal Louiſens, um die Gräfin zu retten.

Die Gräfin hatte Louiſen wiedergeſehen, nichts verſäumt, um ihr Vertrauen zu gewinnen, ihr ſogar Briefe von der Frau von Clavière gezeigt.

Als ſie dann die Weiſung der Jeſuiten erhielt, nahm ſie ſofort ihre Maßregeln. Sie war ſehr reiſeluſtig und ſuchte beſonders gern berühmte Wallfahrtsorte auf. Lange hatte ſie ſchon eine Reiſe nach Italien zu machen gewünſcht und acht Tage nach Louiſens Abreiſe aus St. Aventin meldete ſie ihr, Julio habe die Appellation zurückgezogen. „Er iſt alſo gerettet,“ ſagte ſie, „und Sie werden ihn wieder ſehen, ſo bald Sie die zweite Bedingung, die vierwöchentliche Andacht in einem Kloſter, erfüllt haben. Da ich nun ſchon längſt die Abſicht gehabt habe Santa Casa, das Haus, welches die Jungfrau in Nazareth bewohnte und das von den Engeln nach Loretto getragen worden iſt, zu beſuchen, um da zu beten, ſo nehme ich Sie mit mir. Schreiben Sie alſo Ihrem Bruder, damit er nicht zu lange in Ungewißheit bleibt. Sie dürfen ihm alles erzählen was geſchehen iſt und wie wir ihn gegen ſeinen Willen gerettet haben.“

Louiſe zögerte. Die Wunde im Herzen in Folge von

Verdelons Untreue ſchmerzte noch, ſie dachte wieder bisweilen an das Kloſter und der Wunſch, Italien zu ſehen, wirkte vielleicht auch mit. Genug, ſie nahm das Anerbieten an und ſchrieb einen langen Brief an Julio, der natürlich unterſchlagen wurde. Die Reiſe wurde ſehr ſchnell gemacht, denn die Gräfin ſehnte ſich, Louiſen in ein Kloſter eingeſchloſſen zu wiſſen. Sie brachte ſie nach Forcaſſi und verrichtete dann ſehr andächtig ihr Gebet in Loretto.

Wehe wenn Julio nach Rom kommen ſollte! Pater Ignacio übernahm es ihn bewachen zu laſſen. —

Julio erzählte ſeinerſeits, was er in St. Aventin gelitten, erwähnte den ſchlimmen Ausgang des Prozeſſes, ſeinen Vorſatz, die verlorene Schweſter überall ſelbſt zu ſuchen und wie lange er vergebens gewandert.

Beide fühlten ſich nun ſo glücklich neben einander, daß ſie die gefährliche Lage ganz vergaßen, in welcher ſie ſich befanden.

Zum Glück hatte Julio ſeine Brieftaſche bei ſich, in welcher ſich Geld befand. Um Louiſen gegen jeden Unfall ſicher zu ſtellen, gab er ihr auch einige Goldſtücke. Wie leicht konnten ſie auf der Flucht von einander getrennt werden.

Nach einiger Zeit führte der Fußweg, dem ſie gefolgt waren, nach einem ganz kleinen, aber wie es ſchien, netten Hauſe. Die Thür ſtand halb offen. Ein kräftiger Mann von achtundvierzig bis funfzig Jahren, eine viel jüngere Frau, eine ächte ſchöne Römerin und zwei Kinder, von denen das jüngſte zehn Jahre alt zu ſein ſchien, befanden ſich in dem Hauſe. Einige Olivenbäume ſchien ihr ganzer Reichthum zu ſein.

Julio trat mit der Schweſter in die Thür und grüßte. Man forderte ſie auf einzutreten.

Julio fragte den Mann, ob er ihm nicht zwei Pferde verſchaffen und als Führer bis zur toskaniſchen Grenze dienen könne.

Der Mann errieth in dem Fremden den Franzoſen und mochte wohl glauben, es handele ſich um eine Liebſchaft, um eine Entführung und es ſei vielleicht ein hübſches Stück Geld zu verdienen.

„Sehr gern," antwortete er. „Der Führer will ich ſein, aber ich habe nur ein Pferd. Ein zweites müßte ich von Vetrala holen."

„Wir haben Eile."

„Setzen Sie ſich. Jacomo weiß, daß man gaſtfrei ſein muß. Es iſt nicht viel, aber eine Flaſche alten Montepulciano hat er immer für die, welche ihn beſuchen. Kinder, Ihr ſeid blaß, müde und hungrig. Eßt etwas, erholt Euch. Unterdeß reden wir von der Sache."

Die Frau Jacomos trug auf was ſie hatte, Wurſt, Oliven, Käſe.

„Wenn ihr Eile habt," ſagte Jacomo, „ſo dürfen wir uns nicht aufhalten. Erſt erzählt mir Eure Geſchichte. Ich verſtehe ſoviel Franzöſich. Das habe ich in Rom gelernt 1849, als ich mit gegen die Franzoſen ſchlug und 1859, als ich mich mit ihnen ſchlug. Ich bin ein Soldat Garibaldis, ein großer Feind des Papſtes, der König ſein will. Erſchrecken Sie nicht, liebe Dame, ſonſt bin ich nicht gar ſchlimm. Ich liebe die Pfaffen nicht, habe aber doch manche bei der Revolution in Rom gerettet. Ich glaube ſehr an den lieben Gott

und höre auch gern eine Predigt, aber die Pfaffen wollen die Welt regieren. Damit iſts aus. Wir knirſchen mit den Zähnen, wir Römer, aber lange kann es doch nicht mehr dauern. Jetzt erzählen Sie mir ihre Geſchichte. An die Grenze wollt Ihr, Kinder? Herr, Sie entführen doch das liebe Kind nicht?"

„Sie iſt meine Schweſter."

„Das kennen wir ſchon. Heraus mit der Wahrheit!"

Julio erzählte nun, was in Forcaſſi vorgegangen.

„Diavolo! Junger Mann, Sie ſollten Hauptmann ſein. Wenn Sie zehn Mordthaten auf dem Gewiſſen hätten, ich ſchätzte Sie, und würde Sie weniger beklagen, als daß Sie in dem Kloſter das gethan haben. Vor der Madonna! Gegen die, welche das Meſſer brauchten, iſt die Polizei nachſichtig, aber die Madonna! Das Kloſter! Sie wiſſen gar nicht, was Sie gethan haben. Alle Sbirren ſind bereits hinter Ihnen her. Und der Signor Commiſſario della Santa Inquiſizione iſt ein ſchrecklicher Mann. Das ganze Land zittert vor ihm. Es wird große Treibjagd nach Ihnen angeſtellt. Ehe eine Stunde vergeht, ſind ſie hier an meiner Thür und durchſuchen mein Haus. Aber wenn ſie uns fangen, will ich ſie loben."

Jacomo glaubte noch immer, daß Julio eine Geliebte entführt habe; alles Abreden half nichts; Julio mußte ihm ſeine Meinung laſſen.

Nach dem Eſſen ſagte Jacomo:

„Ihr liebt einander; daran thut Ihr wohl. Zu mir iſt nicht gerade ſehr viel, aber auf die Liebe laß ich nichts kommen. Ich liebte meine alte Mutter, die ich

vor zehn Jahren verloren habe, — möge ihre Seele im Paradieſe ſein! Ich liebte die Frau da. Ich war bei der Revolution in Rom; als es vorbei, kehrte ich hierher zurück und ſie ließen mich auch in Ruhe, aber als Garibaldi kam, ging ich mit ihm und wenn er den Jacomo wieder braucht, denn Italien iſt noch nicht ganz frei, dann iſt er dabei. Weder Weib noch Kinder halten mich."

Während er ſprach, machte er ſich reiſefertig.

„Da es eilig iſt, hole ich kein Pferd für Sie. Sie gehen mit mir. Wenn man hübſche Mädchen entführt, muß man Mann ſein können. Mein Pferd iſt gut und kennt die Wege nach der Grenze alle ſo gut wie ich ſelbſt. Sie können ſich auf das Pferd verlaſſen, ſchönes Kind. Sie brauchen auch gar nicht reiten zu können; bleiben Sie nur ruhig ſitzen. Mein Sattel iſt weich. Halten Sie ſich an dem hohen Knopfe feſt. Wenn es Gefahr giebt, laſſen Sie den Zügel los, drücken die Ferſe an das Pferd und fürchten ſich vor gar nichts. Es bringt Sie aus des Teufels Klauen. Leb wohl, Frau! Lebt wohl, Kinder! Vor Morgen gegen Mittag ſeht Ihr mich nicht wieder. — Nun vorwärts! Es lebe die Freiheit!"

Der Mann hatte ſich mit zwei Piſtolen verſehen und er fragte Julio:

„Haben Sie Waffen?"

„Ja wohl," antwortete Julio, der ihm einen kleinen Revolver zeigte.

„Bravo, junger Mann! Wir können uns wehren."

An der Thür ſetzte er hinzu:

„Die Grenze iſt auf mehreren Wegen zu erreichen.

Natürlich ſucht man ſie auf dem directeſten und bequemſten, auf dem von Petigliano über Valentano. Nehmen wir alſo den von Volscarceta. Er iſt wilder, ſchwieriger. Man wird Sie in den Schluchten nicht ſuchen, wo die Schmuggler herrſchen. Die Schmuggler..."

Er wollte ſagen: ich bin ſelbſt einer, aber er unterließ es und ſetzte nur hinzu:

„Die Schmuggler kennen Jacomo."

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Druck von G. Kreyſing in Leipzig.